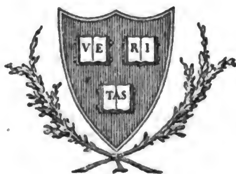



VE RI TAS

Decken

# Helgoland oder Heiligeland



# Philosophisch-historisch-geographische

# Untersuchungen

über

die Insel

# Helgoland oder Heiligeland

und ihre Bewohner.

---

Von

F. von der Decken,

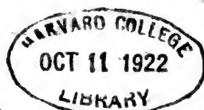
Königl. Großbritt. Hannov. General-Feldzeugmeister, Chef des Ingenieur- und Artillerie-Corps, und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen.

Mit 2 Kupfertafeln und 2 Charten.

---

Hannover, 1826.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.


HARVARD COLLEGE
OCT 11 1922
LIBRARY



**Ansicht von Helgoland,**
*von der Sand-Insel.*



**Ansicht von Helgoland,**

*vom Gipfel des Felsens, der zu Hammettons Landspitze führt.*

# Inhalt.

# Einleitung.

Die Lage und natürliche Beschaffenheit der Insel Helgoland der zerstöhrende Einfluß des Meers auf ihre Oberfläche, die Abkunft, früheren Schicksale, Sitten, bürgerliche Verfassung und der Character ihrer Bewohner: alle diese Eigenthümlichkeiten machten diesen kleinen Fleck der Erde schon längst zu einem Gegenstande der Nachforschungen des Geschichtschreibers, Länderkundigen und Menschenbeobachters *).

Die Helgolander geben uns das seltene Schauspiel eines Volks, das, so weit wir seine Geschichte verfolgen können, ohne Vermischung mit andern Nationen seinen Wohnsitz nicht verändert hat.

Erblicken wir in diesen Insulanern Nachkommen jener Cimbrer, vor denen einst das stolze Rom zitterte? Ist ihr Felsen ein Rest jener mitten im Oceane belegenen Insel, welche durch die Verehrung die benachbarte Völker auf ihr einer Gottheit bezeigten, vom Tacitus mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit beschrieben, im Alterthume eine hohe Berühmtheit erlangte?

Sie selbst glauben Nachkommen eines einst mächtigen, längst im Strome der Zeit untergegangenen Volks zu seyn. Wirklich haben sie uns von dem Character der Friesen ein treueres Bild aufbewahrt, als die Provinzen, die einst zu Friesland gehörten und noch diesen Namen führen.

*) S. Anmerkung I.

Die Nachrichten der Römischen Geschichtschreiber über die Völker, die in früheren Zeiten die Küsten des Deutschen Meeres bewohnten, sind spärlich und dürftig; unvollständiger noch die der Chronikenschreiber des Mittelalters. Die Geographie, die schon Strabo das Auge der Geschichte nannte, erhellt nicht dem Forscher die ihn umgebende Finsterniß.

Die Geographie von Helgoland, seit dem 7ten Jahrhunderte, ist ziemlich bekannt. Wir kennen die heiligen Haine, Tempel, Burgen und Oerter, die einst diese Insel schmückten. Die Begriffe der Friesen von dem Wesen der höchsten Gottheit, vom Stande und den Rechten ihrer Priester, die Vermischung der Religion der Scandinavier, Gallier und Römer mit der Friesischen: alle diese dunkeln Gegenstände erhalten durch die Geschichte von Helgoland einiges, wenn gleich nur dürftiges Licht.

Werden die Folgerungen, entlehnt aus diesen unvollständigen Nachrichten, die Aufstellung von Hypothesen über den gemeinschaftlichen Ursprung der Friesen, der Bewohner der Marschen auf den Küsten des Deutschen Meers und der Helgolander von den Cimbrern; über die religiöse und politische Verfassung der Länder, die den Friesischen Staat bildeten und die Wichtigkeit von Helgoland in beiden Beziehungen vor dem Richterstuhle der strengen Kritik rechtfertigen? Bescheiden machen sie nur auf Wahrscheinlichkeit Ansprüche.

Von Helgoland aus verbreitete die christliche Religion zuerst ihren Einfluß auf Dänemark; aber noch lange erhielten sich auf ihr Spuren des Heidenthums. Die Insel erhielt den Namen: die Heilige, nicht wegen Heiligkeit ihrer Bewohner. In dem Zeitraume, der auf die Einführung des Christenthums folgte, verschwindet sie gleichsam aus der Geschichte. Als es wieder etwas Tag wird, sehen wir die Helgolander treue Genossen der seeräuberischen Normänner. Allein, welche Wirkung

fremder Einfluß auch auf die Entwickelung ihres National-Characters gehabt haben mag, immer blicken die Hauptzüge des Ur-Characters durch das Entlehnte, oder Aufgedrungene.

Die freie Verfassung der Friesen hat sich vom Festlande nach Helgoland zurückgezogen, und dort in allen Stürmen der Zeit erhalten. Das schwächste Volk in Europa genießt ununterbrochen einer größern politischen und bürgerlichen Freiheit, als kein anderes sich rühmen kann. Seine Schwäche ist sein Palladium.

Das Meer entriß den Helgolandern nach und nach ihre Aecker und Wiesen. Aufklärung und angewandte kräftige Verfügungen der handelnden Welt machten der Seeräuberei in den Deutschen Gewässern ein Ende; dahin waren ihre vorzüglichsten *Nahrungsquellen*; nur die Fischerei blieb. Da gewährte ihnen der *immer mehr* aufblühende Seehandel durch das Lootsen-Geschäft einen Ersatz. Dieser kleine Ausfluß aus dem Gewinnste der Seehandlung machte ihr Loos erträglicher, als dasjenige, das der auf sich selbst beschränkte Fischfang zu geben vermag; er ließ noch einen kleinen Ueberschuß für den Luxus übrig, erleichterte ihnen die Erhaltung der Hauptzüge ihres Ur-Characters. So gewähren sie uns den Anblick eines mit sich und seinen Verhältnissen zufriedenen Völkleins.

Aber plötzlich veränderte sich die Scene. Auf einer der letzten Stufen des menschlichen Behagens stehend, kommen die Helgolander mit den Höheren in unmittelbare Berührung. Ihr Felsen wird der Tummelplatz eines eben so lebhaften Handels, als einst auf dem von Ormus, im Persischen Meerbusen, statt fand.

Der Handel, im Laufe der gegen die Französische Staatsumwälzung geführten Kriege, nach und nach von Amsterdam, Hamburg, Tönningen und Gothenburg verscheucht, suchte und

und fand auf Helgoland einen Zufluchtsort. Gewinnsucht vereinigte hier friedliche und feindliche Völker. Außergewöhnlich, wie die Ereignisse waren, die die Handlung hierher führten, eben so ungewöhnlich war der Character, den sie annahm; der Schleichhandel mit allen seinen Attributen ward zum herrschenden Systeme erhoben.

Und unsere Insulaner?

Gleichsam als habe die Vorsehung ein Bild von den nachtheiligen Wirkungen des zu schnellen Uebergangs von Armuth zum Reichthume geben wollen, erfuhren sie das Schicksal eines Menschen, der plötzlich in neue, seinen Zustand sehr verbessernde Verhältnisse versetzt wird: sie wußten den Reichthum, der sich ihnen unvermuthet darbot, nicht zu benutzen. Die Periode des größten Luxus bei einem Volke, der nicht aus bleibenden Veranlassungen entspringt, ist gemeiniglich der Verbote seines Verfalls. Verfügungen des damaligen Herrschers auf dem Europäischen Festlande, nicht unmittelbar auf die Helgolander gerichtet gewesen, aber auf sie zurückwirkend, beschleunigten ihn.

Noch hebt der Felsen von Helgoland sein Haupt aus den Wellen hervor, Deutschlands äußerste Schildwache gegen Norden. Nicht drohend ist ihre Stellung, ein Wegweiser nur für die friedliche handelnde Welt. Aber das Meer untergräbt den Grund des Felsens, vielleicht noch einige Jahrhunderte, und er wird nicht mehr seyn. Ein Verlust, schmerzhafter für die Seefahrt und Handlung, als das Verschwinden großer Länder aus der Reihe der Staaten auf dem Festlande.

## Erstes Kapitel.

### Ansicht.

Schon in einer Entfernung von sechs Meilen verkündigt in der Dunkelheit der Nacht der Leuchtthurm auf Helgoland die Nähe dieser den Schiffen Gefahr drohenden Insel. Kaum erblickt der Schiffer den Strahl des Lichts, schnell werden die Segel eingezogen und fleißig wird zur Untersuchung des unsichern Grundes des Meers das Senkblei ausgeworfen. Nicht ohne Besorgniß, vorzüglich wenn die Nacht dunkel und stürmisch ist, wird der Anbruch des Tages erwartet.

Ermüdet durch den Anblick der unermeßlichen Meersfläche, oder der flachen Küsten Hollands, oder der Inseln und Dünen *), die die Holländischen und Deutschen Küsten beschützen, denen sich die Schiffe oft unwillkührlich nähern müssen, ist der Anblick des Helgolander Felsens, der sich nach und nach majestätisch aus den Wellen erhebt, äußerst überraschend. In einer Entfernung von fünf Meilen zeigt er sich nur als ein kleiner schwarzer Punkt am Horizonte. Immer höher und höher wächst bei der Herannäherung die Masse aus dem Meere hervor. Der weiß und röthliche Stein, aus welchem der Obertheil des Felsens besteht, bildet parallel laufende und gleich breite Schichten, die, vorzüglich wenn sie von der Morgensonne be-

*) Dünen sind Sandhügel, die sich am Umfange der Inseln durch das Abwehen des Meersandes gegen das Innere während der Ebbe bilden.

strahlt werden, das Ansehen einer künstlichen Zusammensetzung haben, und einem weiß und roth gestreiften Bande gleichen.

Jetzt zeigen sich der Feuerthurm, die Kirche und Häuser-Gruppen in schwachen Abrissen. Allein die Einbildungskraft ist zu sehr aufgeregt, sich den Eindrücken der Wirklichkeit zu überlassen. Aehnlich aufgemauerten Festungswerken stellen sich die steilen und hohen Felsenwände von allen Seiten dar. Warum schuf die Kunst in der Mitte des Oceans ein zweites Luxemburg? Bedurfte die hier einst verehrte Gottheit des Schutzes dieser Festungswerke? Oder wollten sich hier Seeräuber dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit entziehen?

In der Nähe verschwindet die Täuschung. Die Natur brachte hervor, was Menschenhände nicht vermochten. Die geträumten künstlichen Befestigungen sind die steilen Abhänge des Felsens, die das Meer oft überhängend, oft unterwärts ausgehölt hat. Ein ungeheurer Pfeiler wird sichtbar, der die äußere Spitze des obern Umfangs zu tragen scheint, und sich nur noch mit einem schwachen Bogen an die ganze Masse anschließt; er bildet ein Gewölbe, unter welchem Böte durchfahren. Andere Pfeiler stehen einzeln, ohne Verbindung mit der Hauptmasse. Abgerissene Stücke des Felsens sind diese Pfeiler, Wohnsitze der See-Meeven, die ihre unzugänglichen Spitzen umflattern. Dies lustige Gefieder achtet die Wuth des furchtbaren Elements nicht, das ihrem Wohnsitze den Untergang droht. Ein sandiges Eiland, nur durch einen Canal von dem Felsen getrennt, erinnert an die eben aus den Augen verlorenen Dünen.

Das Meer tobet um den Felsen, brauset in den Schluchten und tiefen Gewölben; schäumend thürmen sich seine Wellen an dem Ufer, hohe Brandungen erhebend, gleichsam als zürne der Gott des Meers, daß der Felsen noch wage seiner Macht Widerstand zu leisten. Das Ganze stellt eine furchtbare Natur-

Scene dar: Kampf der Elemente, aber der Sieg zu Gunsten des Meers; freudige Eindrücke gewährt sie nicht; alles erscheint kahl und öde, kein Baum, keine Staude, nichts Grünes erquickt das Auge. Helgoland ist kein St. Juan Fernandes, kein Tinian! Und dieser Grausen erregende Felsen ist alles, was von dem einst so berühmten heiligen Eilande übrig geblieben ist?

Das Andenken der Vergangenheit muß der Gegenwart Reitze leihen; das noch Vorhandene die dunkle Vorzeit erhellen.

## Zweites Kapitel.

## Beschreibung.

Die Insel Helgoland liegt in der Nord-See, oder dem Deutschen Meere, unter dem 54sten Grade, $11\frac{1}{2}$ Minute nördlicher Breite, und 25sten Grade 34 Minuten der Länge, ostwärts des Farroischen Meridians, 6 Meilen von den Mündungen der Elbe, Weser, Haver und Eider entfernt.

Sie besteht aus zwei Theilen: aus der Insel selbst und einer durch einen Canal von ihr getrennten Sand-Insel.

Zwei sogenannte Häfen sind bei ihr befindlich: der Süder- und Norder-Hafen; beide gewähren einen unsichern Zufluchts-Ort. Der erste hat einen schlechten Ankergrund, eine geringe Tiefe, und gibt beim Südwinde keinen Schutz. Der andere hat zwar bessern Grund und größere Tiefe, steht aber dem Nordwestwinde offen; durch die allen Seiten nahe liegenden Klippen wird in selbigem die Gewalt der Wellen bei anhaltenden Stürmen gefährlich. Kleine Schiffe sind daher genöthigt, mit der Veränderung des Windes, sich bald auf der einen, bald auf der

andern Seite des Felsens vor Anker zu legen; für größere ist eine offene, auf der Nordseite der Sand-Insel befindliche Rhede, der beste Ankerplatz. Bei sehr heftigen Stürmen sind die letztern oft gezwungen die Anker zu kappen und in die weite See zu stechen.

Die Engländer haben in dem Canale, der beide Inseln trennt, den Versuch gemacht, eine Art von Noth-Hafen anzulegen, der jedoch wegen zu starken Strömungen nur unvollkommen ausgeführt ist.

Der Felsen bildet den Hauptttheil der Insel. Seine Höhe beträgt 206 Fuß über die Meersfläche. Vor dem Felsen ist ein flaches Vorland, das eine Viertel-Stunde im Umfange hat. Hier ist der einzige Landungsplatz, der aber nur Böten den Zugang verstattet. Die hohen Brandungen, die bei Winden von einiger Bedeutung das Ufer umgeben, machen es rathsam, sich der Böte der Einwohner beim Landen zu bedienen.

Der Boden dieses Vorlandes besteht größtentheils aus Sand, vermischt mit Theilen von dem Felsen, die nach und nach herabgerollt sind; gegen gewöhnliche Ueberschwemmungen ist es durch seine Höhe gesichert. Es ist ohne Zweifel der Fuß eines Theils des abgerissenen Felsens. Von der Nordseite durch den Felsen geschützt, blieben hier die Riffe, welche die Unterlage des Felsens bildeten, mit Sand bedeckt; durch Anspülung der von demselben losgerissenen Steine, des sogenannten Tacks- und Meergrases, und überhaupt des im Meere erzeugten Bodensatzes hat dies Vorland einen Zuwachs erhalten. Dieser ist jedoch nicht bedeutend, und wird sich überhaupt schwerlich weiter, als der Schutz des Felsens reicht, ausdehnen.

Die Insulaner bemerken jede auch unbedeutende Vergrößerung ihres Vorlandes mit ungemeiner Freude. Während das Meer ihr kleines Grund-Eigenthum auf dem Felsen immer

mehr verkleinert, sehen sie die Erweiterung des ihnen so wichtigen Vorlandes als einen Ersatz an; im Hintergrunde herrscht die — freilich trügliche — Hoffnung, auf selbigem, wenn einst der Felsen verschwunden seyn wird, einen Zufluchts-Ort zu finden.

Die Spitze dieses Vorlandes zeigt ein seltsames Naturspiel; bei jeder bedeutenden Veränderung des Windes nimmt sie eine andere Gestalt an; bald nach Süden, bald nach Norden herumgeworfen, bildet sie oftmals einen kleinen Hafen, in welchem zwanzig und vielleicht noch mehrere Schaluppen mit völliger Sicherheit liegen können. Wie wohlthätig würde dies Geschenk der Vorsehung seyn, wäre es nur bleibend! Aber kaum verändert sich der Wind, und schnell ist jede Spur des Hafens verschwunden.

Hart an der Felsenmauer, auf dem höchsten Theile des Vorlandes, stehen funfzig bis sechszig Wohnhäuser, und vor ihnen, nur durch eine enge Gasse abgesondert, die Schiffsbuden oder Packräume zur Aufbewahrung der Geräthe für die Schifffahrt und Fischerei. Hier sind die Werften für die Schaluppen; größere Schiffe werden auf dem festen Lande gekauft. Auf dem zur Seite liegenden freien Platze werden bei guter Witterung die Netze getrocknet, bei Eisgängen und Stürmen die Schaluppen hinaufgezogen und in Sicherheit gebracht. In der Zeit des Fischfangs werden die Fische hier ausgenommen, gesalzet und getrocknet, verpackt und eingeschifft.

Große Lebhaftigkeit herrscht auf diesem kleinen Fleck, wo jede fußbreite Erde von hohem Werthe ist. Er war während mehrerer Jahre der Haupttummelplatz des Europäischen Seehandels im Norden. Ein Blick von der Höhe des Felsens herab auf das Gewimmel der Menschen, das hier in mannichfaltigen Gestalten und Sprachen sein Wesen trieb, war überraschend. Selbst nachdem der Handel von der Insel entwichen ist, bietet

dies Vorland eine Ansicht von Lebhaftigkeit und Thätigkeit dar, ähnlich den Marktplätzen großer Städte.

Auf der Oberfläche des Felsens herrscht dagegen Ruhe und Stille. Zu ihr gelangt man, vermittelst einer bequemen Treppe, welche die Dänische Regierung im Jahre 1769 mit einem Kostenaufwande von zwei Tausend Thalern hat anlegen lassen. Sie zählt 126 zehn Fuß breite Stufen und vier Ruhepunkte, auf welchen Bänke stehen. Sie ruht unmittelbar auf dem zu diesem Zwecke ausgehauenen Felsen, und ist der einzige Weg der zu dem Oberlande führt. Gleich von ihr tritt man in die Stadt ein, die etwa 350 Wohnungen und eine Kirche enthält.

Die Häuser sind von Backsteinen, nur zwei haben zwei Stockwerke. Sie sind mit Dachsteinen gedeckt, dicht an einander in Reihen nach Westen und Osten aufgeführt, zwischen welchen schmale Gassen, die höchstens zweien Fußgängern den Durchgang verstatten, gehen. Alle Hausthüren sind an der Südseite angebracht, und in einer und derselben Straße in den gegenüber stehenden Häusern einander nicht zugekehrt. Wer daher zu seinem gegenüber wohnenden Nachbar gehen will, muß erst in der nebenstehenden Straße dessen Hausthüre suchen. Diese Stellung der Häuser, die sich auch auf andern Inseln in den nördlichen Gewässern findet, scheint eine Spur der Zeit der Normänner zu verrathen.

Zur Sicherheit gegen den jähen Abhang ist am Rande des Felsens, so weit sich die Stadt erstreckt, eine Brustwehr aufgeführt, deren Erhaltung den Einwohnern bedeutende Kosten veranlaßt. In ihr sind mehrere Batterien eingeschnitten, deren eine den mit einem Thore versehenen Eingang der Treppe vertheidigt.

Mehr als die Stadt zieht der Feuerthurm die Aufmerksamkeit auf sich. Er steht auf einer Anhöhe, etwa 200 Schritt von

den äusserſten Häuſern der Stadt in Weſten, iſt viereckig und von Brandmauern aufgeführt. Vermöge ſeines Standorts iſt er ſchon über zwei hundert Fuß über die Meersfläche erhaben. Er wirft einen hellern Schein und in größerer Ferne von ſich, als alle andern Feuerthürme in den Europäiſchen Gewäſſern. Je dunkler und ſtürmiſcher die Nächte ſind, um ſo größer iſt die Quantität der erforderlichen Kohlen zur Erhaltung des Feuers. In einer ſolchen Winternacht werden oft an die 400 Pfund Steinkohlen verbrannt.

Die Koſten der Unterhaltung des Feuerthurms, der Anſchaffung der Kohlen und der Beſoldung des ſogenannten Backenmeiſters oder Bläſeurs, ſind ſehr bedeutend. Nach einem zwiſchen der Däniſchen Regierung und der Stadt Hamburg in den Jahren 1673 und 1678 geſchloſſenen und 1705 erneuerten Vertrage, mußten die Hamburger die Steinkohlen zur Unterhaltung des Feuers liefern und alle übrigen Unkoſten ſtehen. Dagegen erhielten ſie das Recht, von den auf der Elbe ankommenden Schiffen ein Feuer- oder Backengeld zu erheben. Obgleich dieſe Einnahme die Ausgabe nicht deckte, erneuerten die Engländer, ſeitdem ſie im Beſitze dieſer Inſel ſind, doch dieſe alten Verträge mit Hamburg nicht. Sie ſtehen nunmehro die Koſten des Feuerthurms und beziehen das Backengeld zu dem jährlichen Betrage von ohngefähr 340 Pfund St., wogegen ihre jährliche Ausgabe für die Unterhaltung des Leuchtthurms auf 2000 Pfund St. berechnet wird.

Das Meer hat die Oberfläche des Felſens rund herum ſo ſehr untergraben, daß man ſich nicht ohne Gefahr dem Rande nähern darf. Neben dem ſogenannten Flaggen-Berge befindet ſich eine wirkliche Vertiefung des Oberlandes, die von der Weſtſeite des Felſens anfängt und die Inſel der Mitte nach durchſchneidet. Hier, wo ſie die geringſte Breite hat, gerade unter

dieser Vertiefung, hat das auf beiden Seiten eingedrungene Meer Höhlen gebildet, von welcher die auf der westlichen schon bis zu einer bedeutenden aber unbekannten Tiefe sich erstreckt.

Auf diesem Obertheile sind drei Hügel von unbedeutender Höhe: der Backeberg, auf welchem der Feuerthurm steht; etwa ein hundert Schritt von diesem in Süden der Moderberg, auf welchem vormals ein Pulvermagazin befindlich war; acht hundert Schritt nordwärts von dem Feuerthurme der bereits erwähnte Flaggenberg, dessen Bestimmung der Name bezeichnet. Nahe bei diesem Hügel sind drei Cisternen, zum Auffangen des Regenwassers, wovon die größte, die Sapskehle genannt, in der Geschichte eine Rolle spielt. Das in ihnen gesammelte Wasser hat zwar ein röthliches Ansehen und ist unangenehm von Geschmack, ist indessen das einzige Wasser auf der Insel, dessen sich die Einwohner zum Kochen und Trinken bedienen können.

Bei der Ebbe läuft das Meer so weit ab, daß man trocknen Fußes die ganze Insel umgehen kann. Dieser Gang ist aber, wegen des felsigten, mit einem glatten Schleime überzogenen Grundes, nicht nur beschwerlich, sondern auch in Betreff der oft plötzlich herabrollenden Felsenstücke, mit einiger Gefahr verbunden. Zu allen Zeiten, vorzüglich im Frühjahre, wenn warme Sonnenstrahlen die Ritzen und Spalten der Felsenwand durchdringen, lösen sich große Steine, sogar ganze Felsenstücke von der Felsenwand ab, und stürzen mit großem Geräusche ins Meer. Diese Erscheinungen ereignen sich auf der nördlichen Seite am häufigsten.

Zweckmäßiger ist es, wenn man den Felsen in seinem ganzen Umfange in Augenschein nehmen will, bei ruhigem Wetter die Insel zur Zeit der Fluth mit einem Boote zu umschiffen.

Ohnerachtet der nördlichen Lage der Insel, bietet der Boden des Obertheils jenes herrliche Grün dar, das in den

Englischen Parks das Auge entzückt, ohne, wie dort, von der Kunst nachgeholfen zu werden.

Sonnenschein, Regen und Frost haben den Boden locker gemacht und den Thon des Felsens erweicht; so ist nach und nach eine Vermischung von Dammerde und Sand erzeugt, die sich zur Cultur vortrefflich eignet. Rings herum vom Meere eingeschlossen, ist die Atmosphäre immer mit salzigen Theilen geschwängert, die auf das Gedeihen des Grases wohlthätig wirken und einen vortrefflichen Rasen erzeugen.

Mild, gleich dem Klima zu Paris, ist der Winter; er äußert sich wie zu Bergen in Norwegen, mehr durch Regen als Frost. Das Meer friert in der Nachbarschaft der Insel niemals zu, und wird nur, bei lange anhaltender Kälte, mit Treib-Eis aus den benachbarten Strömen belegt. Die Sommerhitze wird durch den Zug der frischen Seeluft gemäßigt; kein kalter Nachtwind unterbricht die ruhigen und angenehmen Sommerabende. Die Temperatur der Luft während des Abends und der Nacht weicht wenig von der des Tages ab. Höchst selten verdunkeln Gewitterwolken den heitern Himmel, und, sehr wenige Fälle ausgenommen, ziehen sie unschädlich vorüber. Der Regen ist im Sommer nicht anhaltend, desto länger dauern die Frühlings-Nebel.

Diese Erfahrungen über das Klima entsprechen denen über das auf andern Inseln in der Nord-See herrschenden. Allein die Beobachtungen über die Wirkung der Stürme sind abweichend. Der Helgolander Felsen, von der See aus anscheinend der Sitz des Gottes der Winde, bricht an seiner hohen und steilen Felsenwand die auf dem Meere herrschenden Windströme; daher sind die heftigsten Stürme auf seiner Oberfläche nicht fühlbarer, als im Innern des Festlandes, das gegen jene Meer-Windströme durch seine landeinwärts gelegene Lage gesichert ist. In

der Nähe der Felsenwand auf dem Vorlande ist beim heftigsten Sturme kaum ein Wind zu spüren.

Etwa eine halbe Meile in Osten von der Insel liegt die Düne, ein Haufen von Sandhügel, die vom Winde oftmals eine andere Gestalt erhalten. Diese Sand-Insel, einst ein Theil von Helgoland, hat dieselbe Beschaffenheit als die Sand-Inseln vor der Oldenburgschen und Hannöverschen Küste. Auf ihr wachsen alle die Flugsand-Gewächse, die auf den eben erwähnten Inseln angetroffen werden. In ihrer Mitte hat sich ein kleines Thal, in welchem Moos und Gras wächst, gebildet; vielleicht wäre dieses der Cultur fähig, welches mit dem übrigen Theile der Insel schwerlich der Fall seyn möchte. Sie ist unbewohnt; eine hölzerne Hütte, versehen mit einem Herde, ist das einzige hier befindliche Gebäude, bestimmt, den auf dem Strande der Sand-Insel scheiternden, und dem Schiffbruche entgangenen Schiffern, vorläufig, bis Hülfe von Helgoland erfolgen kann, Schutz gegen die üble Witterung zu verschaffen. Diese nämliche, jetzt ganz verfallene Hütte, ist in neueren Zeiten durch den Aufenthalt eines Monarchen, der vom Throne heruntergestiegen, sich nach seinem politischen Schiffbruche hier mehrere Tage aus Wahl aufhielte, merkwürdig geworden. Die Helgolander erinnern sich noch mit Dankbarkeit der Wohlthätigkeit dieses Fürsten.

Der Strand dieser Insel ist ein äußerst gefährlicher Ankergrund. Es sind Beispiele vorhanden, daß hier hergetriebene Schiffe in einer stürmischen Nacht tief im Sande begraben wurden, ohne irgend eine Spur hinter sich zu lassen.

Die Helgolander verdanken ihr zwei sehr wichtige Geschenke der Natur: sie liefert außer dem in den Cisternen auf dem Obertheile gesammelten Regenwasser das einzige süße trinkbare Wasser in dem dazu eingerichteten Brunnen und die ihnen für ihre Fischerei fast unentbehrlichen Sandspinnen.

Zweifel sind über die Entstehung des in diesem Brunnen sich sammelnden Wassers entstanden. Obgleich klar und wohlschmeckend, halten es die Helgolander der Gesundheit nachtheilig, und bedienen sich dessen nur, wenn ihre Cisternen im Sommer wegen Dürre nicht hinlängliches und im Winter wegen Frost kein Wasser liefern.

Das Wasser wird bekanntlich denen unmittelbar an der See oder an Flüssen belegenen Ländern, theils durch das eindringende Fluß- oder Meerwasser, theils durch die Atmosphäre zugeführt.

Die der Helgolander Sand-Düne gegenüber liegenden Ostfriesischen Inseln haben, was die Oberfläche anbetrifft, gleiche Beschaffenheit mit der ersteren. Nach den Beobachtungen des Herrn Oec. Raths Meyer *) enthalten jene Inseln, in einer Tiefe von 2, 4 bis 6 Fuß, überall süßes Wasser, ohne eine Quelle zu führen; sie bildeten, wie historisch erwiesen ist, ehemals Theile des zunächst liegenden Festlandes. Die Seewinde haben nach und nach ihren Marschboden — der schon eine Unterlage von Sand hatte — mit einem neuen Sandboden überzogen; allein an vielen Stellen findet sich noch ein sehr bindender Boden, gleich dem auf der Ostfriesischen Küste, der dem Obersande zur Grundlage dient; dieser läßt das durch Regen und Schnee den Inseln zugeführte Wasser bis zu der Tiefe durchsinken, in welcher der zur Unterlage dienende Thonboden das weitere Versinken aufhält.

Aus der nämlichen Ursache fand die Englische Armee, als sie unter den Befehlen des Generals Abercromby eine Zeitlang

---

*) Ueber die Vegetation der Ostfriesischen Inseln. Hannov. Mag. Jahrgang 1823.

auf der Sand-Düne vor Alexandrien in Aegypten gelagert war, in einer Tiefe von 4 bis 6 Fuß überall Trinkwasser.

Auf der Helgolander Sand-Insel findet sich, so weit die nur sehr oberflächlichen Versuche reichen, keine Spur, daß unter der sandigen Oberfläche ein thonigter oder gebundener Boden liege; der grobe Seesand wird auch überall in der Tiefe angetroffen. Außer dem Wasser in dem Thale trifft man keins in der Tiefe an.

Zwischen diesem Brunnenwasser und dem, was man durch Graben auf den Ostfriesischen Inseln erhält, scheinen folgende Verschiedenheiten zu seyn:

Nach den angezogenen Bemerkungen des Herrn D. R. Meyer sind die Wasser-Bassins auf den letztern von der Wassermasse des Meeres abhängig; mit der Abnahme des Seewasserstandes sinkt auch die Süßwassermasse des Bodens, und mit den steigenden Herbst und Winter-Fluthen nimmt sie ebenfalls einen höhern Stand an. Bei anhaltend trockner Zeit wird die Wassermasse geringer. Wenn nach einer anhaltenden Regenzeit der Boden viel atmosphärisches Wasser aufgenommen hat, läßt sich das Sinken der Süßwassermasse gegen den Strand hin mit eintretender Ebbe an Stellen, die in geringer Tiefe eine bindende Erdschicht haben, sehr auffallend wahrnehmen.

In dem Brunnen auf der Helgolander Sand-Insel findet nach der Versicherung der Helgolander weder zur Zeit der Trockenheit noch bei lange anhaltendem Regenwetter eine Veränderung in der Quantität der Wassermasse statt; auch hat die Abnahme des Seewasserstandes auf ihr keinen Einfluß.

Hieraus scheint zu folgen, daß dieser Brunnen sein Wasser entweder gar nicht oder doch nur zum kleinsten Theile der Atmosphäre verdanke, und man würde sich berechtigt halten können, auf unterirdische Quellen zu schließen, wenn nicht die Beschaf-

fenheit

fenheit und der Geschmack des Wassers, von dem des gewöhnlichen Quellwassers ganz verschieden sey. Es hat nämlich, sowohl was Geschmack als Gewicht anbetrifft, mit dem Regenwasser nichts gemein, ist sehr matt, weich und kraftlos, gleich dem durch Sandstein filtrirten Marschwasser, und gleich diesem dem baldigen Verderben unterworfen.

Demnach entsteht die Vermuthung, daß hier die Natur das Seewasser auf ähnliche Art filtrirt, als salziges und ungenießbares Wasser durch künstliche Filtrirsteine genießbar gemacht wird.

Ueber das Eindringen des See- oder Flußwassers in die zunächst liegenden Ufer, fehlt es an genügenden Beobachtungen. Daß ein bindender Boden selbigem Widerstand leiste, lehren die Erfahrungen an der Unter-Elbe in den Gegenden, wo diese noch salziges Wasser führt; in geringer Entfernung von dem Wasserstande der Fluth sind dort die nur mit einem schwachen Erddamme von bindenden Marschboden gegen selbige abgesonderte Gräben mit süßem Wasser angefüllt, das ihnen die Atmosphäre mittheilt. Ein aus losen Erdtheilen, z. B. Sand, bestehendes Ufer, verstattet dagegen das Eindringen.

Der einzige auf der Insel Helgoland, nämlich auf ihrem Vorlande, befindliche Brunnen, liefert nur halbsalziges Wasser, (Brackwasser,) das für Menschen und Vieh ungenießbar ist. Der Boden dieses Vorlandes ist, wie bereits bemerkt worden, ein Gemisch von Thon und Sand. Vermuthlich kann daher der Sand seine filtrirende Eigenschaft nicht, wie auf der Sand-Insel in seiner ganzen Kraft äußern; das sich durchziehende Seewasser, welches sich mit dem atmosphärischen Wasser, das sich in dem Brunnen sammelt, vermischt, hat nur zur Hälfte seine salzige Eigenschaft verloren.

Das Seewasser hat aber einen bedeutenden Weg zurück zu legen, ehe es zu dem im Mittelpunkte der Helgolander Sand-

Insel belegenen kleinen Thale gelangt, und dieser führt durch groben, mit keinen bindenden Erdtheilen vermischten Seesand. Vermuthlich bleiben die Salztheile desselben auf diesem Wege an den Sandkrumen hängen, und nur die süßern kommen, befreit von jenen, in dem Thale hervor.

Da durch diesen Proceß der Natur das Wasser zu sehr von allen schleimigten Theilen entblößt ist, kann es nicht lange erhalten werden. Das sehr schlammigte und unreine Wasser der Themse läßt sich bekanntlich am längsten in Fässern aufbewahren, sogar wenn es in Fäulniß übergegangen ist, reinigt es sich von selbst wieder; denn sobald sich der Schlamm und die großen Würmer zu Boden gesetzt haben, wird es wieder trinkbar.

Die einzigen Bewohner dieser unheimlichen Sand-Insel sind Kaninchen, die den Helgolandern zu allen Jahrszeiten das Vergnügen der Jagd verschaffen. Beinahe auf allen Sand-Inseln finden sich diese; vielleicht war die Jagd die Veranlassung zu ihrer Verpflanzung. Auch durch Schiffbrüche können sie hierher verschlagen seyn.

Unter den abgerissenen Felsenstücken, die Pyramiden ähnlich ihr Haupt aus den Wellen erheben, wird einer, der sich schon in einer bedeutenden Entfernung von der Insel auszeichnet, vorzugsweise der Mönch genannt. Er dient den Schiffern zum Puncte, auf welchen sie zusteuern, weshalb er auch unter dem Namen Markstein bekannt ist.

Von dem vormals so berühmten Piepersloch weiß man nur noch die Stelle zu bezeichnen. Dies Loch war eine in einer gegen Norden gelegenen Klippe befindliche Oeffnung, aus welcher ein beständiges Brausen, dem Klange einer Pfeife ähnlich, hervorging.

In einer Entfernung von einer viertel Meile, von dem Felsen nach Süden zum Osten, liegt eine sehr gefährliche blinde

Klippe; die auf die Schifffahrt in diesen Gewässern sorgsam achtende Stadt Hamburg ließ im Jahr 1762 selbige mit einer rothen Tonne bezeichnen und besoldete auf der Insel einen besonderen Aufseher.

Begünstigt durch lange anhaltende Ostwinde, welche während der Ebbe das Wasser weit von der Insel entfernen, ist es zu Zeiten möglich, jene Stellen im Grunde des Meers zu erreichen, wo sich die merkwürdigen Versteinerungen finden, die wegen ihrer seltsamen Figur ehemals dem Aberglauben zum Gegenstande dienten, und jetzt Mineralien-Sammlungen zieren. Das Sammeln dieser Versteinerungen ist mit Schwierigkeiten und einiger Gefahr verbunden; sie haben daher schon auf der Insel einen ziemlich hohen Preis.

Die Bevölkerung der Insel hat mit ihren oft abwechselnden Schicksalen gleichen Schritt gehalten. Wie groß sie in der Zeit, als sie heidnische Tempel und Burgen, und später viele Kirchen, Klöster und Oerter enthielt, war, ist nirgends bemerkt.

Höchst wahrscheinlich verloren viele Bewohner der Gegenden, die ein Raub der Wellen wurden, mit ihrem Grund-Eigenthume zugleich ihr Leben; andere mögen einen Boden verlassen haben, der ihnen keinen Unterhalt mehr gab. Der Rest der Bevölkerung zog sich nach und nach auf den höchsten Theil der Insel zurück, wodurch die heutige Stadt auf alten Karten von ihrer Kirche St. Nicolaus genannt, ihr Daseyn erhielt.

Im Jahr 1530 beschäftigte der Häringsfang allein an 3000 Menschen.

Dagegen wüthete die Pest, die Europa verheerte, auf Helgoland mit solcher Heftigkeit, daß in 1615 nur noch 200 Menschen gezählt wurden, die sich in 1696 bis zu 960, und in 1739 zu 1900 vermehrt hatten.

Nach einem im vierten Jahrgange der Schleswig-Holsteinschen Landskunde, 1 Bd. S. 202. befindlichen Verzeichnisse, enthielt die Insel 400 Wohnungen, eine Kirche, 430 Familien, 1000 Kopfsteuerpflichtige, und auf einer Fläche, die keine viertel Meile beträgt, nämlich auf dem Obertheile des Felsens, 1700 Einwohner. In den sieben Jahren von 1783 bis 1790 war, nach der Angabe in den Provinzialblättern, 1790 I. S. 7. und II. S. 200. die Zahl der Ehen nach einem jährlichen Durchschnitt $60\frac{3}{7}$, die der Gestorbenen 51, und darunter der auf dem Meere Verunglückten $\frac{4}{7}$. Bei der Englischen Besitznahme ward die Zahl der Einwohner auf 3000 angegeben, die sich bald nachher mit Inbegriff der Garnison zu 4400 vermehrte; nachdem diese aber zurückgezogen ist und viele Engländer und Fremde die Insel verlassen haben, hat sich die Bevölkerung bis zu 3400 Seelen vermindert.



## Drittes Kapitel.

### Ehemaliger Umfang. — Historisch geographische Karten.

Helgoland hat, der Geschichte und Tradition zufolge, in der Vorzeit einen bedeutenden Umfang gehabt; vielleicht machte es vormals einen Theil der Dänischen Halb-Insel aus *).

---

*) In einigen Schriften ist behauptet worden, daß Helgoland noch im Jahr 1444 mit dem festen Lande zusammengehangen habe. Niemann (Schlesw. Holst. Prov. Blätter, 1790. III.

Der Untergrund der Insel, und wahrscheinlich auch der der Sand-Insel, besteht aus Sandsteinfelsen, die in der Klasse der jungen Flötzgebirge gehören; von beiden Inseln gehen verschiedene Riffe oder Reihen von Klippen aus, die zum Theil nur zur Zeit der Ebbe, zum Theil aber auch bei dem niedrigsten Wasserstande nicht sichtbar sind. Ein Riff schießt von der Insel nach Nord-Nord-Westen, eins aber nach Süd-Süd-Ost, und zwei beinahe parallel laufende Riffe von der westlichen Spitze nach Nord-Westen aus, von welchen das eine etwa eine viertel Meile bei niedriger Ebbe sichtbar ist. Diese ausschießende Klippenreihe kann man vermittelst des Senkbleis auf dreißig Meilen nachspüren; sie steht nach der Behauptung der Schiffer, mit dem Jütischen Riffe oder sogenannten Riffshorn in Verbindung. Von da erstreckt sich eine Klippenreihe bis nach dem Felsen des Kattegats. Alle diese Klippenreihen dienten vermuthlich im grauen Alterthume einem nach und nach untergegangenen Lande zur Grundlage. Nach der Richtung dieser Klippen muß die Insel gegen Nord-Osten ihre größte Ausdehnung gehabt haben.

Die neuere Geschichte bestätigt die in den Schriften der Alten enthaltenen Sage über die großen Verheerungen, die das Meer auf der westlichen Küste der Cimbrischen Halb-Insel angerichtet haben soll. Im Jahr 1075 ward ein großer Theil der jetzigen Insel Nordstrand weggeschwemmt. Aehnliche Katastrophen ereigneten sich auf der gedachten Küste in den Jahren 1114, 1158 und 1204. Im Jahr 1216 fanden gegen 10,000 Einwohner auf Nordstrand, Eyderstede und Dithmarsen in den

S. 345.) widerlegt diese Meinung mit hinlänglichen Gründen. Ueber den Abbruch dieser Insel hat Herr von Hoff in seiner Geschichte der natürlichen Veränderung der Erde (Th. I. Gotha 1822) mehrere Bemerkungen aufgestellt.

Fluthen ihren Tod. In 1330 giengen sieben Kirchspiele auf Nordstrand und Pollwora unter, und 1385 ein großes Stück von Dithmarsen. In 1362 wurden die Inseln Forn und Sylt, die damals einen Landstrich bildeten, völlig getrennt, und Nordstrand, das bis dahin mit dem Festlande zusammenhing, ward eine Insel.

Die unter den Helgolandern herrschende Tradition besagt: daß ihre Insel vormals von der Schleswig-Holsteinschen Küste nur durch einen Canal von so geringer Breite getrennt gewesen sey, daß ein darüber gelegtes Brett zur Gemeinschaft gedient habe. Die Breite dieses Canals zu bezeichnen, wird hinzugesetzt: ein Mann habe vermittelst dieses Stegs einen Kornsack von der Insel nach dem festen Lande getragen.

Nach einer Handschrift, die größtentheils im 8ten Stück der Dänischen Bibliothek und im Camerer abgedruckt ist, sollen in der Vorzeit Helgoland, Dithmarsen und Eiderstedt einander so nahe gelegen haben, daß nur eine Fährstätte dazwischen war.

Seit der Zeit, daß Helgoland mit Bestimmtheit in der Geschichte erwähnt wird, wird ihrer als eine mitten im Meere belegenen Insel gedacht.

Das Oberland von Helgoland besteht aus einer thonartigen, mürben, an der Luft leicht verwitternden Masse. Wahrscheinlich war das untergegangene Land von gleicher Beschaffenheit. Die Gewalt der Meerswogen mußte auf Helgoland stärker und schneller ihren verderblichen Einfluß äußern, als auf die gegenüber liegenden Küstenländer, wovon nur eine Seite dem Angriffe ausgesetzt ist. Die allmählig eingetretenen Veränderungen der Insel können sich daher erklären, ohne zu gewaltsamen Natureereignissen Zuflucht zu nehmen. Indessen haben nach Büschings Angaben heftige Sturmfluthen in den Jahren 800, 1300, 1509 und 1649 den Gang der Natur beschleunigt.

Diese außerordentlichen Naturererscheinungen sind wahrscheinlich Wirkungen unterseeischer Erderschütterungen *), die in diesem von Küsten eingeschlossenen Theile der Nordsee um so mehr das Meer in Bewegung setzen mußten, als die Wogen keinen Spielraum fanden.

Helgoland besitzt einen Vorzug, dessen sich wenige Länder erfreuen: historisch-geographische Karten von den vorzüglichsten Veränderungen, welche die Insel seit dem siebten Jahrhunderte im Gefolge des Abbruchs der Oberfläche erlitten hat, deren historische Glaubwürdigkeit jedoch eine sorgfältige Prüfung erfordert.

Dankwerth hat seiner Beschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein 1694 zwei Karten beigefügt, welche sie nach ihrem verschiedenen Umfange in den Jahren 800, 1300 und 1649 vorstellen **).

Diese Karten sind von Johann Meyer, Königl. Dänischem Mathematicus, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts entworfen. Dankwerth erwähnt von ihm: „er habe bei Aufnahme der zu seiner Landesbeschreibung gehörenden Karten fleißig die Tiefen nachgefahren, und alte glaubwürdige Männer jederzeit zu Gefährten mit sich genommen, welche ihm die Oerter, wo die Kirchen und Dörfer gelegen, ja die ganze Gegend gezeigt hätten, wonach er dann die Karten formirt und im Grunde gelegt habe. Die Karten wären, wie man sie extra dictionibus sed humanis erhalten habe."

---

*) Ueber die Wirkungen der Erderschütterungen unter der See auf den Schwedischen Küsten, sind in Schweden interessante Beobachtungen angestellt. Die auffallenden Erscheinungen, welche sie im mittelländischen Meere erzeugt haben, sind bekannt.

**) Ein Abdruck dieser Karten ist diesem Werke beigefügt.

Die historische Kritik mißtrauet nicht ohne Grund mündlichen Ueberlieferungen. Allein auf kleinen, entfernt von Küsten belegenen Inseln, erhalten sie sich länger und reiner als auf dem festen Lande, wo ein Ereigniß das andere verdrängt, und in dem großen Strudel der Weltbegebenheiten das historische Interesse für einzelne Gegenden und Oerter sich verliert. Hier wechseln die Menschen zu oft ihre Wohnsitze, oder werden mit neu Ankommenden vermischt. Auf einer kleinen Insel können der Ereignisse von historischer und geographischer Wichtigkeit sich nicht viele zutragen; um so lebhafter prägt sich das Außergewöhnliche dem Andenken ein, und geht von Mund zu Mund über. Noch 1809 wußten verschiedene Helgolander, ohne irgend eine Beschreibung ihrer Insel zu kennen, zur Zeit der Ebbe, so weit das Auge reichte, in der Umgegend der Insel die Stellen zu bezeichnen, wo einst heidnische Tempel, Kirchen, Klöster und Schlösser belegen gewesen seyn sollen.

Der Geograph Meyer mochte demnach ein hundert und funfzig Jahre früher, als das Andenken an den untergegangenen Theil der Insel noch lebhafter bei den Helgolandern herrschen mußte, viele zuverlässige Details daselbst eingezogen haben. Allein Tradition darf nicht als die einzige Quelle seiner Karten angesehen werden. Als er diese entwarf, waren bereits zwei gedruckte Beschreibungen von Helgoland, die von Peter Sachs und von Enoblauch herausgegeben, in welchen die Namen der vorzüglichsten vormals auf Helgoland befindlich gewesenen Oerter, jedoch ohne Angabe der Quellen, angeführt sind. Auch benutzte Meyer vermuthlich eine alte Handzeichnung von dem ehemaligen Helgoland, die vormals auf der Insel vorhanden war.

Edward Daniel Clarke hat in seinen Travels in various countries of Europe, Asia and Africa. Vol. III. London

1819, eine Karte abdrucken lassen, die den Umfang von Helgoland im 7ten, am Ende des 13ten, im 17ten und im 18ten Jahrhunderte darstellt. Er erhielt sie, seiner Angabe nach, von Sir W. Gall. Ein Mr. Atkins soll sie von einer auf Helgoland gefundenen alten Manuscript-Karte abgezeichnet, und den Umfang im 18ten Jahrhunderte hinzugefügt haben. Diese Clarkesche Karte ist von der Meyerschen nur darin verschieden, daß sie weniger Oerter enthält und einige derselben etwas anders geschrieben sind; außerdem haben die verschieden angenommenen Zeiträume keine andere Abtheilungen zur Folge gehabt. Dem Anscheine nach ist die Clarkesche Karte von der Meyerschen copiirt, wenn man nicht annehmen will, daß Meyer die alte Zeichnung, nach welcher sie angeblich entworfen seyn soll, bei dem Entwurfe der seinigen benutzt habe.

Zweifelhaft ist, ob die Angaben von dem Umfange der Insel in den angenommenen Perioden in diesen Karten ihre Richtigkeit haben, wenigstens sind sie nicht immer mit der Tradition und den historischen Nachrichten in Uebereinstimmung. Wahrscheinlich war die Insel im 7ten und 8ten Jahrhunderte viel größer als die Meyersche und Clarkesche Karte sie darstellt. Bereits angeführt ist, was die Sagenkunde darüber behauptet. Im Jahr 1010 waren zwei Klöster und neun Kirchspiele vorhanden, eine historische Thatsache, die auf einen bedeutendern Umfang schließen läßt, als sie nach den Karten im 7ten und 8ten Jahrhunderte gehabt haben soll. Wenn die Nachricht, daß Helgoland im Jahre 800 durch eine Sturmfluth sehr verkleinert worden ist, als richtig angenommen wird, so stellt sich der ihr in der Clarkeschen Karte im 7ten Jahrhunderte beigelegte Umfang, der mit dem in der Meyerschen am Ende des 8ten ganz gleich ist, schon als unrichtig dar.

Adamus Bremensis liefert gegen das Ende des 11ten Jahr-

hunderts die erste geographische Beschreibung von dieser Insel. Er sagt von ihr: sie sey fruchtbar, sehr reich an Vögeln und nährend für das Vieh, habe einen einzigen Hügel, keine Bäume, sey durch rauhe Klippen eingeschlossen und besitze nur einen Landungsplatz, woselbst süßes Wasser sey; er halte sie für die bedeutendste der Inseln in der Nordsee.

Der einzige hier erwähnte Hügel ist ohne Zweifel der noch vorhandene Felsen, der damals von weit größerem Umfange gewesen seyn muß. Der als sehr fruchtbar bezeichnete Landesstrich muß der untergegangene nordöstliche Theil seyn; auch muß in dieser Gegend der angegebene einzige Landungsplatz gesucht werden, denn das heutige Vorland kann nicht in Frage kommen, weil dort das bemerkte Merkzeichen, das süße Wasser, mangelt. Woher entstand aber der gänzliche Mangel an Bäumen? Hatte der heilige Willibrod sie im 7ten Jahrhunderte alle umhauen lassen? Die Lage der Insel mitten im Oceane läßt vermuthen, daß auf ihr zu keiner Zeit viele Bäume vorhanden waren. Vielleicht war ihre Seltenheit eine mitwirkende Veranlassung gewesen, die kleinen Gruppen von Bäumen, die sich in der Vertiefung des Felsens, oder unter dem Schutze desselben gebildet haben mochten, zu heiligen Hainen zu wählen.

Bald nach Adamus Bremensis Zeiten, vermuthlich in den Jahren 1102 und 1216, muß die Insel an Umfang sehr verloren haben, denn in 1300 zählte sie nur noch zwei Kirchspiele. Nach mehreren, in alten Chroniken enthaltenen Nachrichten, war Helgoland im 13ten Jahrhunderte etwa um drei viertel kleiner als im 8ten.

Nach der Meyerschen Karte sind im 13ten Jahrhunderte, außer dem Castel Wbbonis, dreizehn Oerter angegeben, und die gegenwärtige Stadt, die den Namen Helgoland führt, ist noch nicht vorhanden. In seiner Karte von 1649 sind Schloß und

Dörfer verschwunden; der Felsen, der mit der Sand-Insel, Witte-Klippe genannt, zusammenhängt, bildet beinahe die nämliche Figur als gegenwärtig. Auf der Mitte der Insel ist die Kirche St. Nicolaus bemerkt, welche von der Stadt umgeben ist. Auf der Erdzunge, die die Verbindung mit der Sand-Insel macht, sind einzelne Häuser gezeichnet.

Benjamin Cnoblauch, der 1643 eine Beschreibung dieser Insel herausgab *), sagt von ihrer Größe: „Helgoland ist von Frost, Hitze, Regenwetter, Wind und Wasser dermaßen ins Abnehmen gerathen, daß, da man vor Zeiten die Größe nach den Meilen gerechnet, es mit derselben noch nicht auf so viele Stunden kommen, und diese ganze Insel heutiges Tages zum meisten zwei Stunde Gehens, oder eine kleine Meile in ihrem Bezirke begreift. Sie hat nunmehr fast die Form eines Pokals oder Bechers, und zwar der Obertheil der Insel ebenfalls des Bechers Obertheil, dann auch des Landes Mitteltheil den Griff, womit man den Becher in den Händen hält, und endlich der Insel Untertheil der Fuß, worauf das Trinkgeschirr, besserer Proportion wegen, stehet, repräsentirt.“

Der Abbruch der Insel vom 13ten Jahrhundert bis 1635, gegen welcher Zeit Cnoblauch seine Beschreibung aufsetzte, muß vorzüglich gegen Nordost sehr bedeutend gewesen seyn, auf welcher Seite sie auch in der großen Ueberschwemmung von 1649 den größten Verlust erlitten zu haben scheint. Denn nach der Meyerschen Karte von dem Zustande Helgolands im Jahr 1649, die er selbst aufgenommen hat, ist die nördliche Hälfte des Pokals — wie Cnoblauch die Insel gar bildlich beschreibt — größ-

*) Helgolandia, oder chorographische Beschreibung der Insel und Festung von Helgoland, durch Benjamin Cnoblauch. Hamburg 1643.

tentheils nicht mehr vorhanden, und auch der Fuß, die Sand-Insel, hat auf dieser Seite eine große Verminderung erlitten. Während Cnoblauch den Umfang der Insel noch auf zwei Stunden Gehens berechnet, beträgt selbiger nach der Meyerschen Karte von 1649 nicht die Hälfte.

Cnoblauch erwähnt, außer der noch vorhandenen Stadt, keine andere Oerter. Auffallend muß es erscheinen, daß auf einer Fläche von zwei Stunden im Umfange, alle Bewohner sich im Mittelpunkte derselben enge zusammengedrängt haben. Wiederholte widrige Erfahrungen mochten sie von der Nothwendigkeit überzeugen, sich von dem furchtbaren Elemente so entfernt als möglich zu halten.

Die schmale Erdzunge, die die Sand-Insel mit dem Vorlande verband, war die 1720 bei einem heftigen Nordwest-Winde durchbrochen, nachdem vorher schon einige Häuser und Packräume vom Vorlande weggespült waren. Der neu vorhandene tiefe Canal zwischen beiden Inseln blieb während vielen Jahren sehr seicht. Eine in 1805 noch lebende alte Frau erinnerte sich, in ihrer Jugend, während der Ebbe, trocknen Fußes nach der Insel gegangen zu seyn. Jetzt beträgt die Tiefe des Canals drei bis vier Klafter.

Die im Jahr 1706 in der Mitte der Insel erbauete, noch vorhandene Kirche, steht gegenwärtig schon nahe am Rande des Felsens, wo der stärkste Abbruch ist. Das auf der nämlichen Seite befindlich gewesene Wachthaus, so wie eine neben selbigem angelegte Batterie, sind beide vor nicht langer Zeit ein Raub der Wellen geworden.

Nach einer Angabe in den Schleswig-Holsteinschen Provincialblättern soll der Umfang des Felsens in 1699, 940 Ruthen (15 Fuß auf 1 Ruthe) gewesen seyn. Die nämlichen Blätter führen an, daß nach einer Vermessung in

1790 die Oberfläche des Felsens von Südosten nach Nordosten 2100, von Nordwesten nach Osten 1600, von Osten nach Südosten 909, folglich der ganze Umfaug 9200 Fuß betragen habe. Der Felsen hätte demnach in 91 Jahren einen Verlust von 4900 Fuß erlitten. Wollten wir annehmen, daß der Abbruch von Helgoland in gleichen Verhältnissen fortschreiten werde, so würde sich die wahrscheinliche Fortdauer der Insel nicht über einige Jahrhunderte ausdehnen. Die Trüglichkeit der Berechnungen der wahrscheinlichen Verminderung des Felsens, springt aber um so mehr in die Augen, da die außerordentlichen Natur-Ereignisse, die, wie die Geschichte der Insel sagt, auf die Zeit und die Größe des Abbruchs einen so verderblichen Einfluß geäußert haben, nicht mit in dem Anschlage aufgenommen werden können.

Auch kann nicht bestimmt werden, in wie fern der Fuß des noch vorhandenen Theils des Felsens, oder einzelne Theile desselben, bis zu einer gewissen Höhe, mehr oder weniger felsigt sind, wovon der Grad des Widerstandes gegen die Gewalt des Wassers abhangen wird. Die felsigte Beschaffenheit der Unterlage, der sich so lange erhaltenen abgerissenen Felsenstücke, läßt vermuthen, daß einzelne Theile des Felsens selbst, vielleicht noch viele Jahrhunderte, wenn auch nur als abgesonderte hohe Klippen, dem Untergange entgehen werden.



## Viertes Kapitel.

## Benennungen.

Die Namen der Länder und Oerter sind oft ein Spiel des Zufalls, oft aber characteristisch, insofern sie besondere Vorfälle

oder Eigenthümlichkeiten bezeichnen. Die Veränderungen, welche alle lebende Sprachen mehr oder weniger erfahren haben, unsere Unbekanntschaft mit den untergegangenen, vorzüglich wenn sie nicht mehr in Büchern und Schriften leben; die Verstümmlungen der Namen im Laufe der Zeit, die Sucht vieler gelehrten Ausleger, wegen Aehnlichkeit von Buchstaben und Silben überall einen Griechischen oder Lateinischen Ursprung entdecken zu wollen: alles dieses erklärt die Unverständlichkeit vieler characteristischen Benennungen.

Helgoland hat der Namen sehr viele gehabt, und führt deren noch verschiedene. Die Veranlassungen von einigen lassen sich nicht ausmitteln. Mehrere deuten aber an, daß in früheren Zeiten eine besondere Art von Gottesdienst auf dieser Insel geherrscht habe.

Nach einigen Nachrichten soll sie bei den Scandinaviern Goya genannt worden seyn.

Welchen Namen sie bei den Römern geführt habe, ist unerwiesen. Brehmer *) ist der Meinung, daß Helgoland von den drei Sächsischen Inseln auf der Tyrischen Karte (Karte zum Ptolemäus) noch eine zuverlässige Spur zeige. Mit mehrerem Grunde glaubt Dankwerth diese Inseln in Eyderstedt, Euership und Uhtholm wieder zu finden.

Das erstemal, daß Helgoland unverkennbar in der Weltgeschichte auftritt, führt sie von einer dort verehrten Gottheit den Namen Fosete- oder Forsete-Land. Statt Fosete wird oft Phosetä, Foste auch Festa geschrieben; diese Abweichungen in den Benennungen des Abgotts haben sich auch auf die verschiedenen Namen der Insel übertragen.

---

*) Entdeckungen im Alterthume, versucht von N. H. Brehmer. 2te Abth. Weimar 1822.

Gleich nach Einführung der christlichen Religion mußte der Götze Fosete der heiligen Ursula Platz machen, und nun nahm die Insel von dieser Heiligen den Namen an.

St. Ursula ward bald durch Hiligeland, Haleglanb, Helgoland, Heiligeland verdrängt.

Diese letzte Benennung hat in Deutschland die Oberhand behalten; sie scheint mit den drei vorhergehenden gleiche Bedeutung zu haben. Hilgeland bedeutet plattdeutsch Heiligeland. Auf der gegenüber liegenden Schleswig-Holsteinschen Küste gibt es mehrere Flüsse und Gegenden die hilig genannt werden, als nahe bei Schleswig die Hilligbecke, wo der heilige Poppo getauft haben soll; die Hilligbecke bei Apenrode, und die Hilligwad daselbst, welches in der Gothischen Sprache das heilige Wasser bedeutet.

Die Benennung Haleglanb erklärt Dankwerth von ihrer insularischen Lage. „Haleglanb“ sagt er S. 152., „das ist ein Meer oder Seeland, weil es in der See belegen, denn solchergestalt werden noch heute bei uns Haliger diejenigen Wasserländer genannt, so unbedeicht liegen.“ Allein Helgoland besteht und bestand vormals zum größten Theile aus einem Felsen. In dem Vater Unser der Helgolander Sprache steht statt heilig, haleg. Wir wissen überdies, daß der neunte Monat im Jahre haleg, d. i. der heilige, genannt wurde. In diesem Monate wurden in den heiligen Wäldern und an der heiligen Quelle, während neun Tagen, jeden Tag die Köpfe von neun Thieren geopfert.

Der Name Helgoland — oftmals auch Helgeland geschrieben und ausgesprochen — den ihr die Einwohner geben, und der auch, mit Ausnahme der Deutschen, von den übrigen Nationen angenommen ist, hat man von einem Könige Helgo ableiten wollen, der hier und auf den benachbarten Inseln geherrscht

und den Sachsen Jütland entrissen haben soll. Unter den Dänischen Königen, die auf Seeland ihren Sitz hatten, kommt einer dieses Namens vor. Helgoland hat aber, so weit die Geschichte Auskunft giebt, vor Einführung des Christenthums nicht zu Dänemark gehört. Nach einer andern Meinung soll die Insel diesen Namen von einem Bischofe, Namens Helgo, erhalten haben, von dem die Geschichte nichts meldet. Brehmer glaubt, daß Helgoland Sprößlinge der Halier bedeute.

Ein Theil von Norwegen führte in der Vorzeit gleichfalls die Namen: Helgeland, auch Haldgaland. Die Norweger werden in einem Gedichte Kinder der Helgolander genannt *). Dürfen wir aus dieser Aehnlichkeit der Benennungen, obwohl in verschiedenen Perioden, auf eine ehemalige Verbindung zwischen Norwegen und unserer Insel schließen? Die Mythen der Religion der Scandinavier deuten darauf hin, allein in der Geschichte findet sich keine Spur.

Wahrscheinlich ist Helgoland eine im Verfolge der Zeit entstandene verdorbene Schreibart für Heiligeland.

Ueber den Ursprung dieser letzten Bedeutung enthält eine Stelle in Adamus Bremensis nachstehende Erklärung:

„Eilbert fand die Insel Farria, die in dem Leben des heiligen Willebrord Fosetes-Land genannt wird. — Sie ist ein allen Schiffern, vorzüglich aber den Seeräubern, ehrwürdiger Ort, woher sie den Namen Heiligeland erhalten hat.“ Der Umstand, daß diese Insel, bald von heidnischen, bald von christlichen Heiligen den Namen führte, konnte die Schiffer veranlassen, sie schon der Kürze wegen das heilige Land zu nennen, ohne, wie Adamus Bremensis meint, durch die Wichtigkeit ihrer Lage, in

Bezug

*) Schlözers allgemeine Geschichte des Nordens. S. 450. u. s. f.

Bezug auf die Schifffahrt bewogen worden zu seyn, ihr einen so ehrwürdigen Namen beizulegen. Irland führte einst den Namen: die Insel der Heiligen, weil aus ihr viele heilige Missionairs zur Ausbreitung der christlichen Religion ausgingen.

## Fünftes Kapitel.

## Entdeckung.

Neugierig fragen wir: wann ward Helgoland den alten Geographen zuerst bekannt?

Die Geschichte der Entdeckung unsers Nordens ist höchst dunkel. Zwar dürfen wir die Resultate der Forschungen der Gelehrten über die Kenntnisse der Alten von dem Theile der Welt, den sie mit dem allgemeinen Namen: Norden, bezeichneten, als bekannt voraussetzen; eine Uebersicht der Haupt-Perioden aus der Geschichte, in welcher sie unsere Insel haben kennen lernen können, mag als Uebergang zu unsern weitern Untersuchungen hier eine Stelle einnehmen.

Welche Ausdehnung die Einbildungskraft auch der Schifffahrt der alten Phönizier — die sich gegen Westen vielleicht nicht weit über Cadix hinaus erstreckte, — geben mag: es findet sich keine Spur, daß sie jemals die Mündung der Elbe besuchten. Weder im Dunkel der Griechischen Fabel, noch in der Krimneischen Finsterniß, aus welcher die modernen Geographen so vieles Licht entlehnen wollen, deutet auch die gezwungendste Erklärung auf eine Kenntniß des nördlichen Deutschlands.

Die Geschichte erwähnt einiger Entdeckungsreisen der Alten

nach diesen ihnen entfernten Regionen. Wir übergehen die des Carthagers Hamilcar. Selbst die kühnsten Ausleger haben Albion für den Endpunkt dieser Reise gehalten.

Aber Pythias, der 400 Jahre vor Christi Geburt zur Zeit Alexander des Gr. zwei Reisen nach den Norden gemacht haben soll, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Grieche, von dem wir gern Vieles wissen möchten, und doch so wenig wissen, soll tief im Norden in einen großen Fluß eingelaufen seyn, der nach einigen Auslegungen für die Elbe gehalten wird. Polybius und Strabo hielten die Nachrichten des Pythias für unzuverlässig. Tacitus nahm seine Nachrichten vom Börnstein-Handel nicht auf.

Moderne Ausleger haben versucht, zu erklären, was schon den Alten dunkel und zweifelhaft war. Um Wahrscheinlichkeiten handelt es sich; näher der Elbe als bis Jütland läßt der größte Theil der Ausleger den berühmten Reisenden nicht kommen.

Wir nehmen mit Schlözer an *), daß kein Phönizier oder Grieche die Elbe und Weser gekannt habe, und die Ehre dieser geographischen Entdeckung allein den Römern gebühre, die zuerst das Deutsche Meer beschifften.

---

*) Allg. Weltgeschichte, 31 Th., verfaßt von A. L. Schlözer. S. 128.

**) S. Anmerkung II.

## Sechstes Kapitel.

## Die Römer.

Die Römer mußten bei mehreren Veranlassungen Kunde von dem Daseyn Helgolands erhalten haben.

Im Jahre 12. vor Chr. Geb. schiffte sich Drusus in der alten Issel ein und segelte durch die Nordsee nach der Ems. Vielleicht blieben seine Schiffe zu nahe an der Küste, um den Felsen von Helgoland zu erblicken; allein als im Jahr 4 nach Christi Geburt *Tiberius* eine Flotte in die Nordsee gehen ließ, welche über die Weser hinaus in die Elbe einlief, konnte er ihren Blicken nicht entgehen. Nicht unbemerkt konnte er ihnen bleiben, als Germanicus sogar das große Meer zu beschiffen wagte. Nach Tacitus Erzählung von dieser Seefahrt müssen wir annehmen, daß sie sich längs der Nordwestlichen Küste der Dänischen Halbinsel erstreckte.

Auch in dem vierten und letzten Feldzuge des Germanicus, im Jahre 16 nach Christi Geburt, können die Römer Helgoland kennen gelernt haben. Germanicus ließ eine Flotte von ein tausend Schiffen in Batavien ausrüsten. Zwei Siege über die Chauken blieben ohne Erfolg. Germanicus schiffte sein Heer in der Mündung der Ems, wo seine Flotte liegen geblieben war, wieder ein. Auf der Rückkehr ward sie durch einen Sturm überfallen. Viele Schiffe giengen unter; andere wurden nach Inseln in der Nordsee verschlagen. War der Felsen von Helgoland vielleicht das hohe Ufer, an welchem einige Römische Schiffe scheiterten?

Diese ist die letzte Unternehmung der Römer zur See, die sie nach Helgoland oder in der Nähe der Insel hätte führen können.

Gleich nachher, im 18ten Jahre nach Christi Geburt, schrieb Strabo das 4te Buch seiner Geographie. Mela verfertigte seine Erdbeschreibung im Jahre 41. In beiden Werken wird Helgoland nicht erwähnt.

Unter Kaisers Nero Regierung, im Jahre 54, schickte Julian einen Römischen Ritter an die Börnstein-Küste. Die modernen Geographen vermuthen, daß hierunter die Norddeutsche Küste gemeint und der Ritter auf der Insel Borcum gewesen sey.

Plinius schrieb in 78 seine Naturgeschichte. Er erwähnt 23 Inseln von der Mündung der Elbe an, bis an die Schelde. Unter diesen muß Helgoland befindlich seyn, besonders genannt wird sie nicht. Einige haben die Insel Glesseria dafür annehmen wollen, weil vormals Börnstein auf Helgoland gefunden ward; aber dieser findet sich auf allen Inseln der Nordsee.

Im Jahre 98 schrieb Tacitus de morib. Germ. und vit. Agric. Er kennt die zunächst am Rheine wohnenden Völker besser, als einer seiner Vorgänger, weil diese fortdauernd unter Römischer Herrschaft geblieben waren; dagegen ist seine Kenntniß von dem Innern Germania, insbesondere was Nord-Deutschland anbetrifft, dürftiger. Die Völker an der Mündung der Elbe und in der Cimbrischen Halb-Insel, wohin die Waffen der Römer nicht kamen *), scheinen ihm wenig bekannt gewesen zu seyn. In seiner Germania kommt eine Erzählung von ei-

*) Das Auffinden einiger Römischen Münzen von Kaisern aus dem 2ten Jahrhundert, die im Jahre 1691 an der Eyder in der Nähe von Rendsburg ausgegeben worden, ist als ein Beweis der Anwesenheit der Römer in diesen Gegenden ange-

ner mitten im Oceane gelegenen Insel, die einen keuschen Hain enthalten haben soll, vor, in welcher viele Ausleger Helgoland haben entdecken wollen, während diese Meinung nicht wenige Gegner gefunden hat.



## Siebentes Kapitel.

### Castum nemus.

Kein Kapitel in Tacitus Germania hat vielleicht so viele verschiedene Auslegungen gefunden, als das 40ste, in welchem von einem keuschen Haine auf einer mitten im Oceane gelegenen Insel die Rede ist. Tacitus sagt, nach der Uebersetzung des Herrn von Strombeck:

„Die Reugibner, die Avionen, die Anglen, die Variner, die Eudosen, die Suardonen und Nuithonen sind durch Ströme oder Wälder geschützt, und nichts ist bei ihnen denkwürdig, als daß sie gemeinschaftlich Hertha, dies ist die Mutter Erde, verehren, und von ihr glauben, daß sie sich in der Sterblichen Angelegenheiten mische und unter die Völker fahre. Auf einem Eilande des Oceans ist ein keuscher Hain, und in demselben ein geweih-

führt worden. Auch bei Slagelse in Seeland sind im vorigen Jahrhunderte 425 Römisch-Kaiserliche Silbermünzen von Tiber bis M. Aurel in einem Sumpfe ausgegraben worden, die in dem Königl. Dänischen Münz-Cabinet zu Copenhagen aufbewahrt werden. Diese Römischen Münzen mögen durch manche Veranlassungen, als z. B. Handels-Verhältnisse mit den Britten, nach den Dänischen Staaten gekommen seyn.

ter, mit einem Gewande verhüllter Wagen. Einzig dem Priester, ihn zu berühren, erlaubt. Dieser ahnet, gegenwärtig sey im Heiligthume, und begleitet mit vieler Ehrfurcht die mit Kühen hierher fahrende. Dann fröhliche Tage, festlich die Orte, welche sie der Ankunft würdigt. Dann ziehen sie nicht in Schlachten, nehmen keine Waffen; jegliches Eisen wird verschlossen: Friede und Ruhe sind dann nur bekannt, dann nur geliebt, bis derselbe Priester die des Umgangs mit Sterblichen gesättigte Göttin den Tempel wieder zurück gibt. Hierauf werden Wagen, Gewänder, und wenn du es glauben willst, die Göttin selbst im geheimen See gewaschen. Sklaven verrichten den Dienst, welche aber die See sofort verschlingt. Daher Schauer des Geheimnisses und heilige Unwissenheit, was jenes sey, so nur dem Tode Bestimmte schauen."

Der Streit über dieses Kapitel ist vorzüglich: ob man diese Insel in der Nord- oder Ostsee suchen müsse? Diejenigen Geographen, die sich — wie unter mehreren d'Anville — für die erstere erklären, haben Helgoland für selbige gehalten, die für die andere sie in Rügen, Bornholm, Fehmern, Fühnen und Seeland wieder zu erkennen geglaubt.

Der bedeutendste Einwurf gegen Helgoland ist: daß die Wohnsitze der sieben kleinen Völkerschaften, die auf ihr einen gemeinschaftlichen Gottesdienst hatten, nicht an den Küsten der Nord-, sondern an den der Ostsee gesucht werden müßten.

Geographische Namen haben oftmals große Verwirrungen in der Weltgeschichte hervorgebracht, vorzüglich, wenn sie Völkerschaften bezeichnen, von deren Daseyn sich außerdem keine Spur findet. Nur der Name eines der gedachten Völker, nämlich der der Angeln, hat sich noch in einem Winkel an der Ostsee erhalten. Allein viele Gründe führen zu der Vermuthung, daß ihr Sitz zu Tacitus Zeiten entweder da nicht war, wo jetzt noch

eine kleine Provinz ihren Namen führt, oder ihr Gebiet doch eine größere Ausdehnung hatte, als das heutige Angeln *).

Von den Varinern wird behauptet, sie wären Nachbarn der Angeln gewesen.

Der Sitz von beiden scheint zwischen der Nordsee und Elbe und der Ostsee gewesen zu seyn.

Alles, was die gelehrten Ausleger über die Wohnsitze der übrigen fünf Völkerschaften anführen, kann kaum auf Wahrscheinlichkeit Ansprüche machen.

Gezwungen, wie diese Deutungen sind, versetzen sie mehrere derselben, z. B. die Avionen, in eine eben so große Entfernung von einigen Inseln in der Ostsee als von Helgoland. Die nämliche Tactik als sie befolgend, möchte es keine Schwierigkeit haben, für diese Völker in der Nähe von Helgoland Wohnsitze zu finden.

Gatterer will die Avionen von der kleinen Strömen gewöhnlichen Benennung Aue herleiten, und weil eine Aue in Holstein fließt, sie dahin versetzen; Adelung dagegen, sie aus der nämlichen Ursache im Lüneburgschen suchen. In den Herzogthümern Bremen und Verden gibt es der Auen mehrere. Das Dorf Athausen, im Amte Rotenburg, im Verdenschen, wird in allen ältern Schriften Auhusen, ohne Zweifel von dem durchfließenden kleinen Flusse, die Aue, genannt.

Die Reudigner bedeuten nach Adelung: Rieth-Einwohner; nach Sprengel: Bewohner ausgerodeter Wälder. Clüver hält sie für Thoringer. Ri oder Rig heißt noch jetzt in vielen Gegenden im Hannoverschen ein Sumpf, so wie Riede, Rie oder Riel ein Graben; auch bedeutet Riel Schilfrohr. Moräste, mit Rohr bewachsene Gegenden, und solche, die vorher Wald waren,

---

*) S. Anmerk. III.

finden sich zwischen Weser und Elbe sehr viele, so wie auch Oerter, die von diesen Local-Beschaffenheiten ihre Namen führen. Das Dorf Riede, im Hoyaschen, kann vielleicht der Sitz der Reudigner gewesen seyn.

Wenn man bei Eudoses an Eutin, oder bei Suardones an Schwerin denken soll, so scheint eben so viele Ursache vorhanden zu seyn, an das Dorf Oyten, oder an Scharnebeck, beide im Bremenschen gelegen, oder an andere ohngefähr so lautende Oerter zu denken.

Die Nuithonen sind von Wächter und Ihre durch Fischer-Völker von dem Gothischen nuithen, fischen, erklärt worden. Als solche müssen wir sie an den Küsten des Meers oder Ufern der Flüsse suchen. Ein weites Feld!

Der Verdacht drängt sich auf, daß Tacitus, aus Unkunde der Sprache, einzelne Gegendbenennungen und sogar Gewerbe, für Namen von Völkerschaften genommen habe. Die Anwohner eines Bachs, die Bewohner sumpfiger Gegenden, oder solcher, die früher Wald waren, oder Fischer, bilden zusammengenommen ein Volk, aber schwerlich besondere Nationen. Tacitus erfuhr vermuthlich das Schicksal vieler, die Geographien von wenig bekannten Ländern nach Hörensagen schreiben. Die Namen einzelner Stämme, oder Horden, oder Heerführer, werden mit denen ganzer Völkerschaften verwechselt; die von Flüssen oder Bergen gelten für Nationen oder Städte. So ergieng es den Spaniern in America. Nicht selten vertreten Fabeln die Stelle der Wahrheit. Wie lange glaubte man nicht an das Daseyn eines Eldorado!

Demnach ist kein hinreichender Grund vorhanden, die sieben Völkerschaften, die Tacitus sich auf einer Insel versammeln läßt, nur an den Küsten der Ostsee suchen zu dürfen.

Die Vertheidiger der Ansprüche der Inseln in der Ostsee

berufen sich ferner auf die Local-Beschaffenheit derselben, die noch gegenwärtig ganz der Beschreibung des Römischen Geschichtschreibers von dem keuschen Haine entsprechen soll.

Barth stimmt aus dieser Ursache für Fehmern; Kosegarten und Dilthey *) für Rügen. Auf Seeland findet sich nicht allein ein vom Walde umgebener See, sondern auch ein enges Thal. Noch in späteren Zeiten wurden daselbst Opfer verrichtet.

Das Meer hat den heiligen Wald und die heilige Quelle auf Helgoland längst verschlungen; wir können nicht wissen, ob die Oertlichkeit dieses untergegangenen Theils mit der Beschreibung von dem keuschen Haine Aehnlichkeit gehabt habe.

Die Beweise, die man z. B. für die Ansprüche Rügens oder Seelands aus den daselbst noch vorhandenen dichten Wäldern, tiefen Seen, schauerlichen Thälern, und dort noch in spätern Zeiten geschehenen Opfern, herleiten will, deuten an, daß daselbst ein Cultus, wie Tacitus ihn von andern Germanischen Völkern beschreibt, statt gefunden habe, der von dem auf der Insel in mehreren Punkten verschieden war.

Auf der letztern ist nur von einem keuschen Haine die Rede, in welchem der Wagen der Göttin aufbewahrt, und von einer See, in dem dieser und die Gewänder gewaschen wurden. Schauer und Unwissenheit herrschen über das Geheimniß des Cultus. Die Sklaven, die das Antlitz der Göttin gesehen haben, werden ersäuft; aber von Menschen-Opfern und andern gräslichen Gebräuchen wird nichts erwähnt.

Anders war es bei den Simonen, wovon Tacitus im 39sten Kapitel sagt: „sie versammeln sich durch Abgeordnete zur bestimmten Zeit in einem Walde, heilig durch Weihe der

*) Cornelius Tacitus de situ et morib. pop. Germ. libellus; vollständig erläutert von Dielthey. Braunschweig 1823.

Väter und alterthümlicher Schauer und beginnen des barbarischen Brauchs gräßliche Feier. Niemand betritt den Hain, als mit Banden gefesselt sich genähert und der Gottheit Macht bekennend. Fällt er zufällig, so ist nicht erlaubt, sich zu erheben und aufzustehen; auf der Erde wird er hinausgewälzt. Dahin weiset der ganze Aberglaube, als sey von dort des Volks Ursprung."

Aus demjenigen, was Tacitus im 2ten Kapitel von den Germanen sagt: — „in allen Gesängen (welche bei ihnen die einzige Art der Ueberlieferungen und der Jahrbücher sind) finden sie den Gott Thuisco, entsprossen aus der Erde und dessen Sohn Mannus, als des Volks Ursprung und Gründer;" — geht hervor, daß die Verehrung der Mutter Erde bei allen Germanischen Völkerschaften gebräuchlich war. Auf allen benannten Inseln der Ostsee mag daher diese Cultur geherrscht haben, schwerlich aber war es eine von diesen, auf welche Tacitus seinen keuschen Hain verlegt. Nie befuhr, so weit unsere Nachrichten reichen, ein Römer die Ostsee, oder lernte durch Kriegszüge oder unmittelbare Handlung über Land ihre Küsten kennen; schwerlich konnte Tacitus von dem Cultus auf einer Insel unterrichtet seyn, von deren Daseyn die Römer nur durch Hörensagen Nachrichten haben konnten. Eine nähere Kenntniß von Helgoland läßt sich eher erwarten. Erst siebenzig Jahre waren verflossen, seit die Römer selbst die Nordsee beschifft hatten. Die freundschaftlichen Verbindungen, die schon seit Drusus zwischen ihnen und den seefahrenden Friesen geherrscht hatten, konnten Tacitus Kunde von jenem Eilande verschafft haben.

Bei Zweifeln über die Deutung der Worte eines Schriftstellers ist vielleicht der Ausweg, sie mit denen, die er sich bei ähnlichen Veranlassungen bediente, zu vergleichen.

Tacitus nennt in mehreren Stellen die den Römern be-

kannte Nordsee, Ocean; z. B.: „beide Stämme der Friesen werden bis zum Oceane von dem Rheine begränzt. Ja selbst den Oceanus versuchten wir dort. Nicht fehlte Kühnheit dem Drusus Germanicus; aber der Oceanus hinderte so weit gegen diese als den Hercules Forschungen anzustellen.“

Der Römische Geschichtschreiber redet ohne Zweifel in diesen Stellen von der Nordsee. Von der befraglichen Insel heißt es aber ausdrücklich: „Est in insula oceani Castum nemus.“

Dagegen nennt er in andern Stellen die ihm weniger bekannte Ostsee, das Meer, oder auch den Meerbusen. Z. B. Cap. 43.: „Jenseit der Suionen ist ein anderes Meer, träg, und fast unbeweglich. Auch das Meer durchsuchen sie (die Aestyer) und lesen den Börnstein, welchen sie Glarus nennen.“

Unverkennbar wird hier die Ostsee durch das Meer bezeichnet.

Einer der neuesten Vertheidiger für die Ansprüche Rügens, das Castum nemus enthalten zu haben, führt gegen Helgoland die Entfernung vom festen Lande und den Mangel an Bäumen, den man bei der Lage dieser Insel in der Mitte des Meeres voraussetzen müsse, an *). Daß Helgoland in der günstigen Jahrszeit, auch mit schlechten Fahrzeugen, wie sie nur in der Kindheit der Schifffahrt gewesen seyn können, von den gegenüber liegenden Küsten erreicht werden könne, haben uns die Erfahrungen unserer Zeit gelehrt; daß ein heiliger Hain auf dieser Insel vorhanden war, lesen wir in dem Leben des heiligen Willibrod: dieser Heilige ließ ihn abhauen.

*) Reise von Berlin nach der Insel Rügen, von Fr. Wadzeck. 1824.

## Achtes Kapitel.

## Hertha.

Die Vertheidiger der Ansprüche Helgolands, Tacitus keuschen Hain enthalten zu haben, suchen, durch eine Verbindung der Hertha mit Fosete, ihren Gründen ein noch größeres Gewicht zu verschaffen.

Unter der Voraussetzung, daß die auf Tacitus Insel verehrte Göttin, die Hertha, nach einigen Auslegern der Scandinavischen Mythologie, die Gemahlin des vielnahmigen Odins, die Mutter Thors, Baldurs und aller Asen, die Göttin der Erde gewesen sey, glauben sie in dem Verhältnisse des Fosete, als Sohn Baldurs, den Grund zu finden, daß sich die der Hertha erwiesene Verehrung auf ihren Großsohn Fosette übertragen habe.

Mit dieser einfachen Erklärung, die einigen Grund für sich haben würde, wenn der Geist der Scandinavischen Mythologie eine historische Auslegung und Anwendung zuließe, haben sich mehrere Schriftsteller nicht begnügt.

Pennant, Clarke, Neale u. v. a. verwechseln die Hertha, von welcher nach ihrer Voraussetzung Tacitus redet, mit dem Götzen Fosete; sie behaupten, daß die verschiedenen Benennungen: Fosete, Festa, Fosta, Vesta und Hertha die nämliche Gottheit bezeichnen.

Pennant sagt *): Helgoland ist ein Rest der Insula, von

*) Pennant Thiergeschichte der nördlichen Polar-Länder; übersezt von Zimmermann. 1 Th. Einleitung, S. 13. u. f.

Tacitus Castum nemus genannt. Der Dienst der Hertha, so wie ihn Tacitus beschreibt, hat sich noch lange und bis zur Einführung der christlichen Religion auf dieser Insel erhalten. Die der Fosta, oder Fosete, oder Vesta, oder Hertha gebrachten Opferthiere wurden in einen Brunnen gestürzt; wenn sie augenblicklich sanken, glaubte man, das Opfer sey angenehm und werde angenommen. Das Gegentheil aber, wenn sie einige Zeit auf der Oberfläche schwammen. Personen von hohem Range haben aus Ehrfurcht für die Göttin diese Insel besucht."

Pennant irrt zuvörderst in der Angabe, Tacitus habe der Insel den Namen Castum nemus beigelegt; er sagt nur: sie enthalte einen keuschen Hain. Die von ihn behauptete Gleichheit der Bedeutungen der Namen der verschiedenen Gottheiten, gründet sich nicht weniger auf irrige Voraussetzungen. Ehe wir diese untersuchen, werfen wir zuvor einen Blick auf die Entstehung und Fortschritte des Cultus bei den Völkern des Nordens.

Alle Religionen, deren Ursprung wir verfolgen können, haben im Laufe der Zeit viele Ober- und Untergottheiten gehabt, die, ohnerachtet der Entfernung und des Alters der Völker, denen sie angehörten, doch alle mehr oder weniger Aehnlichkeiten haben *).

Dieses entsteht aus der Natur der Sache.

Der erste Gottesdienst bei allen Völkern ist gemeiniglich eine Verehrung der Himmelskörper als Repräsentanten der un-

*) Adolphe Pictet (du culte des Cahires chez les Irlandois; Geneve) sucht sogar den Beweis der Uebereinstimmung der Irländischen Mythologie mit den Cahires auf Samotrace nach Schillings Erläuterungen zu führen. Beide sind ziemlich unbekannte Größen; sie gewähren ein weites Feld zu Untersuchungen.

sichtbaren Gottheit. Nach und nach denkt sich der Mensch die ganze Natur begeistert, alle ihre Phänomene als Wirkungen höherer Wesen, und ein jedes Element unter der besonderen Aufsicht eines von diesen gestellt.

In einem Zeitraume, in welchem die Menschen noch eine herumwandernde Lebensart führen, in Höhlen, oder unter Zelten, oder eine Stufe höher, in ärmlichen Hütten wohnen, wählen sie wohl aus keiner andern Ursache dunkele Wälder zu ihren religiösen Versammlungen, als sich gegen die Sonnenstrahlen oder üble Witterung Schutz zu verschaffen. Die Idee, daß diese einsamen schauerlichen Oerter ein, der Gottheit angenehmer Aufenthalt sey, setzt schon verfeinerte Begriffe voraus. Bei Vermehrung der religiösen Begriffe erhält der Cultus eine größere Ausdehnung und wird in Systeme gebracht.

Nach Caesar hatten die Germanen keine Priester und Tempel, sie bewiesen sichtbaren Naturgegenständen ihre Verehrung.

Der Uebergang von dem Gottesdienste ohne Götzenbilder und Tempel, zu beiden, folgt schnell, sobald Priester und Priesterinnen sich der Verwaltung desselben angemaßt haben. Die Menschen suchen dann den Begriff des Unsichtbaren durch irgend eine Darstellung zu verherrlichen. Noch nicht im Stande, Götzenbilder zu verfertigen, wählen sie sich zuvörderst sehr in die Augen fallende Gegenstände, Felsen, große Steine, Eichbäume, die sie als Symbole der Gottheit verehren. Bald entstehen Götzenbilder, einfach oder künstlich gearbeitet, so wie der Kunst-Sinn oder die Kunst-Fertigkeit des Volks sie hervor zu bringen vermochte: bei den Mexicanern jenes Grausen erregende Götzenbild, das erst kürzlich in dem alten Kaiser-Pallaste in Mexico wieder aufgefunden wurde; bei den Griechen jene Meisterwerke der Kunst.

Mit den Germanischen Völkerschaften muß bald nach

Caesar diese Veränderung eingetreten seyn. Strabo erzählt schon, daß sie Kriegsgefangene opferten. Germanicus sah in Hainen die Germanischen Altäre, auf welchen nach Varus Niederlage die Tribunes und Ober-Centuren geopfert wurden. Bei Opfern war Wasser erforderlich; daher die heiligen Quellen.

Stufenweise gehen die Menschen von Opfern der Früchte, ihres Gleichen der Gottheit darzubringen, über.

Bei den Scandinaviern opferte man anfangs den Göttern bloß die Erstlinge des Getreides, die Früchte; dann kam die Reihe an das Vieh; Opferthiere, die, obgleich dem Gottesdienste gewidmet, doch nicht geschlachtet wurden. Dies dauerte einige Zeit. In der Folge aber geschah kein Opfer ohne Blutvergießen; erst schränkte man sich auf gewisse Thiere und Vögel ein, bis endlich die Reihe auch an Menschen kam. Kriegsgefangene, Sklaven, oder leibeigene Knechte, auch Kinder unter neun Jahren, wurden den Götzen zu Ehren geschlachtet.

Bei den Fortschritten der Cultur muß der Begriff von einem Urwesen, Urheber aller Dinge, nothwendig entstehen. Die Erde erscheint dem unwissenden Menschen als die Urquelle aller Dinge; der Einfluß der übrigen Elemente auf die Production ist dem ungeübten Auge weniger klar; daher der frühzeitige Cultus der Erde bei vielen Völkern.

So finden wir bei Griechen und Römern diesen Cultus in der Cybele, Ops, Proserpina, Rhea. Die Frygga ist von einigen, jedoch irrigerweise, als die Hertha oder die Göttin der Erde bei den Scandinaviern angegeben worden, und man hat beide Benennungen als gleichbedeutend angesehen. Frygga scheint vielmehr das Sinnbild der Weisheit gewesen zu seyn. Andere haben auch in Scandinavien die Verehrung der Hertha, als Göttin der Erde, und zwar als eine Unter-Göttin, jedoch nach nicht erwiesenen Andeutungen, erkennen wollen. Eine Indische Göttin

Baghawadi soll ganz der Schilderung, die Tacitus im 40sten Kapitel von dem Cultus der Mutter Erde auf der Insel macht, entsprechen *).

Neale **), von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß Tacitus hier von der Hertha rede, und daß seine Insel Helgoland gewesen sey, sucht zu beweisen, daß die Verehrung derselben sich von den Ufern des Ganges bis zu den westlichen Inseln Schottlands erstreckt habe. — Die Göttin Diary oder Doury, und der ihr in verschiedenen Theilen von Indien erwiesene Cultus, bemerkt er, wird von Turner und Grandpré beinahe auf die nämliche Art beschrieben, als Tacitus von dem Gottesdienste in seinem Castum nemus sagt. — Die Insel St. Kilda, die entfernteste der Hebriden, hieß ehemals Hirth, Hirt oder Hertha. (Letzteres vermuthlich eine Conjectur späterer Zeiten.) In den philosophischen Transactionen von 1677 führt Neale ferner an, hat Sir Robert Morny eine besondere Beschreibung dieser Insel gegeben, welche in vielen Stücken Helgoland nicht unähnlich ist. Boswill erwähnt in seinem Tagebuche über seine und Dr. Johnson's Reise nach den Hebriden, die Ceremonien bei der Verehrung einer Göttin, Namens Anactes, die der von Tacitus beschriebenen gleich kommt, und auf einer Insel, die jetzt als der Ort von St. Peters Fegefeuer berühmt ist, wurden ehemals die gottesdienstlichen Gebräuche der Indischen Deary vollzogen. Mit einem Worte, schließt Neale, wohin sich nur die menschliche Nachforschung bis jetzt erstreckt hat, da läßt sich die Verehrung der Hertha, der Mutter Erde nachweisen.

Die

---

*) Fra Paolino de S. Bartolomeo Reise nach Ostindien. S. 125.

**) Reisen durch einige Theile von Deutschland; von Adam Neale.

Die hier mit vielem Fleiße zusammengetragenen Beispiele von der Verehrung der Erde als Göttin bei vielen Völkern der alten und neuen Zeit, und unter verschiedenen Himmelsstrichen, dienen zum Beweise der vorher aufgestellten Behauptung, daß den Menschen unter allen Elementen, vorzüglich die Erde einer göttlichen Verehrung würdig zu seyn geschienen habe. Wenn aber Neale aus diesen Beispielen den Beweis, daß die Erde unter der Benennung Hertha in Tacitus keuschem Haine verehrt worden sey, und dieser ihr Cultus, als im Zusammenhange stehend, sich von den Ufern des Ganges bis nach den Schottischen Inseln erstreckt habe, entnehmen will, so ist diese Hypothese ein Irthum.

Passow (Breslau 1817) war der erste, der mit überzeugenden Gründen den Beweis geliefert hat, daß sowohl die Handschriften als ältesten Ausgaben von Tacitus Germania, statt Herthum, Nerthum lesen, und das erstere Wort nichts als eine unglückliche Conjectur des Rhenanus sey. Dielthey bemerkt gleichfalls in seiner schon angeführten Erläuterung, daß fast in allen Handschriften Nerthum stehe; Rhenanus habe Nerthum dafür gesetzt. „Will man einmal conjecturiren,“ setzt er hinzu, „so ist es ohne Zweifel das zweckmäßigste, Hertham dafür zu lesen, da die Gottheit sogleich als weiblich bezeichnet wird.“

Höchst auffallend muß es aber erscheinen, daß so viele achtungswerthe Schriftsteller, als Wilhelm, Büsching u. a. noch immer von der Götin Hertha handeln; auch Herr von Strombeck übersetzt noch Hertha für Nerthum. Noch immer sucht man mit Aengstlichkeit alle Oerter- und Gegend-Benennungen auf, die mit dem Namen Hertha irgend eine Aehnlichkeit haben. Wie weit hergeholt ist z. B. der Beweis, den Dureau de la Malle für das Daseyn eines Tempels der Hertha bei Belleme in Departement de l'Orme aus dem Umstande aufstellen

will, daß eine in der Nähe befindliche Quelle den Namen: Fontaine de la Herse, führe *).

Das Daseyn der so viel besprochenen Hertha kann demnach nicht aus Tacitus Germania bewiesen werden, und damit fallen alle Behauptungen und Muthmaßungen über die Verwandschaft dieser Göttin mit Fosete, und des auf Helgoland geherrschten Cultus, mit der ihr bei andern Völkern erwiesenen Verehrung, von selbst weg.

Man hat Tacitus den Vorwurf gemacht, daß er seine Unkunde von den Völkern, die er beschrieb, zu decken, oftmals auch der Zierlichkeit des Styls zu gefallen, die Ansichten, Sitten und Gebräuche seines eigenen Volks auf jene übertrug, oder mit den Eigenthümlichkeiten derselben vermischte. Auch moderne Schriftsteller sind häufig in diese Fehler verfallen. Die eigenen Ansichten und Begriffe sind nicht selten der Maßstab der Beurtheilung wenig bekannter Völker.

Daß Tacitus die zu ihm gelangte Sage, von einer Verehrung der Mutter-Erde auf einer Insel im Oceane, durch Züge, entlehnt aus dem Römischen Cultus, ausgeschmückt habe, scheint sichtbar hervorzugehen.

Denn die Römische Göttin Rhea ward, wie Tacitus von der Göttin auf der Insel sagt, auf einem mit zwei Kühen **) bespannten Wagen umhergefahren; bei ihrem Feste mußte alles friedlich hergehen und alles kriegerische Wesen eingestellt seyn.

*) Journal des Savans. 1821. S. 58.

**) Bei einem andern Germanischen Volke, Kap. 10., läßt Tacitus den heiligen Wagen durch zwei weiße Pferde, die in Hainen ernährt und nie von sterblicher Arbeit berührt werden, ziehen. Hier haben wir doch eine Abwechselung im Cultus, wenn gleich der Unterschied, ob durch heilige Pferde oder Kühe, nicht wesentlich seyn möchte.

Auch das Bildniß der Rhea wurde von den Priestern mit einem besondern Wasser gewaschen.

Der Irthum, Fosete mit Vesta für die nämliche Göttin zu halten, entstand wohl ohne Zweifel aus der Verwechselung des ersteren mit der Friesischen Göttin des Ackerbaus, Fosta, von einigen auch Festa geschrieben. Nahm man erst als ausgemacht an, daß Fosete einerlei Bedeutung mit Festa habe, so war es sehr verführerisch, mit Veränderung des Anfangsbuchstaben die Römische Göttin Vesta mit Fosete zu vermischen. Verlassen wir für jetzt diesen Gegenstand und beschäftigen uns mit der Frage, was der Name Nerthum, den Tacitus seiner Gottheit gibt, bedeutet habe?

Diese Aufgabe genügend zu lösen, würde eine eben so schwierige Unternehmung seyn, als die Benennungen Thuisco, Manus, Pusterich, Credo, Kratzmann u. a. m. erklären zu wollen. Doch hat es an gelehrten Auslegungen nicht gefehlt.

„Nerthus“ behauptet man, läßt sich dem altnordischen Niords (im Gen. Niardar, Dat. Nirdi) wohl vergleichen, wofür ein althochdeutsches Nerdu oder Nërtu gegolten haben kann. Niords war einer der Hauptgötter an der Seeküste, zumal in Schweden hochverehrt; daß er bei Tacitus weiblich, als Terra mater dargestellt wird, macht keine übergroße Schwierigkeit *).“

Vielleicht möchte es nicht gewagter seyn, Nerthum mit Nuithonen in Verbindung zu bringen. Nach Plinius müssen wir annehmen, daß die an der Norddeutschen Küste liegenden Marschländer zu Tacitus Zeiten, und zwar von Nuithones (Fischvölkern) bewohnt gewesen sind. In diesen Marschen wuchsen vor ihrer Eindeichung keine Bäume; man findet dort keine Quellen; die Bewohner derselben mußten ihre heiligen Haine

*) Gött. gel. Anzeigen, 52 St. 1825.

in andern Gegenden suchen. Helgoland, rings vom Meere umgeben, vermuthlich selbst viele Fischer enthaltend, eignete sich vortrefflich dazu, dem Gotte der Fischer oder des Meers, vom Tacitus Nerthum genannt, aber von dem altnordischen nuithen, fischen, abstammend, zum Heiligthume zu dienen. Die Nuithones waren es vorzüglich, die diesem Gotte ihre Verehrung bezeigten; an diese schlossen sich einige der zunächst wohnenden Völkerschaften, die von ihren Wohnsitzen gleichfalls zu Wasser die Insel erreichen konnten, an. Der Glaube mehrerer alten Völker, das Meer sey der Ursprung aller Dinge, und folglich auch der Erde, würde dieser Hypothese trefflich zu statten kommen, und das Geheimniß, warum Helgoland noch viele Jahrhunderte nachher von diesen nämlichen Küsten-Bewohnern als Hauptsitz ihrer vorzüglichsten Gottheit anerkannt wurde, läge offen dar.

Diese Hypotehese erinnert aber nur zu sehr an Rhenanus Conjectur.



## Neuntes Kapitel.

## Die Cimbrer.

Von Man in seiner Abhandlung sur l'ancien état de la Flandre maritime behauptet: verschiedene Zweige der Cimbrer hätten die Gottheit Fosete auf Helgoland, wo ihr vorzüglichster Tempel gewesen sey, gemeinschaftlich verehrt *).

*) Memoires des l'Academie imperiale et royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Tome 1. pag. 102. u. f.

Fosete, obwohl nach einer Zeitrechnung der Scandinavischen Mythologie schon vor Tacitus, und nach einer andern derselben bereits im 2ten Jahrhunderte vorhanden, erscheint auf Helgoland gleichwie die Insel selbst erst mit Bestimmtheit im 7ten Jahrhunderte, als der Name der Cimbrer als ein noch vorhandenes Volk schon längst untergegangen war. Eine Prüfung der Behauptung des Don Man erfordert daher zuvörderst die angeblichen Wohnsitze der Cimbrer zu untersuchen.

Nicht ohne Grund hat man die Cimbrer ein räthselhaftes Volk genannt; gleich dem Winde weiß man nicht mit Bestimmtheit woher es kam? Wo es blieb? Ueber den Ursitz der Cimbrer herrschen zwei abweichende Meinungen.

Nach Rudbeck, Harduin u. a. m. waren sie das älteste Volk, welches die Griechen kennen lernten; sie sollen unter dem Namen: Cimmerier, bald nach dem Troyanischen Kriege aus ihren Wohnsitzen in der Krimm und Europäischen Tartarei in Klein-Asien eingefallen seyn. Damals mußten die Massageten von der Ostseite des Casperschen Meeres weichen, und hatten sich westlich gegen die Cimmerier gezogen. Dies letzte Volk war anfangs unschlüssig, ob es sich den Scythen widersetzen, welches die Meinung ihrer Könige war, oder, wie andere wollten, ihnen weichend auswandern sollte. Zwischen beiden Partheien kam es zum Gefechte, in welchem die Königliche unterlag. Nachdem man die Todten am Dniester begraben, wo Herodot noch ihre Grabmähler sah, floh die geschlagene Königliche Parthei um die Nord- und Ostseite des Pontus herum, und fiel in Asien ein, wo sie den Griechen bekannt wurden; der andere Theil zog an die Weichsel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts als die Sage von diesen Cimmeriern übrig, daß sie nordwestlich gezogen. Dieser Meinung

zufolge, war es von Polen aus, daß die ehemaligen Cimmerier, nun Cimbrer genannt, das Römische Reich angriffen.

Zur Unterstützung dieser Hypothese wird ferner angeführt: Homer suchte die Cimmerier in den wilden Höhlen-Bewohnern um den Avernus, wo ewige Finsterniß herrschten sollte, und weil Pythias diese Homerischen Cimmerier auf der Dänischen Halb-Insel entdeckt zu haben glaubte, so wurde diese von den Römern Chersonesus cimbrica genannt.

Die zweite, mit den Ansichten der Griechen und Römer übereinstimmende Meinung, versetzt den Ursitz der Cimbrer in die heutige Dänische Halb-Insel und ins nördliche Deutschland, zwischen Elbe und Rhein, zunächst der Seeküste.

Die zuerst aufgestellte Meinung bringt die Nachrichten des Herodots von den Cimmeriern, mit dem was die Geschichte von den Cimbrern sagt, in eine schöne Uebereinstimmung. Die zerstreueten Fragmente der alten Geschichte reihen sich in ein zusammenhängendes System. Allein das Ganze beruht auf die Aehnlichkeit der Namen Cimmerier und Cimbrer. Die angebliche Veranlassung, die Dänische Halb-Insel die Cimbrische zu nennen, ist zu sehr von aller Wahrscheinlichkeit entblößt, als auf eine ernsthafte Widerlegung Ansprüche machen zu dürfen. Pythias, von dem nur von einigen modernen Geographen vermuthet wird, daß er die Küste Jütlands besucht habe, mußte seinen Homer schlecht verstehen, und ein von Vorurtheilen sehr eingenommener Beobachter gewesen seyn, wenn er glaubte, in dem Klima derselben die ewige Finsterniß, die den Avernus umgeben soll, entdeckt zu haben, oder in den Bewohnern von Thule, deren Kenntnisse in dem Ackerbaue er rühmte, die weinerlichen, in Höhlen wohnenden Cimmerier, wieder zu erkennen. Bayer hat die Idee, die Cimmerier am Don mit den Cimbrern in der

Dänischen Halb-Insel für ein Volk zu halten, sehr gründlich widerlegt.

Alles, was uns die Geschichte von den Cimbrern aufbewahrt hat, scheint im Gegentheile anzudeuten, daß sie dem großen Völkerstamme angehörten, der ursprüglich den größten Theil des nordwestlichen Europas bewohnte.

Klitarchus und Euphores erwähnen zuerst der Cimbrer*), die, im 4ten Jahrhunderte vor Christi Geburt durch eine große Wasserfluth aus ihrem Wohnsitze vertrieben, in die benachbarten Länder und zuletzt in das Römische Gebiet einfielen. Wollen wir den Nachrichten dieser beiden Schriftsteller Glauben beimessen — und warum dieses nicht eher, als sich Conjecturen, durch entfernte Namens-Aehnlichkeit veranlaßt, zu überlassen, — so fragen wir billig: wie haben in Polen Ueberschwemmungen von einer solchen Bedeutung entstehen können, wodurch ein großes Volk zum Auswandern veranlaßt worden wäre?

Unbekannt mit dem Nordwesten von Europa, dachten sich Griechen und Römer die Cimbrische Halb-Insel von einem viel größeren Umfange, als wir sie kennen, und wie sie, angenommen auch, daß sie seitdem starken Abbruch erlitt, gewesen seyn kann. Aber schon bei den Alten ward oft die Aufgabe in Untersuchung gezogen: woher jene ungeheuren Schwärme der Cimbrer gekommen wären?

Strabo rechnet zu den Völkerschaften, zwischen Rheine und Elbe, die Cimbrer. Er sagt (Geogr. L. 7. p. 45.) ausdrücklich,

---

*) Plinius citirt von einem Philemon, daß von den Cimbrern an, bis an das Vorgebürge Rubeae, das nördliche Meer Morimarusu genannt wäre. Wir wissen nicht, ob dieses Philemon der Comödienschreiber, der schon vor Alexander der Großen Zeiten lebte, oder ein späterer Schriftsteller dieses Namens ist.

daß die Cimbrer zu seiner Zeit noch ihr altes Land bewohnten. Mela versetzt sie an die Elbe und Nordsee, theils auf der Westseite von Holstein, theils in die Herzogthümer Bremen und Verden.

Plinius, und nach ihm Tacitus, führen an, daß die Cimbrer, Teutonen und Chaucen zu den Ingävonen gehörten, und Tacitus nennt sie proximos Oceano. Schlözer hält den Namen Igävonen für ein bloßes Appellativum, das, wie Pommern, Morini und Armorier, Anwohner des Meers bedeute *). Plinius spricht sich über die Wohnsitze der Cimbrer seiner Zeit nicht bestimmt aus. Er scheint zu glauben, sie *hätten* noch die ganze westliche Küste von der Cimbrischen Halb-Insel im Besitze gehabt.

Noch weniger weiß Tacitus, wo er die Cimbrer suchen soll. Er bemerkt: sie wären zwar jetzt ein ganz geringes Volk, das einst großen Ruf gehabt habe; von der Wahrheit desselben *zeigten* die noch übrig gebliebenen Reste der Läger und Plätze, die man noch an beiden Ufern des Flusses fände.

Schöning **) hat im Gefolge seiner gründlichen Untersuchungen der Stellen der Alten, die von den Cimbrern handeln, bewiesen, daß Tacitus unter dem Flusse, dessen beide Ufer den Ruhm der Cimbrer beurkundigten, den Rhein verstehe. Folgende Resultate, mit welchen Schlözer einverstanden ist, stellt er über die Wohnsitze der Cimbrer auf: — „Die Cimbrer haben in den ältesten Zeiten auf der Cimbrischen Halb-Insel gewohnt. Allein die Cimbrer des Strabo, Mela, Plinius und Tacitus wohnten südwärts von der Elbe. Die Spitze im heutigen Bremenschen,

---

*) Allgemeine Weltgeschichte, 31 Th. S. 115.

**) Abhandlung von der Vorstellung, welche sich die Griechen und Römer vom Norden gemacht haben.

die in die Nordsee hervorschießt (der Landstrich zwischen den Mündungen der Elbe und Weser), hatte bei den Römern den Namen des Cimbrischen Vorgebirges.“ —

Im 4ten Jahrhunderte sahen wir die Cimbrer noch einmal in einer Gegend, wo die zuletzt genannten Römischen Geographen sie nicht mehr vermutheten; ein schwacher Ueberrest von diesem Volke war damals noch oben in Jütland oder Limfford vorhanden *).

So wie Moser von den Sachsen glaubt, daß sie ein Völkerbund, aus Germanischen Völkerstämmen zusammengesetzt gewesen wären, war höchst wahrscheinlich der Name Cimbrer eine, mehreren längs den Norddeutschen Küsten wohnenden Stämmen angehörende allgemeine Benennung. Vielleicht lernten die Römer erst später die eigenthümlichen Unter-Namen, bei einer genaueren Kenntniß des Landes, das sie bewohnten, kennen; vielleicht entstanden diese erst in späteren Zeiten.

Die Römischen Geschichtschreiber erwähnen zweier Völker, die mit den Cimbrern gemeinschaftliche Sache machten: die Teutonen, die mit ihnen zu den Ingävonen gehörten, deren Wohnsitze längs der Ostsee vermuthet werden, und die Ambrionen, die im südlichen Westphalen, nämlich in dem heutigen Lippischen, der Grafschaft Pyrmont und Umgegend, gewohnt haben sollen. Beide, Teutonen und Ambrionen, hielten sich auf dem Heerszuge gegen die Römer als Nachbarn nahe zusammen. Noch eines andern Germanischen Volks wird bei Gelegenheit der Cimbrischen Züge erwähnt: die Marsi, die an den Ufern der Lippe wohnten, und in der Absicht, mit den Teutonen vereinigt in Italien einzudringen, ihre Wohnsitze verließen, durch Marius aber beredet wurden, zu den Römern zu stoßen.

---

*) Agathadamus Karte zu Ptolemäus Geographie.

Die Cimbrer begannen von der Norddeutschen Gränze den furchtbaren Zug. Alle Völker zwischen der Nordsee und den Gränzen der Avionen und Marsi gehöreten vermuthlich zu ihrem Stamme. Durch diese verstärkt, wuchs ihr Heer an, so wie sie weiter fortrückten. Von der Weser nach dem Rheine zu gelangen, mußten sie, wegen der Terrein-Beschaffenheit, jene hochliegende Gegenden Westphalens wählen, durch welche Römer, Franken, und noch im siebenjährigen Kriege die Franzosen vom Rheine nach der Weser zogen. Der Lauf der Lippe bezeichnet eine gute Operations-Linie. Die Cimbrer haben uns nichts schriftliches über ihre Thaten hinterlassen; die Römischen Geschichtschreiber erwähnen nicht die Namen ihrer siegenden Heerführer und Helden. Aber die Namen der Römischen Consuls, die sie in fünf großen Schlachten überwanden, sind unvergängliche Denkmähler ihres Ruhms. Als die Länge ihrer Operations-Linie, Sonne, Sturm, die im Auslande erlernte Weichlichkeit, und vor allen der schreckliche Marius ihnen den Sieg entriß, und sie gleichsam vom Kriegs-Schauplatze verschwanden, da erkämpften sich die sechs Tausende, welche die Cimbrer und Teutonen zur Deckung ihres Gepäcks am Rheine zurückgelassen hatten, von den umliegenden Ländern ein Gebiet. Aber diese letzten der ausgezogenen Tapfern verläugneten nun ihre Namen: Atvateri nannten sie sich.

Fremdartig, wie eine weitere Verfolgung dieses dunkeln Gegenstandes unserer gegenwärtigen Untersuchung seyn möchte, glauben wir nach den angeführten Nachrichten der Römischen Geschichtschreiber annehmen zu dürfen, daß Helgoland, als Tacitus schrieb, auf allen Puncten der zunächst liegenden Küsten des Festlandes von Nachkommen der Cimbrer, wenn diese gleich damals verschiedene Benennungen führten, umringt war.

Don Man's Hypothese, daß sich Nachkommen der Cimbrer

oder der früher zu ihnen gehörenden Volksstämme, auf dieser Insel zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienste versammelten, würde demnach haltbar erscheinen; daß dieser Cultus aber die Verehrung des Fosete war, bedarf es einer Erwägung des Verhältnisses der Cimbrer zu den Friesen, und der Gottheit Nerthum zu Fosete.



## Zehntes Kapitel.

## Die Friesen.

Auch der Ursprung dieses Volks ist in Dunkelheit eingehüllt.

Den Name Friesen hat man von Zittern ableiten wollen, und zwar soll dies Volk ihn von der friesenden, das heißt, zitternden Bewegung des Bodens, den es bewohnte, der durch die Bewegung des Meers oft erschüttert ward, erhalten haben.

Eine andere und vielleicht gegründetere Meinung ist: die Friesen hätten ihre Benennung von der Lage ihres Landes längs der Seeküste angenommen, indem Fries oder Friese in der altnordischen Sprache einen Rand bedeute, mithin Friesland so viel heiße, als Ufer- oder Küstenland.

Nach einer, auch in der Geschichte erwähnten Sage, die Hamonius in seinem bekannten Gedichte verschönert hat, soll Friso, der die Tochter des auf Helgoland residirenden letzten Königs der Cimbrer, Camoran heirathete, Stifter der Friesen gewesen seyn. Sein Sohn Jutho, oder Vitho genannt, soll seinen Sitz auf dem Schlosse Wiltenborg auf Helgoland gehabt haben.

Wer vermag in der Dunkelheit, verlassen von der Geschichte, das Wahre von der Fabel in dieser Sache auszumitteln?

Mehrere Umstände vereinigen sich zur Unterstützung der Vermuthung: daß die Friesen ein Zweig der Cimbrer waren.

Wir sehen die Friesen schon in einem sehr rückwärts liegenden Zeitraume in einem Staatsverbande mit den Bewohnern der Küsten Nord-Deutschlands und der Dänischen Halb-Insel, die wir für Nachkommen der Cimbrer, oder doch Völker ihres Stammes, annehmen; wir treffen bei den Friesen auf unverkennbare Spuren von jener Verfassung, von dem National-Character, den Sitten, religiösen Meinungen, Gebräuchen und der Sprache an *); welches alles, wie wir im Verfolge sehen werden, einst auf der Cimbrischen Halb-Insel einheiheimisch war.

Mehrere Römische Schriftsteller im 1sten Jahrhunderte versetzten, wie im Vorhergehenden bemerkt worden, die Wohnsitze der Cimbrer zwischen die Elbe und den Rhein; bekanntlich rechneten die Römer die Rhein-Arme, die wir heutiges Tages mit den Benennungen: Merive, Lech, Vecht und Issel bezeichnen, mit zu dem Rhein-Flusse.

*) Die Nachbarn der Friesen, die Kymren, die Belgier des Caesars, die das westliche Ufer des Rheins bewohnten, redeten eine von der Friesischen ganz verschiedene Sprache. Haufen von ihnen giengen nach Brittanien über, und wurden in die Gebirge von Wales verdrängt; andere Haufen siedelten sich in der Bretagne an; in beiden Ländern hat sich noch die Kymrische Sprache erhalten. Die zurückgebliebenen Belgier verloren sich in den Völkerwanderungen. — Die Verschiedenheit der Sprachen unter zwei so nahe Gränz-Nachbarn, als Belgier und Friesen, läßt auf einen verschiedenen Ursprung schließen. Cäsar (L. 4. c. 7.) beschreibt die Bataver als eine wilde und barbarische Nation. Welche Sprache sie redeten, ist nicht bekannt.

Als der erste Wohnsitz der Friesen wird die Gegend zwischen der Ems und heutigen Südersee angegeben, deren morastige und wasserreiche Beschaffenheit vermuthen läßt, daß ihre Bebauung erst spät und langsam statt gefunden habe.

Die ausgedehnte Landschaft, welche wir unter dem allgemeinen Namen: die Niederlande, begreifen, war zu Cäsars Zeiten von drei Völkern bewohnt; zur Linken des Rheins die Belgier, zu seiner rechten die Friesen, und die Bataver auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Oceane bildeten. Die Belgier, schreibt Cäsar, waren die Einzigen, welche die eindringenden Cimbrer von ihren Gränzen abhielten. Vielleicht datirt sich von dieser Zeit die Verbindung der Friesen mit den Cimbrischen Völkerstämmen, deren einer, die Chauken, unmittelbar an Friesland gränzte *).

---

*) In das weite Gebiet der Muthmaßungen sich verirrend, möchte die Vermuthung, daß die aufgefundene alte Brücke, die ihren Anfang bei Dankern im Meppenschen nimmt, bei Ruisenbrok vorbeigeht, und sich bis Ter-Haar erstreckt, ein Cimbrisches Werk sey, einige Entschuldigung verdienen. Vom Rhein kommend, mußten die Cimbrer den nämlichen Weg nehmen, den L. Appronius, in West-Friesland einzudringen, verfolgte, nämlich in der Richtung von S. nach N. durch das Moor, in welchem die Brücke entdeckt ist. Die einfache Bauart derselben, den Feld-Brücken, welche die Landleute noch heutiges Tages über Gräben zu machen pflegen, ähnlich, die Güte und Tiefe des Torfs, der die Brücke bedeckt, welches bei dem langsamen Gange der Natur viele Jahrhunderte voraussetzt, läßt sie eher für das Werk eines ältern Volks, als das der Römer aus dem 1sten Jahrhunderte nach Christi Geburt, halten. Die Stelle in Tac. Annal. IV. 73., die sich auf diese Brücke zu beziehen scheint, kann sehr füglich dahin erklärt werden, daß der Römische Feldherr, L. Appronius, die Brücke ausbessern ließ.

Drusus fand die Friesen schon als ein mächtiges Volk. Als seine Flotte bei plötzlich eintretender Ebbe auf dem Lande sitzen blieb, wurden die Römischen Soldaten von ihren Friesischen Hülfsvölkern gerettet. Seine militairischen Unternehmungen zu erleichtern, führte der Römische Feldherr vom Rheine in die Flevo, die jetzige Südersee, einen Canal.

Die Behauptung ist aufgestellt: Römer hätten den Friesen zuerst nicht nur den Ackerbau, sondern auch die Kunst, sich durch Aufwerfung von Dämmen gegen Ueberschwemmungen zu sichern, gelehrt. Allein nicht wahrscheinlich ist, daß diese von den Römern, die mit dem Meere wenig bekannt waren, vor selbigem eine große Furcht hatten, und sogar in der Schifffahrt auf Strömen große Unerfahrenheit zeigten, die Wasser-Baukunst erlernt haben sollten. Das Bedürfniß ist die Mutter der Erfindung; welch ein Volk konnte aber größeren Beruf haben, die Gewässer in Schranken zu halten, als die Friesen? Unwissend in den unentbehrlichsten Künsten, ohne Ackerbau, konnten die Friesen das mächtige Volk nicht seyn, das den Römern Achtung einflößte.

Eine geraume Zeit nach Drusus, namentlich als Germanicus an der Spitze der Römischen Heere stand, herrschte noch ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Römern und Friesen. Die Habsucht der Römer veranlaßte nun einen Krieg, in welchem die Friesen einen großen Sieg über sie erfochten. Im Batavischen Kriege waren sie Verbündete der Bataver; weiter meldet die Geschichte nichts von ihnen aus diesem Zeitraume. In wie fern es den Römern gelang, Meister von ganz Friesland zu werden, ist ungewiß und zweifelhaft. Es scheint nicht, daß Friesen gleich den Batavern in den Römischen Heeren dienten, wohl aber, daß sie einige Römische Gottheiten und einzelne Römische gesetzliche Bestimmungen annahmen; während die

Nachbarn sich mit den Siegern vermischten, bewahrten die Friesen ihre Originalität.

Bald zerbrachen sie das Joch der Römer. Im 4ten und 5ten Jahrhundert sahen wir sie im Besitze eines weit ausgedehnten Landes. Gröningen, Ost- und West-Friesland, ein Theil von Holland, Geldern, Utrecht und Ober-Issel, gehörten zu den damaligen Friesischen Besitzungen.

Als während der Epoche der Völkerwanderung die ursprüngliche Form der mehrsten Nationen in Deutschland und den Niederlanden verändert ward, litt Friesland von dem Einflusse fremder Völker am wenigsten. Die Sachsen drangen in den hoch liegenden Theil von Ost-Friesland ein; keine Spur zeigt aber, daß dies Volk jemals Eroberungen im eigentlichen Friesland gemacht, oder Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten der Friesen gehabt hätte. Sachsen und Friesen blieben in jeder Beziehung immer, zwei ganz verschiedene Völker. Durch das Beispiel der Sachsen aufgemuntert, schickten die Friesen Colonien nach England, mit welchem Lande sie lange eine lebhafte Gemeinschaft unterhielten. Friesland war dasjenige Land, das den kräftigsten Widerstand leistete, als die Monarchie der Franken, auf den Trümmern des Römischen Gebiets entstehend, im 6ten und 7ten Jahrhunderte alle Niederländische Provinzen verschlang, und dorthin den christlichen Glauben verpflanzte.

Dies ist eine kurze Uebersicht der Geschichte des eigentlichen Frieslands, bis es unter die Herrschaft der Franken kam. Geschützt durch seine Moräste und Gewässer, die es zu einer natürlichen Festung machten, hielt Friesland äußere Angriffe ab, und konnte daher seine ursprüngliche Verfassung und Sitten länger, als seine von der Natur minder begünstigten Nachbarn, bewahren.

Welche eigentliche Bewandniß es mit Nord-Friesland (die

Provinzen in der Dänischen Halb-Insel) den Ansiedlungen der Friesen auf der Norddeutschen Küste und mit Helgoland, sämmtlich Provinzen von Friesen bewohnt und einen Staat bildend, in dieser langen Periode gehabt habe? Wann diese Verhältnisse eintraten? Wann sie wieder aufgelöset wurden? Ueber alle diese und andere auf diesen so zusammengesetzten Staat Bezug habende Fragen vermissen wir genügende Auskunft in der Geschichte.

Ein oberflächlicher Blick auf die noch gegenwärtige geistige und physische Beschaffenheit, und auf die Reste der noch aus der Vorzeit vorhandenen Sitten, Gebräuche, Lebensweise und Sprache der heutigen Holländischen Friesen, der Bewohner der Ost-Friesischen, Oldenburgschen, Bremenschen und Dänischen Marschen, und auf die Helgolander, zeigt klar, daß sie ursprünglich einem Volke angehöreten.

Der beinahe allgemein herrschenden Meinung zufolge, sollen die Dänischen und Bremenschen Marschen durch Friesische Colonisten bevölkert seyn.

Sämmtliche Friesische Besitzungen in den heutigen Dänischen Staaten führten im 7ten Jahrhunderte den Namen Nord-Friesland, sie von dem Friesland in Holland, das Süd-Friesland genannt ward, zu unterscheiden. Ob die Friesen, welche auf den Bremenschen Küsten wohnten, auch zu Nord-Friesland gehöreten, ist unbekannt. Helgoland ward weder zu Süd- noch Nord-Friesland gerechnet.

Nach Dankwerth bewohnten die Friesen in Nord-Friesland die niedrigen und fetten Marsch-Gegenden, die zwischen Tundern, Bredstedt und Husum liegen, nebst den Inseln Foor, Amroom, Sild und Röm. Die auf dem Festlande wohnenden wurden Strand-Friesen, und die Insulaner Eilands-Friesen genannt.

Dankwerth

Dankwerth bezeichnet hier offenbar nur die Gegenden, die zu seiner Zeit noch unläugbar von Nachkommen der Friesen bewohnt waren. Nord-Friesland muß einen viel größern Umfang gehabt haben. König Radbodus I. brachte in dieser Provinz ein bedeutendes Heer zusammen, mit welchem er in Süd-Friesland landete und Carl Martel schlug. Der heilige Willibrod reisete mit 12 Missionairs eigends nach Nord-Friesland, *die* Nord-Friesen zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen. Der kleine District zwischen Husum, Bredstedt und Tundern würde schwerlich die Thätigkeit einer solchen zahlreichen Mission in Anspruch genommen haben.

Eben so irrig ist die Meinung, die Saxo Grammaticus von der Bevölkerung Nord-Frieslands durch eine Friesische Colonie *aufstellt*. „In Winterszeit“ heißt es bei ihm, „ist Nord-Friesland stets mit Wasser bedeckt, und gibt das Ansehen, als ob es eine See wäre, demnach zweifelhaft, wozu man es eigentlich rechnen soll, da man es zur Sommerszeit pflügt und zur Winterszeit mit Böten darüber fährt. Die Einwohner dieses Landes sind von Natur frech. Ihre Häuser setzen sie auf Worten. Daß das Volk von den Friesen entsprossen, bezeugt nicht schon allein ihre Sprache, und ist ihnen dies Land, als sie neue Sitze suchten, überlassen, welches jedoch zuerst feucht und naß war, durch die Arbeit aber cultivirter wurde. Diese Provinz ist in der Folge unter die Herrschaft der Dänischen Könige gekommen.“

Diese Nachrichten sind sehr dunkel und unvollständig. Saxo Grammaticus redet von der Ueberlassung eines Marsch-Districts *im* Schleswigschen an Friesische Colonisten, eher diese Provinz *unter* Dänische Herrschaft kam. Diese Ueberlassung sey vertragsweise, gegen Zustehung gewisser Vortheile an die Ansiedler, geschehen. Nicht anzunehmen steht, ein Staat habe fremde Co-

lonisten bei sich aufgenommen, ohne sie nicht zugleich zu seine Unterthanen zu machen. Friesen mußten daher in der Provinz herrschen, wo sich diese Friesischen Colonisten ansiedelten. Vielleicht, daß lange zuvor, eher sich Nord-Friesland von Süd-Friesland trennete, nämlich vor dem 8ten Jahrhunderte, Colonien aus der letztern Provinz nach der erstern geschickt sind. Die Könige von Friesland, die, nach unserer Hypothese, über alle Reste der Cimbrer herrschten, mochten veranlaßt worden seyn, Colonien nach einzelnen Marsch-Distrikten auf der Norddeutschen Küste zu schicken, um diese durch Ziehung von Canälen und Anlegung von Dämmen in bessere Cultur zu setzen. Saxo Grammaticus mag dadurch zu dem Irrthume veranlaßt worden seyn, ganz Nord-Friesland, — über dessen Umfang er gleichfalls eine irrige Meinung aufstellt, — verdanke diesen Colonisten seine Bevölkerung.

Die Tradition hat kriegerische Thaten, die die Friesen in einer sehr entfernten Zeit in der Cimbrischen Halb-Insel verrichtet haben sollen, aufbewahrt. Von einem Könige Helgo, der auf Helgoland residirt haben soll, wird, wie bereits angeführt worden ist, behauptet: er habe den Sachsen Jütland wieder entrissen. Saxo Germanicus, dessen vorzüglichste Quellen für die älteste Dänische Geschichte Sagen und Lieder waren, schreibt dem Dänischen Könige, Frode I., große Thaten gegen die Friesen zu. In dieser dunkeln Periode, in welcher uns historische Documente verlassen, gewährt das von Thurkelin *) herausgegebene, alt Angel-Sächsisches Gedicht, durch seine Uebereinstimmung mit der Sagenkunde vielen Grund zu der Ver-

---

*) De Danorum rebus gestis Secul. III. et IV. Poema Danicum. Dialecto Anglo-Saxonica. Ex bibliotheca Cortoniana musei Britannicae, edidit versione latina et indicibus auxit Grim Johnson Thurkelin. 1815.

muthung, daß die Friesen vor vielen Jahrhunderten schon eine glänzende Rolle auf der Cimbrischen Halb-Insel spielten.

In diesem Gedichte werden die Bewohner des südlichen Jütlands (die eigentlichen Jüten) Eothene genannt, so wie die ihnen zunächst angränzenden Bundsgenossen die Friesen (Fresine, die Vorfahren der Nord-Friesen) mit ihnen den gemeinschaftlichen Namen Eothene führen. Beide Völker, die Jüten und Friesen werden als Todtfeinde der Süd-Dänen (die Insulaner, die noch jetzt Dänen genannt werden) vorgestellt, und das Gedicht beschäftigt sich mit den Kriegen und Thaten Dänischer und Schwedischer Könige und Helden gegen die Jüten und Friesen, deren König Fin genannt wird. Zugegeben, daß das Alter der Handschrift erst in die Periode nach Einführung des Christenthums gesetzt werden dürfe, so muß doch von diesem das Alter des Gedichts selbst, und der historischen Sagen, die es aufbewahrt, unterschieden werden. So sehr der Dichter auch die Sagen umgearbeitet haben mag, immer deutet die Erzählung auf wirkliche Begebenheiten hin, die dem eigentlichen historischen Zeitalter näher liegen, als alle Deutungen der Edda. Für den Gegenstand unserer Untersuchungen ergeben sich aber zwei wichtige Thatsachen: einmal, daß die Friesen einst mit den Jüten einen gemeinschaftlichen Namen führten, demnach die Vermuthung, daß beide in der Vorzeit ein Volk ausgemacht haben; dann, daß sie in einer sehr entfernten Periode in der Cimbrischen Halb-Insel schon ein bedeutendes Volk bildeten. Nach den vom Könige von Dännemark und dem Herzoge von Schleswig, bei Gelegenheit ihrer Fehden mit den Dithmarsen, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts aufgestellten Behauptungen, machte Süd-Jütland, oder das heutige Schleswigsche, das im Jahre 1080 von den Königen von Dänemark zuerst zum Lehne gegeben wurde, einen Theil von Nord-Friesland aus.

Der Hauptsitz der Friesen im Bremenschen war der Winkel, den die Mündungen der Elbe und Weser bilden, den mehrere Römische Schriftsteller das Cimbrische Vorgebirge nannten; nämlich: Land Wursten, Amt Bederkesa, Land Hadeln, Amt Neuhaus und Land Kehdingen.

Die Fruchtbarkeit der Marschen hat, wie die Geschichte lehrt, in allen Ländern, ohnerachtet der Hindernisse, die sich ihrer Cultur entgegensetzten, die Menschen zur Bebauung derselben frühzeitig eingeladen. Die Geschichte rechnet die Aegyptier zu den ältesten Völkern. Welche große Schwierigkeiten mußten diese aber zu überwinden gehabt haben, ehe sie Herren des Nils wurden! Und doch prangte Theben schon unter den ältesten Städten der Welt, als eine der größten und prächtigsten. Mexico gibt uns ein ähnliches Beispiel.

Kein Schriftsteller erwähnt der Periode der ersten Cultur der Marschen auf den Norddeutschen Küsten; alle aber, die darüber geschrieben haben, setzen ein hohes Alterthum voraus; eine Voraussetzung, die durch die Art, wie die Marschen sich noch heutiges Tages bilden, gerechtfertigt wird.

Herr Fr. Arends *) beschreibt die Bildung neuer Länder an den Ostfriesischen Küsten: rohe Sand-Flächen dehnen sich anfänglich vom Strande bis zum Meere aus; die sich täglich darüber ergießenden Wellen lassen jedesmal etwas Schlamm zurück. Allmählig sprossen Pflanzen hervor. Der Schlamm mehrt sich. Das Wasser verweilt sich nun kürzere Zeit auf dem Watt, bei Ostwinden gar nicht mehr. Geschwinder erhöht sich der Boden, weil zur Zeit der Ebbe vieler Schlamm zwischen den aufgeschossenen Pflanzen zurück bleibt. Von jetzt an geht nicht

*) Ost-Friesland und Jever, in geographischer, statistischer und besonders landwirthschaftlicher Hinsicht. 2ter Band.

mehr die tägliche, sondern nur die hohe Fluth darüber. Das Watt wird ein begründetes festes Vorland.

Dieses stimmt mit der Art, wie sich die Marsch an der Nieder-Elbe bildet, überein.

An dem Außen-Deiche des Freyburgschen Theils des Landes Kehdingen, im Bremenschen, war bis 1769 ein starker Abbruch gewesen; nun zog sich das Fahrwasser der Elbe von der Bremenschen nach der Holsteinschen Küste. Nach einigen Jahren zeigte sich auf der Bremenschen Seite ein Sand längs der Küste, der jährlich sichtbarer ward. Jede Fluth schien auf selbigem Schlamm abzusetzen. Nach Verlauf von 20 Jahren schoß auf diesem Sande viel Reth hervor, der die Zurückhaltung des Schlamms beförderte; nach 40 Jahren konnte das neu gebildete Land schon zur Weide benutzt werden.

Beide, das Meer und die Ströme, führen Sand und Schlamm mit sich. Der Sand, zur Bildung der Marschen, scheint aber größtentheils aus dem Meere, der Schlamm dagegen vorzüglich aus den Flüssen herbeigeführt zu werden.

Die Operationen der Natur müssen vom Anfange der Welt an die nämlichen Regeln befolgt haben, die wir noch jetzt erkennen; die Grundlage zur Bildung der Marschen muß eben so alt seyn, als die Welt selbst. Nur mochten in der Vorzeit, als die Mündungen der Flüsse noch nicht versandet, und die Kunst ihren natürlichen Gränzen noch keine Schranken gesetzt, folglich Sand und Schlamm einen größern Spielraum zum Abfließen hatten, viele Jahrhunderte verfließen, ehe das neu gebildete Marschland so hoch und fest war, daß die gewöhnliche Fluth nicht mehr darüber gieng. Die Erfahrung lehrt, daß einzelne Stellen früher zu einer Höhe und Festigkeit gelangen, als das Ganze; diese mochten Fischern den Reiz geben, sie durch Angrabung der Erde zu erhöhen, und sich auf selbigen nieder zu

lassen. Der nächste Schritt, dem Wasser mehreres Land abzugewinnen, war durch Ziehung von Gräben, dann Aufwerfung von Sommer- und endlich von Winter-Dämmen. Diese letzte Unternehmung setzte voraus, daß der Marschboden schon eine bedeutende Höhe und Festigkeit erlangt hatte; sie erfordert viele Zeit, Menschenhände und Geld, und konnte daher erst in spätern Zeiten ausgeführt werden.

Daß ein Theil der Norddeutschen Marschen schon im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt bewohnt gewesen sey, sagt Plinius (IV. 1.) ausdrücklich: — „Mit ungeheurem Andrange, zwei mal Tag und Nacht, ergießt sich dort ins Unendliche der Ocean, einen ewigen Kampf der Natur bedeutend, in dem der Besitz des Meers und des Landes zweifelhaft wird. Da hält das jämmerliche Volk hohe Hügel besetzt, oder Dämme von Menschenhänden nach den Versuchen des höchsten Wasserstandes aufgethürmt, und Hütten darüber erbauet. Sie gleichen Schiffenden, wenn das Wasser die Umgegend bedeckt; Schiffbrüchigen aber, wenn es zurückweicht; um ihre Hütten herum haschen sie nach den mit dem Meere fliehenden Fischen. Aus Schilfrohr und Sumpfbinsen winden sie Seile, um daraus Netze zum Fischfange zu weben. Sie fassen Koth mit den Händen und trocknen ihn mehr durch Wind als Sonne; mit dieser Erde (d. i. Torf) kochen sie ihre Speisen, mit Wasser, das in den Höhlen und dem Vorplatze der Häuser aufgefangen wird. Und diese Völker halten es für Knechtschaft, von den Römern überwunden zu werden.“ —

Plinius Schilderung entspricht noch gegenwärtig ganz der Lage der Bewohner der Marschen und Marsch-Inseln, die noch nicht eingedeicht sind. Der Widerstand, den sie den Römern leisteten, verbreitet über seine Darstellung eine unverkennbare Bitterkeit, und diese, verbunden mit seiner Unkunde ihrer wahren

Verhältnisse, läßt ihn sich ihren Zustand als sehr ärmlich denken, während wir aus Erfahrung wissen, daß die auf Worthen Wohnenden ihren Marschboden oft vortheilhafter benutzen, als die, welche ihr Land durch Dämme gegen Ueberschwemmungen zu schützen suchen. Auch beweiset der Widerstand, den sie den Römern leisteten, daß sie nicht so unvermögend waren, als Plinius sie darstellt. Der Muth, mit welchem sie ihre Freiheit vertheidigen, verräth einen Cimbrischen Geist.

Der Römische Geograph beschreibt in der angeführten Stelle ohne Zweifel die Marschen in Ost-Friesland, längs der Ems und Nordsee, eine Gegend, die den Römern sehr wohl bekannt war; er gibt ihren Bewohnern den Namen Chauken.

Dieser Name wird, gleich wie mehrere, die Benennung Friesen (mit denen sie Verbundene waren) erklären, von Schaukeln oder Zittern, von der zitternden Bewegung des Bodens, den sie bewohnten, abgeleitet. Der Boden im Budjadinger-Lande scheint sich noch gegenwärtig, beim Hartauftreten, unter den Füßen zu bewegen, und mag Veranlassung zu dem Namen, — wahrscheinlich Spott-Namen, — seiner früheren Bewohner gewesen seyn.

Während die Chauken des Plinius eine Gegend bewohnen, die der Ebbe und Fluth ausgesetzt ist, und folglich nicht weiter an der Ems, Weser und Elbe hinauf gesucht werden darf, als diese sich zeigen, geben die Geographen diesem Volke ein ausgedehntes Gebiet, das einen großen Theil von Ost-Friesland, Oldenburg, Bremen und Hannover umfaßt haben soll. Quackenbrück, im Osnabrückschen, soll, wegen Aehnlichkeit des Namens, die Hauptstadt gewesen seyn. Nicht lange zuvor hatten Strabo und Melo den Cimbrern den größten Theil des nunmehrigen Gebiets der Chauken zugetheilt, und der südliche Theil desselben war den Ambrionen eingeräumt. So schnell wechseln die Völ-

ker-Namen in der alten Geographie! Bald nachdem die Sachsen auftreten, im 2ten Jahrhunderte, verschwinden die Chauken aus der Geschichte, nur in der Ptolomäischen Karte erscheinen sie noch längs der Nordseeküste, in große und kleine abgetheilt.

Nach Ptolomäus folgte für die Geographie des nördlichen Deutschlands eine lange Nacht. Als es anfing wieder zu tagen, nicht lange vor Carl dem Großen, sehen wir an den Norddeutschen Küsten statt der Chauken, die Friesen. Haben diese die Chauken besiegt und vertilgt? Jene Marschen mit neuen Colonien bevölkert? Beides nicht wahrscheinlich. Vermuthlich hatten jene Marsch-Bewohner einst, unter der Benennung Chauken, gleichwie die Cimbrer zu den Ingävonen (Meer-Anwohnern) gehörend, nun den Namen des Volks angenommen, das jetzt den Resten des ehemaligen Cimbrer-Bundes vorstand.

In immerwährenden Fehden waren die Bremenschen Friesen mit den benachbarten Sachsen begriffen. Durch feste Plätze glaubten sich diese schützen zu müssen; ein Graf von Lesmona ward eigends zur Bewachung der Friesischen Gränzen bestellt. Daß die Sachsen nicht Herren dieser Marsch-Gegenden wurden, liegt noch klar am Tage; ihre Nachkommen bewohnen noch gegenwärtig die Geest, die der Friesen die Marschen.

Nachdem Carl der Große, nach hartem Kampfe, im Bremenschen die Sachsen besiegt hatte, griff er die Friesen an. Er drang durch Ueberfall ins Land Hadeln ein, aber eine völlige und bleibende Herrschaft über die Friesen zu erlangen, gelang ihm eben so wenig, als den Erzbischofen von Bremen; erst nach mehreren Jahrhunderten konnten die letztern dieses unruhige und kriegerische Volk unter ihre weltliche Herrschaft bringen.

Die Eingänge zu den Marschen durch die Moore, welche sie von der Geest trenneten, waren, wie ihre gegenwärtige Beschaffenheit noch zeigt, leicht zu vertheidigen. Ueberdies wagte sich wohl

kein Feind gern in Gegenden, die alle sechs Stunden, mehr oder weniger, unter Wasser gesetzt wurden. Daher mochte entstehen, daß die Nachkommen der Cimbrer und Chauken, nun Friesen genannt, sich in diesen Marsch-Gegenden nicht nur unvermischt, sondern auch lange Zeit unabhängig erhielten.

In welchem Verhältnisse diese Bremenschen Friesen zu den Königen von Friesland, vor Carl dem Großen, standen, ist ungewiß. Eine Vermuthung, daß sie, als zu Nord-Friesland gehörend, angesehen wurden, scheint daraus hervor zu gehen, daß Kaiser Heinrich der Vogler, bei Stiftung der Grafschaft Stade, das von ihr durch die Elbe getrennte, und ehemals zu Nord-Friesland gehörende Land Dithmarsen mit selbiger vereinigte.

Saxo Grammaticus erwähnt nicht, daß die Friesischen Inseln auch Friesischen Colonisten ihre Bevölkerung verdankten. Auf Helgoland ist die Veranlassung, die er für die Friesische Ansiedelung angibt, nämlich, daß die Dänischen Marschen wegen Feuchtigkeit und Nässe des Bodens der Cultur nicht fähig gewesen, wegen der erhabenen Lage dieser Insel, nicht anwendbar.

Wir finden nirgends in der Geschichte, daß die Friesen, vermöge Eroberungen über die See, ihr Gebiet ausgedehnt haben. Die Sagenkunde verlegt die Residenz der Friesischen Könige von Helgoland nach Süd-Friesland; diese Insel würde demnach eher, als das eigentliche Stammland, als jenes angesehen werden müssen. Aus welchem Grunde die Helgolander sich für eine Colonie der Friesen halten, ist schwer zu errathen, wenn sich dieses nicht aus der Länge der Zeit, die seit dem Uebergange des Namens der Cimbrer in der Sprache des gemeinen Volks verstrichen ist, erklären läßt.



## Eilftes Kapitel.

## Heidnische Götterverehrung auf Helgoland, vor Einführung der christlichen Religion.

Auf der Meyerschen Karte sind folgende, auf die Heidnische Religion Bezug habende Gegenstände, bemerkt:

Gegen Osten eine waldige Gegend, aus welcher drei Flüsse entspringen, welche die gleichbedeutenden Namen Hiligenwald und Hilligenwold führt. Diese Namen lassen vermuthen, daß der heilige Hain und die heilige Quelle in dieser Gegend gesucht werden müßten. Allein der dem Fosete gewidmete Tempel liegt gleichfalls in einem kleinen Holze, und nicht fern von einer Quelle auf der nördlichen Seite, auf welcher noch drei andere Tempel, die der Vesta, dem Jupiter und Mars geheiligt waren, angegeben sind. Während diese vier Tempel auf der nördlichen Seite bemerkt sind, befinden sich Burgen auf der gegenüber liegenden. War vielleicht nur die nördliche Hälfte der Insel den Priestern überlassen, und folglich diese es, in welcher alle Bäume, Früchte, Thiere und Erzeugnisse als geheiligt angesehen wurden? Die dem Jupiter, Mars und der Vesta geweiheten Tempel verrathen einen Römischen Ursprung; der des Fosetes war einheimisch.

Bei der Untersuchung über die religiösen Begriffe der alten Völker, die Nord-Deutschland und Friesland bewohnten, bleibt immer eine große Schwierigkeit, das Verhältniß aufzufinden, in welchem diese unter sich, zu der Scandinavischen Mythologie, und den Gallischen und Römischen Religionen standen.

Gründe der Wahrscheinlichkeit sind vorhanden, daß die religiösen Ideen und der Cultus der Völker, die den Norden, — wie die Alten sich diesen Theil der Welt dachten, — bewohnten, ursprünglich ziemlich gleich waren.

Unter diesen Völkerschaften scheinen die Cimbrer schon frühzeitig im Besitze einer höhern Cultur, als ihre Nachbarn gewesen zu seyn, eine Vermuthung, die freilich der Darstellung der Römer nicht ganz entspricht. Die Römer erwähnen von ihnen, daß sie mit rohen Rinderhäuten bekleidet, die Lanzen in der Hand habend, wider die Meersfluthen anstürmten, eine Don Quixottenade, wovon ein alter Nürnberger Kupferstich eine sehr anschauliche Darstellung gibt. Wie mißtrauisch wir aber gegen die Nachrichten der Römischen Geschichtschreiber über die Cimbrer und andere ihnen eben so wenig bekannte Völker seyn müssen, hat unter andern Dr. Radloff in seinen neuen Untersuchungen des Keltenthums (Bonn 1822) gezeigt. Allein diese nämlichen Römer rühmen die Art, wie die Cimbrer ihre Kriege führten, ihre Lager-Plätze auswählten und befestigten. Mehrere gesetzliche Bestimmungen und bürgerliche Einrichtungen, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, von den Cimbrern abstammen, haben sich viele Jahrhunderte in ihren ehemaligen Besitzungen erhalten, und sind noch auf Helgoland herrschend.

Diese frühere Cultur verdankten die Cimbrer vermuthlich ihrem durch den Börnsteinhandel nach Brittanien veranlaßten Verkehr mit den Galliern *).

Die Verschiedenheit der religiösen Begriffe der Germanen und Gallier, ehe die der letztern mit denen der Römer vermischt wurden, zeigte sich vorzüglich darin, daß die religiösen Gebräuche in Germanien grausamer und unmenschlicher als in Gallien

---

*) S. Anmerkung II.

waren. Die Germanen bedienten sich gleich den Galliern menschlicher Opfer zu ihren Weissagungen; aber sie ließen diesen harte Marter erleiden, ehe sie solche tödteten, während die Gallier die zu den Opfern Bestimmten gut bewirtheten, und unvermuthet von hinten erstachen. Die durch den Handel mit den Griechen zu Marseille und Narbonne gehabte Gemeinschaft, mochte die religiösen Gebräuche der Gallier schon frühzeitig gemildert haben.

Aus gleichen Gründen, nämlich wegen Bekanntschaft mit den Galliern, erklären wir es uns, daß die Cimbrische Göttin Nerthum einen viel liebenswürdigern Character hat, als die Götzen der Simonen und andere gleichzeitiger Völker, von denen Tacitus Nachrichten giebt.

Das in Schnee und Eis begrabene Scandinavien, abgesondert von civilisirten Völkern, rückte langsamer in seiner geistigen Bildung vor, als die Germanen; von dort konnte die Verfeinerung nicht ausgehen. Desto größern Einfluß hatten die Römer.

In den Mémoires de l'Academie imp. et royale des sciences et belles lettres de Bruxelles Tome 1. findet sich S. 415. u. f. eine vortreffliche Abhandlung von Mr. des Roches sur la religion des peuples de l'ancienne Belgique, wobei er vorzüglich das zuerst von Holstenius entdeckte Manuscript: Indiculus superstitiorum et paginarum, benutzt hat *).

Mr. des Roches erklärt die Ursache der schon bemerkten Verschiedenheit der Nachrichten des Cäsars und Tacitus, daß nämlich nach dem ersten die Germanen keine Tempel und Prie-

---

*) Holstenius fand dies Manuscript in der Phälzischen Bibliothek. Es ist in dem VI. Theile des conciles du Père l'Abbé enthalten. Eckhard hat eine Erklärung dazu geliefert.

ster hatten, während der letztere das Gegentheil behauptet, aus dem Zeitraume von 150 Jahren, der zwischen beider Darstellung verflossen war.

Die Germanen, welche in der Nachbarschaft der Gallier, und folglich an beiden Ufern des Rheins wohnten, hatten, als Tacitus schrieb, bereits von den letztern viele Gottheiten und religiöse Gebräuche angenommen.

Die Ankunft der Römer hatte zu den alten Gebräuchen neue hinzugefügt. Diese Welt-Eroberer ließen aus Politik den überwundenen Völkern ihre Götzen und religiösen Gebräuche; allein ihr Beispiel, ihre Macht, und der Ruf ihrer Ueberlegenheit veranlaßte bald, daß die besiegten Völker von den Römischen Gottheiten mehrere annahmen, und ihre eigenen nach ihnen modellirten.

Nun entstand bei ihnen ein buntes Gemisch von Göttern und Cultus.

Aus dem Verzeichnisse des Mr. des Roches, von den Gottheiten der alten Friesen, ergibt sich, daß die nämlichen Römischen Götzen, die auf Helgoland verehrt wurden, Jupiter, Mars und Vesta, auch in ganz Friesland ihre Tempel hatten. Nur des Fosete wird in diesem Verzeichnisse nicht erwähnt. Mr. des Roches sagt: „Fosta, eine Gottheit der Friesen, hatte ihren Tempel in Fosteland. Dieser Tempel ward so heilig gehalten, daß es als eine gotteslästerliche Handlung angesehen ward, aus der Quelle, an welcher er stand, zu trinken, oder die Thiere zu tödten, die an ihr weideten. Diesem Abgotte, auch Phosetae genannt, ward in ganz Friesland göttliche Ehre erwiesen. Außerdem verehrten die Friesen noch viele Gottheiten, denen aber auf Helgoland keine Tempel geweihet waren."

Daß Mr. des Roches hier Fosete mit der Göttin Fosta

verwechselt, scheint aus Walters Beschreibung der Friesischen Gottheiten (Lib. 1. Chron. Fris. Cap. 8.) erwiesen zu seyn.

„Es sind, heißt es daselbst, von den Friesen vornämlich vier Abgötter geehrt und angebetet worden, welche Freda, Fosta, Meda und Weda geheißen. Unter diesen hatten Fosta und Meda (welche waren Göttinnen) in der rechten Hand einige Pfeile, und in der linken eine Korn-Garbe; die Götzen Freda und Weda hatten auf ihrer Brust ein Schild, auf dem Haupte einen Helm; an Armen und Beinen waren sie (mehrentheils) nackend und hatten Flügel auf dem Rücken, daraus zu schließen, daß jene bei dem Feldbau, diese aber bei den vorgefallenen Kriegen angebetet wurde. Und habe ich den 12ten Junius Anno 1650 der Fosta und Weda Bildniß, nebst einem großen Horne, dadurch man das Volk beim Gottesdienste zusammen geblasen, in St. Marien-Kirche zu Utrecht selbst gesehen.“

Von dem Bildniß der Fosta findet sich in Arnkiels ausführliche Eröffnung (Hamburg 1703) ein Abdruck; sie ist als eine bejahrte Frau in alter Bauern-Tracht, mit Pfeilen in der rechten, und Korn-Aehren in der linken Hand, abgebildet.

Daß diese Friesische Göttin des Ackerbaues mit Fosete auf Helgoland keine Aehnlichkeit oder Verwandschaft hatte, bedarf keines Beweises; auch findet sich keine Andeutung einer ihr auf dieser Insel bezeigten Verehrung.

Die Veranlassung, Fosta in der Gestalt einer alten Frau in Bauern-Tracht, Korn-Garben in der Hand habend, vorzustellen, läßt sich aus der Art, wie das Korn vormals nicht ausgedroschen, sondern ausgebrannt wurde, leicht erklären. Dieser Gebrauch herrschte noch in späteren Zeiten in Schottland. Eine Frauensperson setzte sich nieder, nahm mit der linken Hand eine Handvoll Korn am Stoppelende, und brannte die Aehren-Enden an. In der rechten Hand hielt sie einen Sack und schlug

damit das Feuer aus, so bald als die Hülsen abgebrannt waren *). Die Pfeile in der rechten Hand der Göttin, statt des Sacks, waren wahrscheinlich eine Verschönerung aus dem Römischen Cultus.

Von dem andern Friesischen Götzen Weda fand sich auf Helgoland ein Bild, das noch viele Jahrhunderte nach Einführung der christlichen Religion als eine Merkwürdigkeit in einer der Kirchen hinter dem Altare aufbewahrt ward. Es stellte, ganz der Beschreibung Walters gemäß, eine männliche Figur vor, die auf der Brust ein Schild, auf dem Kopfe einen Helm, und Flügel auf dem Rücken hatte. Man sieht, daß hier Attribute von mehreren Römischen Gottheiten vereinigt waren.

Weda scheint keine ursprüngliche Friesische, sondern eine von den Germanen entlehnte Gottheit zu seyn. Bei den Angel-Sachsen kömmt ein Götze Wode oder Woede vor, vermuthlich der nämliche mit dem Wodan der Sachsen **) und Longobarden, und dem Woden in den Eddaschen Liedern, woraus einige Ausleger den Ursprung des Namens Odin herleiten wollen. Auf Helgoland war dieser Gottheit kein besonderer Tempel gewidmet, vielleicht zierte er den des Mars, über dessen Zerstöhrung die Geschichte nichts überliefert hat.

Der im ganzen Norden herrschende Gebrauch, den Todten silberne und massive Münzen, nebst anderen Sachen von Werth, mit ins Grab zu legen, war auch auf Helgoland üblich. Gnoblauch erzählt, daß man noch zu seiner Zeit unter dem

---

*) Observations on the state of Ireland, by J. C. Curen. 1818. I. S. 106.

**) Die Sachsen, die Christen wurden, mußten der Verehrung Wodans entsagen; „tuna Eren de Wodon." Monum. Paderb.

Radeberg im Nord-Hafen, wenn nämlich ein Stück von dem Lande daselbst, genannt der alte Kirchhof, abfalle, dergleichen Antiquitäten fände.

## Zwölftes Kapitel.

### Fosete oder Forsete.

Diese Friesische Gottheit wird von der Scandinavischen Mythologie in Anspruch genommen. Wie? erzählen wir nach Dr. Münter *):

— „Die Gottheit Baldur des Guten war ein Sohn des Odins und der Freja. Nach der von Suhm angenommenen Zeitrechnung, kam der dritte Odin, von dem hier die Rede ist, ungefähr ein halbes Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung in Scandinavien an. Baldur der Gute wird als der beste, barmherzigste und geliebteste aller Asen gepriesen. Von der Elbgegend gieng auch wohl seine Verehrung aus, und Fosete, den er mit der schönen Nanna erzeugt hatte, theilte diese mit dem Vater, so wie auch die liebenswürdigen Eigenschaften desselben. Er wird als ein Vergleicher aller Streithändel, die vor seinem Richterstuhl gebracht wurden, angesehen, und sein vorzüglichstes Heiligthum war in Fosetes Land, an den Gränzen der Dänen und Friesen, welches den Namen Helgoland erhielt.

Fürsten

*) Geschichte der Einführung der christlichen Religion in Dänemark und Norwegen; vom Dr. Münter. Leipzig 1823. S. 96. u. f. f.

Fürsten waren nicht selten seine Priester, und als endlich sein Dienst dem Christenthume weichen mußte, ward um das Jahr 866 sein Tempel eine Wohnung friedlicher Mönche.“ —

Die Ausleger der Eddas haben Baldur des Guten Tod als ein Hauptmythus von tiefer Bedeutung angesehen. Ein Zeitgenosse Schnorros, dem wir die Erhaltung dieser Lieder verdanken, Saxo Grammaticus behandelt dagegen (im 3ten und 4ten Buche seiner Dänischen Geschichte) Baldur und Hothars Liebe zur Nanna, den dadurch entstandenen Kampf, den Tod Baldurs, und das Freien Odins zu Rinda, um durch sie einen Sohn zu haben, der Baldur rächen würde, kurz, die ganze Mythe gleicht einem Romane, als ungereimt und bedeutungslos.

Den *gelehrten* Forschungen Peter Erasmus Müllers *) verdankt Saxo Grammaticus, daß, während seine Glaubwürdigkeit lange in Zweifel gezogen worden ist, ihm doch das Lob gebühre: nicht wenige echte und mehrere zuverlässige Ueberlieferungen aufbewahrt zu haben.

Saxo Grammaticus kannte nicht nur die Eddas, er benutzte *sie auch als* Quellen, aber sparsam und mit großer Vorsicht; seine häufigen Abweichungen von ihren Angaben beweisen, daß er ihnen nur einen geringen historischen Werth beilegte.

Die Aechtheit der Eddaschen Lieder — die Grundlage der Scandinavischen Mythologie — ist bekanntlich sehr bestritten worden.

Bis nach der Gründung der Norwegenschen Monarchie

---

*) Kritische Untersuchung der Sagen-Geschichte Dänemarks und Norwegens, oder von der Glaubwürdigkeit der Quellen des Saxo und Schnorro; von Peter Erasmus Müller. Kopenhagen 1823.

6

durch Harald den ersten Harfager, um das Jahr 875, ist die Geschichte von Norwegen größtentheils dunkel und ungewiß, und in ein poetisch-mythisches Gewand gehüllt. In diesem Zeitraume suchten die kühnsten, trotzigsten und stolzesten Norwegenschen Hauptleute, zu welchen sich einige Schweden gesellten, in der bis dahin unbewohnten Insel Island, gegen die tyrannische Uebermacht Königs Harald, eine Freistätte; hier bewahrten sie, eine patriarchalische Republik bildend, während Jahrhunderten, ihre alte National-Denkart und Sitten mit unbiegsamer Selbständigkeit. In Island war es, wo ein gelehrter Isländer Sigfusson in 1114 die zerstreuten Blätter der Edda zuerst sammelte; seine Sammlung gieng aber wieder verloren. Ein anderer Isländer Schnorro, rettete davon hundert Jahre später einige Fragmente, und diese sind es, welche wir gegenwärtig als Eddas besitzen.

Der Gebrauch, religiöse oder politische, vorzüglich aber kriegerische Ereignisse, durch Volksgesänge aufzubewahren, finden wir bei vielen Völkern der Vorzeit; ihre Quellen sind Volkssagen. Von den nördlichen Ländern wird bemerkt, daß Barden, Skalden genannt, aus der Ursache mit in die Schlacht gegangen wären, die Thaten, die sie besingen wollten, selbst zu sehen.

Saxo Grammaticus benutzte bei seiner Geschichte alte Volkssagen und Lieder aus allen Ländern, die das ehemalige Scandinavien bildeten. Von mehreren Versen, die er Lateinisch in seinem Werke eingetragen hat, sagt er selbst, er habe sie aus Dänischen Liedern übersetzt. Demnach leidet es keinen Zweifel, daß die Dänen, so gut als die Isländer, Skalden-Lieder hatten, die, wie die der Schweden und Norweger, im Laufe der Zeit verloren gegangen sind. Daraus folgt aber keineswegs, daß allen diesen Scandinavischen Skalden-Liedern ein hohes Alterthum beigelegt werden dürfe. Die schon bemerkte Verschieden-

heit der historischen Angaben aus der alten Nordischen Geschichte in den Dänischen und Isländischen Liedern, die aus Saxo Grammaticus Geschichte hervorgeht, führt schon auf die Vermuthung, daß die Eddas das Product einer viel späteren Periode sind, als die Ereignisse selbst sich zutrugen. Das Unrichtige in den Isländischen Liedern über neuere Vorfälle, bei welchen glaubwürdige Quellen eine nähere Prüfung verstatten, macht die Treue ihrer Darstellung der Vorzeit um so verdächtiger. Und, gesetzt auch, die Entfernung und Abgeschiedenheit Islands, und der spätere Uebergang der Isländer zum Christenthume, habe dort die Aufbewahrung der alten Scandinavischen Skalden-Lieder erleichtert, so entsteht doch das Bedenken: ob diese Lieder unverfälscht zu uns gekommen sind? Der lange Zeitraum, der bis zu ihrer Sammlung und Bekanntmachung verstrichen ist, läßt, wie bei den Gedichten Ossians, den Einfluß fremder neuer Ideen wenigstens vermuthen.

Welche Achtung den gelehrten Auslegern der Eddas auch gebührt, dieser Verdacht geht bei den vielen Commentaren über diese sogenannte Nordische Fundgrube augenscheinlich hervor. Schon im 16ten Jahrhunderte fing man an, alle zur Scandinavischen Mythologie gehörende Notizen, die sich bei Dudo, Beda, Paulus Diaconus, Jornandes, Eginhart, Adamus Bremensis, Saxo Grammaticus u. s. fanden, zu commentiren. Nach der Entdeckung der prosaischen Edda, die Resenius im 17ten Jahrhunderte herausgab, erhielt dies Studium neues Leben; vollends aber, als in 1787 eine vollständige Ausgabe des Sammundischen Eddas ans Licht trat. Als Frucht dieser gelehrten Nachforschungen besitzen wir nun, nach dem Modell der Griechischen und Römischen Mythologie zugeschnitten, eine Scandinavische, die ihren Ursprung aus Asien entlehnt, während andere Gelehrte behaupten, diese angebliche Abstammung sey eine bloße

Conjectur, veranlaßt durch die Namen, Asen und Asgard, und die Nachrichten bei Jornandes und Paulus Diaconus. Spuren orientalischer Ideen in der Eddas zu finden, darf übrigens nicht befremden, erwägen wir, daß Scandinavier viele Jahrhunderte die Leibwache der Griechischen Kaiser bildeten.

Daß die Eddas ganz dem eisigen Scandinavien angehören, verräth der Geist, der aus ihnen athmet; sie sind rauh wie Scandinavier, wenn gleich das Herz ergreifend durch Kühnheit und Kraft, doch ganz entblößt von jenen sanften Reizen, die dem Gefühlvollen nicht selten ein barbarisches Zeitalter erträglich finden lassen. Dieser, ihr Character, ist kein sicheres Merkmahl eines hohen Alters. Die rauhen Norweger, die Island bevölkerten, bewahrten lange Zeit, und selbst nachdem Sigfusson die Lieder der Edda gesammelt hatte, den rohen Geist, der in ihnen herrscht. Dies zeigt sich klar in den gleichfalls von Pet. Erasm. Müller *) herausgegebenen historischen Island und die benachbarten Inseln betreffenden Sagen, die sehr wenig und nur gelegentlich mit den mythischen in Verbindung stehen, und, nach dem Urtheile der Kritiker, wenn gleich im 12ten Jahrhunderte geschrieben, doch über das 10te hinausreichen. Sie schildern blutdürstige Helden, und enthalten meistens gräßliche Mordgeschichten, ohne historischen Werth. Die eingeschalteten Lieder sind den der Eddas nicht unähnlich, und berechtigen zu der Vermuthung, daß ein Volk, das jene Sagen hervorbrachte, gar wohl Urheber der Eddas gewesen seyn könne.

Das wenig producirende Island zwang seine Bewohner, sich nach auswärtigen Nahrungs-Quellen umzusehen. Reisende

---

*) Sagen-Bibliothek des Scandinavischen Alterthums in Auszügen, mit literarischen Nachrichten von P. E. Müller, übersetzt vom Dr. Lachmann. 1816.

Isländer forschten an den Norwegenschen, Dänischen und Schwedischen Höfen nach merkwürdigen alten und neuen Ereignissen, um sie zu Lobgedichten auf die Nordischen Fürsten ihrer Zeit zu benutzen, durch welche sie Unterhalt gewannen. Der Ruhm, den die Isländer als Skalden erlangten, ist durch mehrere noch erhaltene Gedichte bewährt. Als nach der großen Schlacht bei Upsala in 983, König Erich demjenigen, der seinen Sieg würdig besingen würde, eine große Belohnung versprach, erhielt Thorwald Hialtason, ein Isländer, den Preis; er verfertigte zwei bis jetzt aufbehaltene Siegeslieder, und bekam für jedes eine goldene Krone.

Der Skalde mußte der Anmuth und Kunst des dichterischen Vortrags oft die Wahrheit zum Opfer bringen; seine Einbildungskraft die Lücken der Sage ersetzen, oder Ereignisse, die *nicht* vorhanden waren, erschaffen. Mißtrauisch müssen wir demnach gegen alle historische Thatsachen seyn, die aus den Isländischen Liedern entlehnt werden. Als eine Probe der Altnordischen Sprache und der Dichtungen eines Volks, das mit den Irokesen so ziemlich auf einer Stufe der Cultur stand, haben die Eddas einen unverkennbaren Werth, und gewähren vorzüglich, wenn im Einklange mit den Volkssagen, einzelne historische Andeutungen aus der grauen Vorzeit. Dagegen muß sehr bezweifelt werden, in ihnen ein System der Religion der Scandinavier, oder wohl gar der alten Germanen zu finden; sie sind eben so wenig ein echt Germanisches Werk, wozu man sie hat machen wollen, als die Ossianischen Gedichte, denen sie an poetischen Werth sehr nachstehen.

Nehmen wir aber auch die Meinung der eifrigsten Vertheidiger der Edda-Lieder an, so erscheint die Religion der Scandinavier doch immer nur als ein Gewebe von Mythen, deren Ursprung und Deutung gleich dunkel ist; offenbar gehört sie

den Dichtern an. Jeder Versuch, das Mythische historisch auszulegen, muß vergeblich seyn, denn die Skalden, die einzigen Gewährsmänner dieser Mythologie, haben nirgends auf historische Weise von den alten Scandinavischen Göttern geredet.

Nach der Suhmschen Zeitrechnung würde der Cultus Baldur des Guten in der Elbgegend, und der des Fosete auf Helgoland, schon in der Zeit als Tacitus schrieb, geherrscht haben. Wir würden demnach hier einen Beleg zu der Behauptung der Einheit des Nerthums und Fosetes finden; allein die von den Gelehrten angenommenen Zeitbestimmungen der Scandinavischen Mythologie dürfen nur aus dem Gesichtspunkte theologischer Systeme betrachtet werden. Auch sind die Meinungen über diese Chronologie sehr verschieden. So widerspricht Gebhard die Suhmsche Angabe der Zeit der Ankunft des dritten Odins.

Das alte Scandinavien (Scandia) erstreckte sich vom Eismeere bis nach Oresund, und von den Norwegischen Felsen bis an die Ostsee. Später bezeichnete man ganz Norwegen, Schweden und Dänemark mit dem gemeinschaftlichen Namen Scandinavien. Die religiösen Begriffe und der Cultus der Bewohner dieser drei Länder war aber in mehreren Punkten abweichend, und mit Unrecht hat man die verschiedenen Gottheiten derselben in einer Mythologie vereinigt.

Als eigentlicher Sitz der Verehrung Baldur des Guten wird Norwegen bezeichnet. Geschichte und Tradition erwähnen keinen, diesem Abgotte geweiheten Tempel im eigentlichen Dänemark. Zwar führt Dr. Münter die Namen der Dörfer Baldersbroad und Balderup in der Nähe von Copenhagen an; setzt aber hinzu: „daß der Name Baldur von mehreren geführt, und daher es möglich sey, daß jene Dörfer ihn von Helden, die einst dort wohnten, oder begraben wären, erhalten hätten.“ Auch in

Schweden kommt Baldur des Guten Name, unter den noch vorhandenen Opferstätten, nicht vor.

Dagegen erwähnt Dr. Münter mehrere Oerter in der Nähe von Helgoland, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie Baldur dem Guten geweiht waren, als Balderslohe und Baldersleben, beide im Herzogthume Schleswig belegen. Er führt aus dem Leben des heiligen Willehed von Anscharius den Ort Baldruchswich, im Gau Osterburg, — jetzt Osteringen, in der Herrschaft Jever, — an, und bemerkt: die Lage des Orts erlaube gar füglich, ihn für das Heiligthum Baldurs des Guten zu halten.

Die Verehrung dieses Abgottes mag sich demnach aus den Gegenden der Elbe, mit Uebergehung Dänemarks, — mit welchem Lande die Jüten und Friesen in der früheren Zeit in beständigen Fehden begriffen waren, — nach Norwegen übertragen haben. Diese Muthmaßung erinnert an die früher erwähnte Sage, die die Norweger als Kinder der Helgolander bezeichnet.

Ziehen wir den Character Baldur des Guten und Fosetes in Betracht; beide eignen sich nicht, eine Stelle unter den Scandinavischen Göttern einzunehmen: diese sind durchaus blutdürstig, kriegerisch und ohne moralische Kraft, ganz entgegengesetzt den liebenswürdigen Eigenschaften der ersteren. Gerade dieser Contrast mag Veranlassung gewesen seyn, daß Baldur der Gute und Fosete, statt sie zum Range der ersten Gottheiten, — als dem Wesen des wahren Gottes am nächsten kommend, — zu erheben, nur eine sehr untergeordnete Rolle in der Mythologie der Skalden der Scandinavier einnehmen. Das grausame und kriegerische Volk, dem diese angehört, konnte die Tugenden der Güte und Barmherzigkeit nicht oben an stellen. Aber wie kam Fosete in die Reihe der Scandinavischen Götter, er, dem in ganz Scandinavien kein Tempel geweiht war? Was die

Friesische Gottheit Fosete bedeutet hatte, konnte den Isländischen Normännern, — die wahrscheinlichen Verfertiger, oder doch Bearbeiter der Eddaschen Lieder, — die seit Ende des 8ten Jahrhunderts oft auf Helgoland hauseten, nicht unbekannt geblieben seyn; daß sie sich ihn wegen Gleichheit der Eigenschaften, mit der guten Gottheit ihres verlassenen Vaterlands, Baldur, in der nahen Verwandschaft als Vater und Sohn dachten, darf nicht befremden, wenn wir den Geist der Mythen der Scandinavischen Mythologie berücksichtigen.

Der Cultus, der Baldur dem Guten in seinem herrlichen Tempel zu Baldershage in Norwegen erwiesen wurde, wich in einem wesentlichen Punkte von dem der Scandinavier (die eigentlichen Schweden) ab.

Bei den letztern herrschte der sonderbare Gebrauch, daß alle vornehme Brautleute in ihren Opfer-Tempeln ihr hochzeitliches Nachtlager hielten, den Segen der Götter zu erlangen. Die Priester dehnten diese Bequemlichkeit noch weiter aus; sie gestatteten auch in diesen Tempeln Zusammenkünfte liebender Personen.

Dagegen wird von Baldur des Guten Tempel bemerkt: er sey so heilig geachtet worden, daß, obwohl Jungfrauen und Weiber Baldurs Priesterinnen waren, die Ehemänner doch die größte Enthaltsamkeit beobachteten, daß kein Thier beleidigt ward, und nur selten jemand gewagt habe, in selbigem oder in dessen Umgebung ein Verbrechen zu begehen.

Der Cultus des Baldur des Guten zu Baldershage, hatte mit dem des Fosete auf Helgoland Aehnlichkeit, nur nicht in den Punkten, wo sich derselbe dem Scandinavischen näherte.

Die Tempel der Scandinavier waren mit vielen Götzenbildern geschmückt; noch im 10ten Jahrhundert stand in Westgothland ein großer, dem Gotte Thor geheiligter Tempel, der

deren drei hundert hatte, und von den Norwegern zerstört ward. Baldur des Guten Tempel enthielte viele Götzenbilder. Nirgends ist bemerkt, daß irgend ein Götzenbild das Heiligthum des Fosete zierte.

Die Scandinavier hatten in ihren Tempeln ein heiliges Feuer; durch starkes Reiben wurde es angezündet, und durfte nicht erlöschen. Jungfrauen, unter diesen oft Königs-Töchter, waren die Bewahrerinnen dieses Feuers. Jungfrauen und Weiber dienten in Baldur des Guten Tempel; in Fosetes Heiligthume waren Priester von fürstlichem Geblüte.

Wenn man sich zu Baldershage damit begnügte, die Thiere nicht zu beleidigen, oder andere Verbrechen zu begehen, so stand Fosete bei dem Volke in so großer Achtung, daß Niemand sich getrauete das weidende Vieh oder sonst heilige Geräthschaften nur zu berühren; man trank aus der heiligen Quelle nur stillschweigend, denn der König des Landes strafte die Uebertreter nicht nur mit jammervollem Tode, sondern es war auch Volksglaube, daß solche Verbrecher in Raserei oder jähen Tod verfielen. Der Gottesdienst und jede dazu gehörige Handlung ward durch das Loos bestimmt, im ungünstigen Fall drei Tage wiederholt, und dann vom Vorhaben abgestanden *).

Die größte Verschiedenheit zwischen dem Cultus der Scandinavier und dem des Fosete zeigt sich aber in dem Einflusse beider auf die Rechtspflege.

Jährlich wiederkehrende Volksversammlungen zu religiösen und politischen Zwecken, finden wir in der Geschichte vieler Völker der alten Welt bemerkt. Die merkwürdigsten sind die Griechischen Amphictyonen, deren Ursprung bis zur ersten Stufe

*) Vita St. Willibrodi. Cap. 10 — 11. bei Mabillon Acta S. S. ord. St. Bened. Sec. III. Pars I.

der Civilisation hinauf reicht. Mr. de St. Croix schreibt die Entstehung derselben religiösen Veranlassungen zu, eine Meinung, die der Herr Hofrath Mitscherling widerlegt *). Nach ihm suchten Stämme, die sich neben einander niedergelassen hatten, durch Verträge die gemeinschaftliche Sicherheit von innen und außen zu begründen, und übertrugen die Garantie derselben der Gottheit. Dieser Bundesact ward jährlich mit der nämlichen Ceremonie erneuert; die Stämme kamen dabei zusammen, und schlichteten die unter sich entstandenen Streitigkeiten. Das Zusammentreffen so vieler Menschen bei dem Tempel des Bundesgottes und dessen Umgebungen, erzeugte Lustbarkeiten aller Art, die einen religiösen Character annahmen. Wuchsen die Stämme zu Völkern an, so wurde das Band immer loser, und nur die Deisidämonie erhielt die äußern religiösen Formen, die dann in bloße Volks-Feste übergiengen.

Der Ursprung und Fortgang der Volks-Versammlungen in dem Nordwestlichen Europa, scheint von den Griechischen verschieden gewesen zu seyn. Nach Tacitus versammelten sich nicht benachbarte, sondern nur Völker eines Bluts, zu gemeinschaftlichen religiösen Zwecken und Festlichkeiten, denen ursprünglich jede andere staatswirthschaftliche oder politische Tendenz fremd gewesen zu seyn scheint; erst später ward mit der Gottesverehrung die Ausübung des weltlichen Richteramts vereinigt. Statt ganz in Lustbarkeiten überzugehen, nahmen diese Versammlungen in der Folge einen ernsten Character an, wenn gleich auch jene nicht ausgeschlossen waren.

Die Scandinavier hatten diese Volks-Versammlungen. Zwölf Drottars, die zugleich Ober-Priester waren, hielten jährlich unter freiem Himmel Gericht. Der Vorsteher saß auf ei-

*) De Amphictyoniis Graeciae.

nem großen Steine, und die andern Richter um ihn herum. Das versammelte Volk schloß sodann einen großen Kreis um das Tribunal. Richter und Zuhörer waren bewaffnet. Die letztern gaben ihren Beifall oder ihre Mißbilligung des gefällten Urtheils durch Zeichen zu erkennen. Der Upsalische Drott hatte unter den Oberpriestern in Scandinavien den höchsten Rang; auch war zu Upsala der vornehmste Opferplatz *). Der letzte Ober-Drott in Upsala, Namens Dormar, starb in 400; sein Nachfolger nahm den Königlichen Titel an.

In Fosetes Heiligthume auf Helgoland schlichteten seine Priester die vor seinen Richterstuhl gebrachten weltlichen Händel. Zwar war die Furcht vor einer, durch übernatürliche Mittel bewirkten Raserei, oder einem jähen Tode, ein kräftiger Hebel, allein die weltliche Macht war nicht in den Händen der Priester; ihre richterlichen Entscheidungen gegen Widerspenstige geltend zu machen, und die Verbrecher zu bestrafen, war die Unterstützung der weltlichen Macht erforderlich.

Dr. Mone, in seiner Fortsetzung der Symbolik und Mythologie der alten Völker von Creuzer, 1822, Th. I. S. 270, will aus den Nachrichten, die wir über den Cultus des Fosete haben, schließen, daß der König zugleich Ober-Priester war, und auf Helgoland ein Stierdienst gewesen sey, der auf die Norwegenschen und Celtenschen hindeute und die Vermuthung rechtfertige, daß auf jenem Eilande Deutscher und Celtischer Glaube geherrscht habe.

Die Verschiedenheit des Norwegenschen und Scandinavi-

---

*) Adamus Bremensis (69, 70) erzählt, ein Augenzeuge habe ihm versichert, 70 Körper geopferter Menschen, nebst den von noch mehreren Hunden, an den Bäumen in der Umgebung des Tempels zu Upsala aufgehangen gesehen zu haben.

schen Gottesdienstes, von dem des Fosete, ist bereits bemerkt. Die Rechte der Priester des letztern, und ihre Verhältnisse zu der weltlichen Macht, stimmen mit dem, was Tacitus (Kap. 7.) von den Germanen sagt, nicht ganz überein. „Könige“ heißt es hier, nehmen sie nach Adel, Heerführer nach Tapferkeit. Auch ist dem Könige noch unbegränzt seine Gewalt, und die Heerführer sind es mehr durch Beispiel als Befehl. Uebrigens ist weder zu tödten, noch zu schlagen, einmal Andern, als den Priestern, erlaubt: weder zur Strafe, noch auf des Heerführers Geheiß, sondern als wenn es die Gottheit geboten.“ Fosetes Priester sprachen das Urtheil; wir finden aber nicht, daß sie es selbst vollzogen.

Des Königs Macht war höher als die ihrige; auf König Radbodus Befehl mußten sie über den heiligen Willibord und seine Begleiter das Loos werfen. Auch waren die Verhältnisse der Priester des Fosete, von denen der Druiden der Gallier verschieden. Nach Cäsar (Kap. I. 6.) hatten die Druiden einmal im Jahre in Gallien mitten im Lande eine allgemeine Versammlung, wohin Personen aus allen Gegenden zusammen kamen, die Streitigkeiten zu entscheiden hatten. Jedermann mußte sich den Endurtheilen der Druiden, bei Strafe von den Götter-Festen ausgeschlossen zu werden, unterwerfen. Die weltliche Macht unterstützte demnach die der Druiden nicht; sie hatten keine andere Zucht-Ruthe, als die Schuldigen von den religiösen Festen auszuschließen, denen sie vorstanden.

Der Vermuthung des Dr. Mone, der König von Friesland sey zugleich Ober-Priester gewesen, steht entgegen, daß die Friesischen Könige wenigstens drei hundert Jahre vor Zerstörung des Cultus des Fosete auf Helgoland ihre Residenz im eigentlichen Friesland hatten.

Ob daraus, daß die Thiere auf Helgoland als heilig an-

gesehen wurden, auf einen dort herrschend gewesenen Stier-Dienst geschlossen werden dürfe? Dieser Dienst herrschte bei den Cimbrern; in dem großen Siege, den Marius über sie erfocht, erbeutete Sylla den ehernen Stier, den sie als eine Gottheit verehrten. Nach der Art aber, wie König Radbodus und das Volk sich bei der Tödtung der heiligen Thiere, als der heilige Willibord das Christenthum auf Helgoland einführen wollte, betrugen, entsteht die Vermuthung, daß der Stier-Dienst selbst keinen wesentlichen Theil des Cultus mehr ausmachte. Nicht allein die Thiere, sondern auch die Bäume und Quellen, und nach einigen Nachrichten, die Früchte zunächst dem Heiligthume, wurden als heilig angesehen. Die Druiden bezogen bekanntlich gewisse Einkünfte und Lebensmittel; sie erhielten den größten Theil der zu opfernden Thiere, von welchen nur die Köpfe geopfert wurden. Dem Abgotte Thor, bei den Germanen, wurden täglich vier Bröte gebracht, welche die Priester verzehrten. Wenn die Priester auf Helgoland den Glauben fortdauernd in Kraft zu erhalten gesucht hatten, daß die Gottheit denjenigen, der sich an ihr Vieh vergreifen würde, mit übernatürlicher Strafe belege, und die bürgerlichen Gesetze weltliche Bestrafungen hinzufügten, so war wohl nicht so sehr ein Dienst der Stiere, vielmehr Sorge für ihren eigenen Unterhalt, die Veranlassung.

Der Gebrauch des Loosens, als Entscheidungsmittel bei zweifelhaften Fällen, war in Germanien gebräuchlich. Tacitus beschreibt ihn im 10ten Kapitel: — „Die Weise der Loose ist einfach. Die von einem fruchtbaren Baume abgeschnittene Ruthe *), trennen sie in Stücke, und werfen diese, mit be-

*) Vielleicht darf man hier den Ursprung der Wünschel-Ruthe unserer Bergleute suchen.

kannten Merkmalen bezeichnet, wie es der Zufall will, über ein weißes Gewand. Alsdann hebt, wenn öffentlich berathen wird, der Priester des Volks, wenn häuslich der Hausvater, nachdem er zu den Göttern gebetet, zum Himmel schauend, dreimal einzelne Reiser auf, und deutet sie nach den ihnen vorher eingedrückten Zügen. Wann sie verboten, dann über dieselbe Sache an demselben Tage keine Berathung; erlaubten sie, so ward noch Bestätigung vom Himmel erwartet *)." Auf Helgoland ward im letztern Fall das Loos dreimal wiederholt. Die Friesischen Gesetze eifern nach Einführung des Christenthums gegen den Gebrauch des Loosens.

Vergeblich würde es seyn, das Alterthum der Verehrung des Fosete auf Helgoland bestimmen zu wollen. Nicht nur, daß diese Gottheit in ganz Friesland verehrt ward; sie hatte sich auch zum Range der ersten emporgeschwungen: beides läßt auf ein hohes Alter schließen.

---

*) Herr Prof. Rommel hat der K. Soc. der Wissenschaften in Göttingen (G. gel. Anzeigen, 143 St. 1819) eine Nachricht von einigen in Hessen gefundenen Steinen vorgelegt, die er Kattische Runen nennt. Die Charactere auf selbigen haben mit den sonst sogenannten Runen nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit; sie gleichen fast alle kleinen Baumreisern, die durch einander geworfen sind, und stehen nicht in Reihen. Sie scheinen sich auf Wahrsagung durch bezeichnete Baumstäbchen zu beziehen. Vielleicht war die Entscheidung des Looses bei einer öffentlichen Angelegenheit von so großer Wichtigkeit, daß die Priester die Zeichen der Reiser zum Andenken in Stein graben ließen. Dies konnte z. B. bei dem Todes-Urtheile eines Vornehmen seyn. Allein wahrscheinlicher sind diese Katten-Runen ein bloßes Spiel der Natur. Beim Drieburger Brunnen finden sich z. B. viele Schiefersteine, in welchen Striche, Baumreisern ähnlich, abgedruckt sind.

War diese Gottheit die nämliche, die Tacitus unter der Benennung Nerthum bezeichnete? Berücksichtigen wir die Veränderungen, die eine, in einem Zeitraume von sechs Jahrhunderten erlangte höhere Cultur, in den Ansichten der Menschen und dem ganzen Cultus hervorgebracht haben mochte: die Hauptzüge des Gottesdienstes auf Tacitus Insel, finden wir auf Fosetes Lande wieder.

Wenn die Gottheit Nerthum auf der Insel erschien, dann wußte man nichts von Krieg und Blutvergießen; Fosete war die gütigste, barmherzigste und weiseste aller Gottheiten; wenn in der ersten die Erde als Urquelle von allem, was ist, verehrt ward, so dachte man sich in Fosete ein Bild des wirklichen Schöpfers, der nothwendig die Eigenschaften der Güte und Weisheit besitzen mußte; als Diener der ersten Gottheit verrichteten Fosetes Priester das Amt des weltlichen Richters; dadurch hatte der Cultus moralische Kraft erlangt, und indem er diese mit der weltlichen Obrigkeit theilte, griff er tief in die Staatsverfassung ein, und gewann eine gesetzmäßige Fortdauer. Die Ceremonien mußten nun nothwendig große Veränderungen erleiden. Die Gottheit, nun auf der Insel ihren bleibenden Sitz habend, bedurfte des mit zwei Kühen bespannten Wagens nicht mehr; kein Sklave ward mehr ersäuft, allein alles, was sich ein Volk auf der Stufe der Cultur der damaligen Friesen auszudenken vermochte, dem Cultus des Fosete Achtung zu verschaffen, ward in Anwendung gebracht. Tiefes Geheimniß hüllete Nerthums Cultus ein; auf Fosetes Insel war der Gottesdienst und jede darauf Bezug habende Handlung zu heilig, durch Menschen bestimmt zu werden. Die Gottheit selbst sprach ihren Willen durch das Loos aus.

So wie die Gottheit Thuisco den alten Germanen, Odin den Scandinaviern, Irmin den Sachsen angehörete, war Fosete

eine Friesische Gottheit, vermuthlich Cimbrischen Ursprungs; von den Gegenden der Unter-Elbe gieng ihre Verehrung aus. Dunkele, aber unverkennbare Hindeutung auf den Ursprung der Friesen.



## Dreizehntes Kapitel.

## Burgen.

Die Karte vom ehemaligen Helgoland prangt mit mehreren Schlössern, deren Daseyn jedoch von einigen Schriftstellern zweifelhaft gemacht worden ist.

Der Sage: daß Jutho oder Vitho, Sohn des Friso und der Cimbrischen Königs-Tochter, auf dem Schlosse Wittenborg, auf Helgoland, seine Residenz gehabt habe, ist bereits Erwähnung geschehen. Nach Hancon de vitis illust. Frisiae, sollen Jutho, Ubbo und Vitho, deren Schlösser auf der Karte von Helgoland bemerkt sind, Häupter und Richter daselbst gewesen seyn. Saxo Grammaticus nennt Ubbo und dessen Sohn Vitho: Frisiorum piratem. Etwas anderes sind die Fürsten der damaligen See-Friesen wohl schwerlich gewesen.

Dagegen sagt Dankwerth: „ich zweifle sehr, ob aus den Alten zu erweisen, daß dergleichen Schlösser, als Medenbleck, Gronenbeck und Witteborg, jemals auf Helgoland gewesen; halte auch nicht, daß an den Juthen- und Vitho-Burgen jemals etwas wahres gewesen. Die drei ersten Oerter liegen sonst in dem großen Friesland, als Medenblick in Nord-Holland, zu der Zeit Friesland, Gronenbeck bei Gröningen, und Wittenborg ist Ultra jectum Utrecht.“ Dankwerth bezieht sich auf Clüver.

Wenn

Wenn Dankwerth anführt, daß in Friesland Oerter von gleicher Benennung, als angeblich auf Helgoland waren, noch vorhanden sind, so folgt hieraus nicht, daß das Daseyn der letztern auf der Insel nicht habe statt finden können. Wie viele Namen von Ländern, Provinzen, Städten und Dörfern in Europa, finden sich nicht auf der Karte von America! Der nämliche Zweifel scheint hier, wie mit einigen Städten von gleicher Benennung, im alten Phönicien obzuwalten.

Ist die Hypothese: die Friesen sind ein Zweig der Cimbrer gewesen, gegründet, und verbinden wir mit ihr die Sage, daß die Friesischen Könige, ehe sie ihren Sitz nach Friesland verlegten, auf Helgoland residirten: so läßt es sich wohl denken, daß sie ihren dort neuerbaueten Schlössern die Namen ihrer verlassenen beilegten.

Die Geschichte hat uns die Namen von acht Friesischen Königen, die abwechselnd zu Medembleck, Stavern und Utrecht residirt haben sollen, aufbewahrt. Odilbaldus starb 513, Richoldus 570, Beruldus 630, Aldegildus I. 679, Radbodus I. 719, Aldegildus II. 737, Haddelbaldus, der zuerst die christliche Religion annahm, und Radbodus II. 790.

Von diesen Friesischen Königen wissen wir nur von Radbodus I. mit Gewißheit, daß er sich einige Zeit auf Helgoland aufgehalten hat. Auf der Meyerschen Karte ist ein Radbodus Berg, aber keine Burg, die den Namen dieses Königs führt, bemerkt. Peter Sax und Cnoblauch sahen aber noch im 17ten Jahrhunderte Reste des Walls und Grabens des Schlosses, in welchem dieser König residirte. Seine Burg soll nicht weit von dem Eingange der Treppe, da, wo vormals das Wachthaus stand, befindlich gewesen seyn. Eine mit Wall und Graben umgebene Burg zeigt eine bleibende Residenz an, und rechtfertigt die Vermuthung, daß die Könige von Friesland sich von

Zeit zu Zeit zu Helgoland aufhielten, wozu eine doppelte Veranlassung seyn konnte: die Insel war im Mittelpunkte des Friesischen Staats, zwischen Süd- und Nord-Friesland belegen; sie war der Sitz der Hauptgottheit des Landes, die zugleich dem höchsten Gerichtshofe vorstand.

## Vierzehntes Kapitel.

## Einführung der christlichen Religion in Süd-Friesland.

Ungefähr im Jahre 679 hatte sich Wilfried, Erzbischof von York, auf seiner Reise nach Paris, einige Monate bei den Friesen aufgehalten, und dort die Hoffnung geschöpft, dies rohe, dem Dienste des Fosete so eifrig ergebene Volk, zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen.

Zwischen Friesland und England hatte schon längst eine lebhafte Gemeinschaft obgewaltet. Zwar läßt das geringe Gefolge, das Hengest und Horst nach England begleiteten, auf den Ungrund einiger, der in ältern Schriftstellern befindlichen Nachrichten, als wären Friesen schon mit diesen Sächsischen Anführern dort hingekommen, schließen *); desto zahlreicher hatten sie sich aber nachher auf dieser Insel angefunden.

Ueber die gesammten Friesischen Länder herrschte damals Aldegeldus I., der dem Erzbischof von York die Erlaubniß, die christliche Lehre in seinem Lande zu predigen, ertheilte. Ein

*) S. Anmerk. IV.

glücklicher Umstand kam ihm hierbei zu statten: Der Fischfang, Haupt-Nahrungszweig der Friesen, war in diesem Jahre vorzüglich glücklich ausgefallen. Wilfried überredete die Friesen, der Gott der Christen habe den Fischfang begünstigt. Viele vornehme und geringe Friesen ließen sich taufen.

Wilfried begab sich auf einige Zeit nach Rom. Nach seiner Rückkehr setzte er das Bekehrungs-Geschäft eifrigst fort. Allein der bald darauf erfolgte Tod des Königs führte ungünstige Verhältnisse herbei.

Aldegildus I. Sohn, Radbodus I., ein eifriger Anhänger des Dienstes des Fosete, bestieg nun den Thron.

Die Friesen hatten, während der schläfrigen Regierung der Fränkischen Könige, ihre Unabhängigkeit gegen die immer mächtiger werdenden Franken behauptet. Als aber Pipin von Herstell, oder der I., sich der Oberherrschaft über die Franken bemächtigt hatte, da entspann sich bald ein blutiger Krieg zwischen beiden Völkern, in welchem sich der Vortheil für die Franken erklärete.

Zu diesem gesellten sich in Friesland innere Unruhen. Je gefährlicher die Franken den Friesen wurden, um so mehr wurden die von letztern zur christlichen Religion Uebergegangenen, weil sie sich zu dem nämlichen Glauben, als die Feinde, bekannten, den heidnischen Friesen verdächtig. Bald artete dieser Verdacht in eine Verfolgung der Christen aus, die Radbodus I. begünstigte.

Allein dieser König erlitt in 692 eine große Niederlage von den Franken. Er mußte sich verbindlich machen, der Ausbreitung des Christenthums keine Hindernisse in den Weg zu legen; für seine Person begab er sich nach Helgoland.

Pipin von Herstell, oder der I., ließ sich die Bekehrung der Friesen sehr angelegen seyn. Bereits in 690 hatte ihm Egbert,

Bischof von York, auf sein Ansuchen, zwölf Missionairs geschickt, unter welchen Willibrod und Wigbert, die in der Geschichte von Helgoland vorkommen, waren. Diese Missionairs, unter der Benennung, die zwölf Friesischen Apostel, bekannt, arbeiteten mit so glücklichem Erfolge, daß das ganze südliche Friesland in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren die christliche Lehre annahm. Nun blieb ihnen noch die Bekehrung der Nord-Friesen übrig. Aber zuvor mußte der Dienst des Fosete auf Helgoland aufhören; die schwierigste aller ihrer bisherigen Unternehmungen, die, ohne nicht zuvor König Radbodus I. zur Annahme des Christenthums bewogen zu haben, nicht ausgeführt werden konnte.

## Funfzehntes Kapitel.

## Der heilige Willibrod auf Helgoland.

Ueber die Bekehrungs-Geschäfte des heiligen Willibrod auf Helgoland sind ziemlich ausführliche Nachrichten vorhanden, die aber in einigen, jedoch unwesentlichen Punkten, von einander abweichen.

Nach Alcuini vita Willibrodi, Cap. 9., begab sich Willibrod in 692, versehen mit einem Briefe von Pipin, an Radbodus I., in welchem dieser zur Annahme der christlichen Religion aufgefordert ward, nach Helgoland. Weder Pipins Schreiben, noch Willibrods und seiner Gefährten Ermahnungen, machten auf den heidnischen König Eindruck. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Insel begab sich der Heilige nach Nord-Friesland, dort das Christenthum zu predigen.

Willibrod war hier eben so unglücklich, als er es auf Helgoland gewesen war. Kein Friese ließ sich taufen. Der Heilige brachte dreißig Friesische Knaben käuflich an sich. Mit diesen, die er zu Christen zu bekehren gedachte, wollte er zu Schiffe nach Süd-Friesland zurückkehren. Allein auf dieser Rückreise litt er an der Küste von Helgoland Schiffbruch.

Zu dieser Insel, dem ersten Ziele seiner Reise, wieder angelangt, berathschlagte er sich mit seinen Gefährten über sein weiteres Verfahren. Einer dieser Missionairs, Wigbert, gab den Rath, den Götzendienst mit Gewalt zu zerstören. Ohne Zeitverlust schritt Willibrod zur Ausführung; er zerstörete die Tempel des Jupiters und der Vesta; ließ die heiligen Bäume umhauen und die heiligen Thiere schlachten.

Mit Erstaunen sahen die Einwohner dem Frevel zu; sie erwarteten, der Zorn des Himmels werde die gottlosen Thäter zerschmettern; aber die Götter rächten sich nicht; die Helgolander wankten in ihrem Glauben. Drei von ihnen, worunter der Sohn eines der Vornehmsten auf der Insel, ließen sich taufen.

Der König selbst schien anfangs unschlüssig zu seyn. Er sah, wie die Tempel der Römischen Gottheiten in Trümmern zerschlagen, die heiligen Bäume abgehauen, ja selbst die heiligen Thiere getödtet wurden, ohne sich den Uebelthätern zu widersetzen; letzteres scheint anzudeuten, daß der Cultus auf Helgoland kein Stierdienst war.

Als aber Willibrod auch Hand an des Fosetes Heiligthum legen wollte, da entbrannte der Zorn des Königs; es galt dem Gotte der Friesen: er ließ die zwölf Friesischen Apostel verhaften, nach heidnischer Weise drei Tage das Loos werfen, und da dieses für den Tod des Wigberts, den Rathgeber des Frevels, entschied, ward an selbigem die Strafe des Erwürgens vollzogen. Die übrigen Missionaire wurden aus der Insel ver-

bannt. Zum Andenken Wigberts, ward später auf der Stelle, wo er den Märtyrer-Tod erlitten hatte, eine christliche Kapelle erbauet.

Ein glücklicherer Erfolg krönete Willibrods Bemühungen nach seiner Rückkehr in Süd-Friesland. Eine große Anzahl von Kirchen und Klöstern wurden dort in kurzer Zeit erbaut. Unter den Bekehrten war sogar die Tochter Radbodus I., Namens Thidosinde, die in 699 den zweiten Sohn Pipins von Herstell, oder den I., mit Namen Grimsald, geheirathet haben soll. Behauptet wird, Radbodus I. habe aus Haß gegen die christliche Religion, diesen seinen Schwiegersohn heimlich ermorden lassen. Kummer über den Tod dieses Sohnes, soll das Ende Pipins von Herstell, oder den I., veranlaßt haben.

## Sechszehntes Kapitel.

## Radbodus I. und der heilige Wolffran.

Die Versuche Willibrods, die christliche Religion auf Helgoland einzuführen, waren fehlgeschlagen; Fosetes Dienst blieb dort noch fortdauernd herrschend.

Radbodus I. verließ Helgoland, das unbeständige Kriegsglück auf dem Festlande noch einmal zu versuchen. Nicht unbedeutend mußten seine mitgebrachten Streitkräfte seyn, denn er schlug in 706 bei Cöln Carl Martell, den Sohn und Nachfolger Pipins I. Allein in 716 erlitt Radbodus I. eine gänzliche Niederlage. Ob er sich gleich nachher wieder nach Helgoland zurückzog, ist nicht ganz klar.

Carl Martell hatte, nach dem Beispiele seines Vaters, auch einen Missionair, und zwar den heiligen Wolffran *), nach Friesland berufen; diesen schickte er zu Radbodus I., der sich damals zu Medenbleck aufhielt.

Diejenigen, welche überhaupt in Zweifel ziehen, daß ein Schloß oder Ort dieses Namens jemals auf Helgoland vorhanden gewesen sey, nehmen an, Radbodus I. habe, als der heilige Wolffran ihn zum Christenthume zu bekehren versuchte, zu Medenbleck bei Utrecht residirt, während der größte Theil der Schriftsteller **) und die Tradition, die nachfolgende Bekehrungsgeschichte des heidnischen Königs, sich auf Helgoland zutragen lassen.

Wolffran fand Radbodus I. geneigter, die christliche Religion anzunehmen, als sein Vorgänger Willibrod. Vielleicht hatte die letzte große Niederlage seinen Stolz gebeugt und die Mittel zu fernerem Widerstand benommen; oder fürchtete er den Zorn Carl Martells, wegen des Todes seines Bruders, der ihm zur Last gelegt ward? Er ließ sich in den Grundsätzen der christlichen Religion unterrichten, und erklärete darauf seine Bereitwilligkeit, sich taufen zu lassen.

Entkleidet von dem weißem Gewande, das Zeichen der Taufe, hatte Radbodus schon einen Fuß in das Wasser, um getauft zu werden, gesetzt, als er durch die unzeitige Beredsamkeit des Heiligen veranlaßt ward, ihn wieder zurück zu ziehen, und seinen Vorsatz aufzugeben.

Wolffran stellte ihm nämlich die Glückseligkeit vor, der er

---

*) Das Leben dieses Heiligen hat sein Zeitgenosse Baino beschrieben; es findet sich in Jurii Opera de vitis Sanctorum.

**) Auch Pontoppidan (Annal. Eccl. Dan. S. 16.) hält die Cisterne auf Helgoland, die den Namen: Sapskuhle führt, für das Wasser, in welchem Radbodus I. getauft werden sollte.

durch die Taufe theilhaftig seyn werde: ins Paradies werde er kommen, statt daß seine Vorfahren ewig in der Hölle braten müßten.

Diese ewige Trennung von seinen Vorfahren, war dem Friesischen Könige, dessen Ideen über die Fortdauer nach dem Tode, Ossians Dichtungen ins Gedächtniß zurückrufen, zu an anstößig: „Wie, rief er aus,“ „ich komme nun nicht zu meinen Vorfahren? Besser ist es, dem großen Haufen zu folgen, anständiger, sich zu den Reichen und Mächtigen, als zu den Armen zu halten.“

Unwahrscheinlich scheint es, daß, wenn Radbodus I. sich damals zu Medenbleck bei Utrecht, wo er sich ganz in Carl Martells Gewalt befand, aufgehalten haben sollte, er eine solche anstößige Sprache zu führen gewagt haben würde. Nehmen wir dieses an, so würde daraus folgen, daß er sich bald nachher nach Helgoland zurückgezogen habe. Hier war es, wo er in 719 nach einem dreitägigen Fieber sein Leben endigte, und, *nach* Enoblauch, auf heidnische Weise begraben ward.

Mönche haben das Leben dieses Friesischen Königs, der tapfer für sein Land und seine Götter focht, entstellt. Noch blühet sein Andenken unter den Helgolandern, die gern die große Sapskuhle, in welcher er getauft werden sollte, und den Platz zeigen, wo einst sein Pallast stand.

Friesland hatte noch bis 792 eigene Könige. In welchem Verhältnisse die Friesen zu den Franken in diesem Zeitraume standen, ist dunkel; vermuthlich waren diese Friesischen Könige von den Franken abhängig. Hadebaldus, der in 737 starb, nahm die christliche Religion an, während auf Helgoland noch bis 768 oder 774 das Heidenthum herrschte. Demnach entsteht die Vermuthung, daß sich Helgoland in dieser Periode, —

vielleicht schon früher, — der Friesischen Herrschaft entzogen habe.



## Siebenzehntes Kapitel.

## Bekehrung der Helgolander.

Vielleicht giebt es wenige Flecke auf der Erde, die so sehr die Aufmerksamkeit der Heiligen in Anspruch nahmen, und das Theater ihrer Thätigkeit wurden, als die kleine Insel, die das Heiligthum des Fosete enthielt.

Der heilige Ludger soll in 768, oder wie Arnkiel will, in 774 das Christenthum auf Helgoland eingeführt haben.

Arnkiel *) behauptet, er habe in 1648 folgende Stelle aus dem 18ten Kapitel eines Manuscripts, welche das Leben des heiligen Ludgers enthalte, und das er in der Johanniter-Bibliothek zu Hamburg fand, wörtlich abgeschrieben:

— „Wie Ludger Verlangen trug, auch andern Völkern das Christenthum zu verkündigen, ist er mit Einwilligung und Rath des Kaisers, nach einer Insel an den Gränzen der Friesen und Dänen gereiset, welche von einem, Namens Fosete, den die Heiden für einen Gott halten, Fosetes Land genannt wurde. Es hat aber Gott seinen Worten solche Kraft gegeben, daß alle Leute dieser Insel den christlichen Glauben bekannt, des Fosetes Tempel zerstört, und christliche Kirchen aufgebauet wurden. Der Oberster der dortigen Kriegsvölker und der ganzen Insel

---

*) Ausführliche Erörterung, Hamburg 1703.

hat selbst seinen Sohn dem Ludger dargebracht, um ihn aus der Taufe zu heben, und ihm den Namen Landricus geben zu lassen, welchen wir nachgehends bei den Friesen als einen treuen eifrigen Lehrer und Priester gesehen haben." —

So stürzte ein einziger Mönch, wie diese Erzählung besagt, ohne Widerstand zu finden, den Sitz der ersten Gottheit der Friesen, durch die Kraft der Ueberredung über den Haufen. Aber die heidnische Religion, war mit dem Volke, das sich zu ihr bekannte, längst in ihren Grundpfeilern erschüttert. Seit Radbodus I. Tode mochten Fosetes Priester, sich des Schutzes des weltlichen Arms nicht mehr erfreuend, aufgehört haben, weltliche Händel zu schlichten. Der Helgolander Felsen hatte benachbarten Völkern wohl lange nicht mehr zum Wallfahrts-Orts gedient, denn schwer ruhete auf diese die Macht der Franken. Die Religion der Sieger, auf dem festen Lande immer mehr Wurzel fassend, mochte längst Eingang auf Helgoland gefunden haben. In wessen Diensten stand der Oberst, der die Kriegsvölker befehligte, und so bereitwillig war, den Glauben seiner Väter zu verlassen? Vermuthlich wollte er bei dem Kaiser sein Glück machen. Aber es scheint nicht, daß dieser es der Mühe werth achtete, auch den Helgolander Felsen in sein Gebiet mit aufzunehmen, dessen Berühmtheit mit der Veranlassung, die ihm diese erworben hatte, ins Grab sank.

Hajo Dinasta Amlandicus soll in 866 den ehemaligen Tempel des Fosete, der nach Arnkiel schon in 774 zerstört worden war, in eine christliche Kirche verwandelt haben, die für die zuerst gestiftete in Dänemark gehalten wird.

Allein vergebens forschen wir nach Nachrichten über die Zeit der Gründung der Klöster und Kirchen, womit die Insel am Ende des ersten Jahrtausend der christlichen Zeit-Rechnung gar reichlich ausgestattet war. Als Fosetes Land bewahrte sie

die Heiligthümer des Heidenthums; zu St. Ursulas Land umgetauft, verbreitete sich die christliche Religion von ihr aus in die Provinzen der heutigen Dänischen Monarchie, die einst mit ihr einen Staat ausgemacht hatten, und zu denen sie sich fortdauernd gehalten zu haben scheint. Aber die heilige Ursula vermochte nicht, ihr gleichen Glanz, wie früher Fosete, zu verleihen; sie sank bald von Unbedeutendseyn in Vergessenheit.



## Achtzehntes Kapitel.

## Ueberbleibsel heidnischer religiöser Gebräuche und Sitten.

Die ersten Missionairs suchten den Uebergang vom Heidenthume zur christlichen Religion ihren Schülern möglichst zu erleichtern. Oft mußten sie sich begnügen, viele neu Bekehrte durch das Zeichen des Kreuzes nur vorläufig einzusegnen, ohne sie zur Taufe, die sie zu vollkommene Christen stempelte, anzuhalten. Nur des heidnischen Götzendienstes mußten sie sich enthalten, kein Raben-, Geier- oder Pferde-Fleisch essen. Ob diese Bekehrten ihre heidnischen Ansichten mit den christlichen vereinigten, und die ihnen durch die Länge der Zeit liebgewordenen Gebräuche und Sitten, auch als Christen beibehielten, kümmerte diese Missionairs nicht sehr, gerade so viel, als den Jesuiten in China und Japan.

In Ermangelung besserer historischer Daten, geben die Reste der Gebräuche und Sitten aus dem Heidenthume einen Fingerzeig von den individuellen Ansichten, dem Leben der alten Völ-

ker und den Kunstgriffen, deren sich die Missionairs bei ihrem Bekehrungsgeschäfte bedienen mußten, worüber die Geschichte schweigt. Belege hierzu lassen sich überall auffinden. Auffallend würde es aber seyn, wie lange gewisse aus dem Heidenthume abstammende Begriffe und Sitten sich auf Helgoland erhalten haben, wenn wir uns dieses nicht aus der insularischen Lage erklären könnten.

Die Missionairs überredeten die christlich gewordenen Helgolander, ein großes Crucefix, an welchem eine Glocke geheftet war, sey, von Osten kommend, an ihre Insel geschwommen, und enthalte das Schweis-Tuch der heiligen Ursula. Dies Crucefix blieb, bis zur Einführung der protestantischen Religion, Gegenstand einer abergläubischen Verehrung. Zu gewissen Zeiten des Jahrs ist den Helgolandern ein anhaltender Ostwind für ihren Fischfang von größter Wichtigkeit. In Hoffnung, der Himmel werde ihnen diesen gewähren, zogen die Fischer in Procession in die Kirche, in welcher das Crucefix aufbewahrt war, und beteten vor selbigem das Vater Unser. Das Gebet geendigt, fülleten sie die an dem Crucefixe befestigte Glocke mit starkem Getränke, und tranken sich einander, der Reihe nach, die Gesundheit zu: auf einen guten Ostwind. Die Priester verstatteten diese Ceremonie nur in einer Jahrszeit, wenn der Ostwind sich gewöhnlich einzustellen pflegte. Trat er dann nicht nach einigen Tagen ein, so ward dies als ein Zeichen des Zorns Gottes angesehen; man ließ Messen lessen, und wiederholete die Ceremonie des Betens vor dem Crucefixe und des Trinkens aus der Glocke.

Durch abentheuerliche Geschichten ward der Begriff von der Wichtigkeit dieser Ceremonie aufrecht erhalten. Ein Schiffer, der, ohne sie beobachtet zu haben, sich auf die See gewagt hatte, ward vom Westwinde weit von seinem Ziele fortgetrieben, während ein Ostwind seine frömmeren Landsleute begünstigte. Noch

schlimmer ergieng es einem andern Spötter des Crucefixes: der Ostwind blies in die Segel seiner Cameraden, sein Schiff aber ward von Windstille umgeben; die Insel wieder zu erreichen mußte es im Schlepptau genommen werden. Nach Einführung des Protestantismus ward das Crucefix hinter dem Altare aufbewahrt; aber noch lange blieb es ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Fortdauernd beobachteten die Helgolander die Ceremonie des Trinkens aus der Glocke, wenn sie Ostwind wünschten, bis im Anfange des 17ten Jahrhunderts ein Commandant der Insel sie umgießen, und vor dem Wachthause aufhängen ließ, wo sie als Zeichen, die wachthabenden Soldaten herauszurufen, gebraucht ward.

Diese Verehrung des Crucefixes und des Trinkens aus der Glocke, erinnert an den Aberglauben der Germanen, durch Bezauberungen Winde nach Gefallen erregen und besänftigen zu können, der noch in Lappland herrscht.

Die Glocke war an die Stelle des Horns getreten, aus welchem unsere Vorfahren, wie wir im Caesar und Plinius finden, Bier oder Wein bei ihren Götterfesten tranken. Sie tranken zuerst zur Ehre des Wodans; dann für das Glück der Könige; hierauf für die Frea, oder für die Fruchtbarkeit der Erde; eine vierte Gesundheit war: zum Andenken der Helden, und dann die: aufs Wohl guter Freunde *). Die Götter Frieslands waren nicht mehr; einen König wollten die Helgolander nicht leben lassen, und Helden hatten ihre Jahrbücher nicht aufzuweisen; sie tranken daher auf gute Zeiten und was diese herbei führte: auf einen guten Ostwind! Hierin waren sie weiser als die Deutschen, die, statt sich, nachdem sie Christen geworden

*) Indic. superst. et Pagn. Cap. 25. De tempestatibus et cornibus.

waren, auf Thors Gesundheit zu berauschen, den heiligen Johann oder Martin hoch leben ließen, oder wie die Schweden, die, ohne Unterschied, auf Odins, Christi und des Erzengels Michael Wohl tranken, und dem christlichen Heilande zu Ehren Trinklieder anstimmten.

Eine nicht minder glänzende Rolle spielte ein anderes Crucefix, von dem der Aberglaube herrschte: es habe auf einen glücklichen Häringsfang Einfluß. Gegen die Zeit des Anfangs dieser Fischerei ward es in großer Procession um die Insel herum getragen. Einst, während diese Ceremonie vor sich gieng, erscholl plötzlich die Nachricht: es hätten sich viele Häringe gezeigt. Die ganze Procession eilte, uneingedenk der heiligen Handlung, den Böten und Netzen zu; der Träger des Crucefixes ließ es in der Verwirrung fallen; es zerbrach in Stücke. Zwar sammelten einige fromme Weiber diese sorgfältig auf, und trugen sie in die Kirche; aber die Häringe entfernten sich seit dieser Zeit von der Insel *).

---

*) Nach Pontoppidan entfernten sich zu der nämlichen Zeit die Häringe auch von der Schwedischen und Norwegenschen Küste. Die Ursachen der Entfernungen der Häringe, die auf verschiedenen Küsten und zu verschiedenen Zeiten bemerkt worden sind, hat man gewaltsamen Störungen zuschreiben wollen. So hat man z. B. dem Erdbeben in Kamtschatka in 1730, dem Seekriege der Russen und Schweden in 1789 und 1790, den häufigen Seegefechten im Mittelländischen Meere, so wie überhaupt dem Kanonendonner, die Schuld dieser Erscheinung beimessen wollen. Allein nicht nur, daß dies Ereigniß lange vor Erfindung des Pulvers statt fand, wie z. B. Peter von Dusburg in 1313 von der Preußischen Küste erzählt, sondern wir sahen auch in unsern Tagen die Häringe in der Mündung der Elbe in großer Menge sich einstellen, und nach Verlauf von einigen Jahren im tiefsten Frieden wieder verschwinden. Seit 1778 sahe man zuerst wieder Züge

Wir finden in den Indic. superst. et Pagniar. Kap. 26., daß unsre heidnischen Väter den Gebrauch hatten, ihre Götzen auf ihren Feldern herum zu führen, um sich reiche Erndten zu erbitten. Das Meer hatte den Helgolandern ihre Korn-Felder entrissen, sie nahmen nun die Milde der Gottheit für ihren Häringsfang in Anspruch.

Unter den Helgolandern herrschte lange Zeit der Aberglaube, daß mehrere heilige Jungfrauen, sich einer Verfolgung auf dem festen Lande zu entziehen, übers Meer trockenen Fußes auf ihre Insel angekommen wären. Man bezeichnete die Stelle auf dem Meere, wo diese Jungfrauen, eher sie ihr Füße auf die Insel setzten, getanzt haben sollen. Man verehrte ihre Fußtritte, besonders aber eine Stelle auf der Insel, wo sie, nach ihrem Gange übers Meer, zuerst der Ruhe genossen. Dieser Platz hieß der Jungfrauen-Stuhl. Noch im 17ten Jahrhunderte lebte das Andenken an diese Heiligen in den Erzählungen der Insulaner.

Wer verkennt in diesen heiligen Jungfrauen den Glauben unserer Vorfahren an heilige Frauen, die dem Monde Gesetze vorschrieben, und Menschen durch ihren Anblick tödteten? Die Geschichte liefert viele Nachrichten von diesen Weissagerinnen und Zauberinnen. Schon in der Geschichte der Kriege der Cimbrer kommen sie vor. Noch zeigt man in der Grafschaft Drenthe die Höhlen, die diesen Unholden zur Wohnung gedient haben sollen. Ihr Andenken hat sich in Deutschland durch die weißen Frauen, die sich in mehreren Schlössern zeigen, erhalten. Auch

---

von Häringen im Cattegat; die Versammlungen und das Geschrei der Seevögel verkündigten ihre Annäherung. Seit 1798 verminderten sich ihre Züge, und höreten nach und nach ganz auf.

in Brabant weiß der Landmann noch von de witte Brouen vieles zu erzählen.

Nach dem Untergange der heiligen Quelle ward die große Sapskuhle ein Gegenstand der Verehrung bei den Helgolandern, angeblich, weil der heilige Willibrod in selbiger getauft habe.

Ein Aberglaube beunruhigte sie ungemein. Vor dem Ausbruche eines Sturms ließ sich, gleichsam im Innern des Felsens, ein Lärmen und Brausen vernehmen, daß dem Heulen und Winseln eines tief im Schoße der Erde begrabenen Menschen gleich lautete. Die Helgolander glaubten, ein böser Dämon habe unter ihren Füßen seinen Sitz aufgeschlagen, und die Mönche erklähreten: es sey der böse Feind selbst. Ihn zu besänftigen, wurden Messen auf Messen gelesen; allein immer trieb er, vor dem Ausbruche eines Sturms, sein Spiel. Einst glaubte ein Helgolander, die Stelle, von woher das Jammergeschrei ertönete, entdeckt zu haben. Man grub ein tiefes Loch auf diesem Platze, fand aber nur Sand und Steine. Auch dieses Spiel der Natur ist mit dem Abbruche des Felsens verschwunden.

Ein kleines heidnisches Götzenbild, von dem die Helgolander sich, weil sie wähnten, er sey dem Fischfange hold, nicht gern trennen wollten, erhielt, zum heiligen Tyntias umgetauft, einen Platz unter den christlichen Heiligen. Als solcher ward er lange Zeit verehrt. Welchen Namen er im Heidenthume geführt habe, ist unbekannt. Vielleicht war er einer der unbedeutendsten unter den Gottheiten, die auf Helgoland verehrt wurden; das launigte Schicksal wollte, daß er alle, selbst den hochverehrten Fosete, überleben sollte.

Eine Sitte aus der heidnischen Zeit, — vermuthlich ein Ueberbleibsel aus dem Cultus des Fosete, hat sich lange, bis tief in das 18te Jahrhundert, erhalten. — Wir finden hier einen

Beweis,

Beweis, wie unvermögend oft Polizei und Religion sind, Laster auszurotten, die durch lange Gewohnheit das Bürgerrecht erhalten haben. Das sogenannte Korteln, — Lösung des Gürtels, — konnte, ohnerachtet der vereinten Bemühung der Geistlichkeit und Obrigkeit, während vieler Jahrhunderte nicht abgeschafft werden.

## Neunzehntes Kapitel.

## Das Korteln.

Die Helgolanderinnen bedienten sich noch bis im Anfange des 18ten Jahrhunderts der von ihnen sogenannten Alt-Friesischen Tracht, die aber vermuthlich nach und nach wesentliche Veränderungen erlitten haben mochte, und wovon in der Vignette zu der Meyerschen Karte von 1649 eine Abbildung befindlich ist. Sie trugen, wenn sie ihren Schmuck anlegten, große weite Röcke von Violet-Laken, mit einem Gürtel um den Leib, welcher mit Silber beschlagen und mit Steinen von verschiedenen Farben besetzt war; ein solcher Gürtel ward in der Friesischen Sprache Kortel genannt. Mit diesem Gürtel befestigten sie die vielen Falten, welche der lange Rock schlug, wenn er, um darin gehen zu können, aufgebunden ward. Der auf diese Art in die Höhe gebundene Rock, bildete um den Leib eine dicke ungestaltete Wurst. Sobald der Gürtel losgelassen wurde, welches korteln hieß, wurde der Rock sehr weit und so lang, daß er mehrere Ellen über die Füße hinausreichte.

Außer dem in andern Schriften über Helgoland über das

Korteln Bemerkten, sind in Camerers historisch-politischen Nachrichten, aus einer in 1699 aufgesetzten Beschreibung von dieser Insel, viele Details über diese Sitte enthalten, aus welcher wir folgendes anführen:

— „Diejenigen jungen Leute, welche die Kirche nicht besuchen, pflegen des Sonntags öffentlich zu korteln, welches courtoisiren bedeutet; sie begeben sich Paarweise auf die Klippe. Die Mannspersonen suchen unerkannt zu bleiben, wozu ihnen der lange Weiber-Rock dienet, nicht so die Mädchen, die es sich wohl gar zur Ehre anrechnen, zum Korteln aufgefordert zu werden. — — Wenn eine Paar eine Zeit lang gekortelt hat, changiren sie nicht selten, bis der dritte Mann endlich hinzukommt, der die Weibs-Person in die Wochen verlangt; alsdann hat das Korteln ein Ende, und wird dem Kortler die Treppe verboten, bis er sich mit seiner Kortel-Frau copuliren läßt. — — Dies ist eine lange hergebrachte heidnische Gewohnheit, und hat der Prediger die Macht nicht, solches zu steuern. Die Strafe, so von der Obrigkeit darauf gesetzt, werden sie willig abtragen und einander behülflich seyn, das uralte Herkommen stets beizubehalten.“ —

Herodot erzählt bekanntlich von gewissen religiösen Festen in Babylon, und die Geschichte erwähnt deren noch in andern Städten. Fontenelle hat aus diesen Erzählungen den Stoff zu einer seiner witzigsten Dialogen Calishée und Pauline entlehnt.

Tacitus rühmt die Treue der Germanen in ihren ehelichen Verbindungen, und zieht in dieser Hinsicht die Germanischen Sitten den Römischen vor. Allein ganz im Widerspruche mit diesem Lobe, hat man den Germanen den Vorwurf gemacht, daß sie einen unordentlichen Umgang der Eltern und Kinder, der Brüder und Schwestern, die nur eine gemeinschaftliche Schlafstelle hatten, verstatteten. Als Cäsar in England landete, fand

er die Bewohner so roh, daß die Weiber eines Cantons den Männern des nämlichen Districts gemeinschaftlich angehöreten.

Der Gebrauch in Scandinavien, daß Brautleute ihr hochzeitliches Nacht-Lager in den Opfer-Tempeln hielten, und in selbigen auch Zusammenkünfte liebender Personen verstattet wurden, führt zu der Vermuthung, daß das Korteln ein Ueberbleibsel der Mysterien des Dienstes des Fosete gewesen sey.

Alle Schriftsteller, die des Kortelns erwähnen, nennen es eine uralte heidnische Sitte. Auffallend ist es, daß es nur des Sonntags, während des christlichen Gottesdienstes, statt fand; daß der Kortler unbekannt zu bleiben suchte, das Mädchen hingegen ihren besten Putz anlegte, sich öffentlich zeigte, und gleichsam dessen berühmte; daß die Paare oftmals wechselten, dies Verhältniß nicht immer zur Ehe führte, und versprochene Personen sich dessen enthalten mußten.

Wir haben über den Cultus des Fosete keine ausführliche Nachrichten; die Scandinavische Mythologie deutet, wie schon erwähnt ist, auf eine nahe Verwandschaft desselben mit der dem Baldus dem Guten erwiesenen Verehrung in Norwegen. In seinem Tempel zu Baldershage heißt es, beobachteten die Ehemänner die größte Enthaltsamkeit. Ob aber auch die als Priesterinnen dienenden Jungfrauen? wird nicht bemerkt. Auf Helgoland stand nur unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts das Korteln zu. In Fosetes Tempel dienten nur Priester, unter welchen oft Fürstensöhne waren. Vielleicht erklärt dieser Umstand, daß die Weiber sich der Sitte berühmten. Was die Verbindung derselben mit Fosetes Cultus noch wahrscheinlicher macht, ist, daß man von ihr, weder auf dem Friesischen Festlande, noch den Friesischen Inseln, eine Spur findet. Wenn das Korteln z. B. auf Nordstrand geherrscht

8 *

hätte, so würde der Prediger Matthias Böthius *) gewiß nicht ermangelt haben, es mit in dem langen Sünden-Register der Nordstrander aufzunehmen.

Das Characteristische des Kortelns war ganz verschieden von den sogenannten Kommnächten, die ehemals im ganzen Norden üblich waren, und wovon sich noch Spuren in der Schweiz, in Tyrol, in vielen Gegenden Deutschlands, Schwedens und Norwegens erhalten haben. Herr von Schubert erwähnt in seiner Reise nach Schweden, daß die uralte Sitte der Kommnächte noch in der Provinz Westerbotten allgemein herrsche. Jedes mannbare Mädchen gestatte sie, angekleidet und im Bette liegend, dem Geliebten, ohne Böses dabei zu denken, und ohne darum in der öffentlichen Meinung zu leiden; selten wären uneheliche Kinder die Früchte davon, und im schlimmsten Falle werde durch eheliche Einsegnung der Umgang geheiligt. — Diese auch noch jetzt auf Helgoland herrschende Sitte bestand vielleicht neben dem Korteln unter denjenigen, welchen das letztere, als Verlobte, nicht mehr verstattet war.

## Zwanzigstes Kapitel.

## Die Normänner.

Vom Anfange des 11ten Jahrhunderts an, verschwindet Helgoland gleichsam aus der Geschichte.

Aus einer Stelle im Adamus Bremensis muß man

---

*) De Caraclyso Nordstrandensi. 1615.

schließen, daß während einiger Zeit gar keine Gemeinschaft zwischen der Insel und Deutschland vorhanden gewesen sey.

Dieser Schriftsteller erzählt: — „Der Hamburgsche Erzbischof Adelbert der Große (starb 1070) stellete von seiner Geistlichkeit den Eilbert in Fühnen an, von welchem man erzählt, daß er, von Seeräubern gefangen genommen, die Insel Farria, welche in der Mündung des Flusses Elbe, in seiner Abgelegenheit verborgen ist, zuerst in dem Oceane gefunden, und nachdem er daselbst ein Münster (Kloster) erbauet, bewohnbar gemacht habe. — Wir haben gesehen, daß sie in dem Leben des heiligen Willibrod, Fosetes Land genannt ward, welches gelegen ist in der Nachbarschaft der Dänen und Friesen.“ —

Adamus Bremensis bedienet sich selbst des Ausdrucks: man erzählt, ein Beweis, daß seine Nachricht auf Hörensagen beruhete, und benimmt ihr schon dadurch den historischen Werth. Auffallend ist der Irrthum, daß er, während er sich auf das Leben des heiligen Willibrod bezieht, auch den Theil der Sage mit aufnimmt, daß Eilbert Helgoland zuerst bewohnbar gemacht habe.

Uebrigens darf es nicht befremden, daß die Bremenser eine nur sechs Meilen von ihren Küsten entfernt liegende Insel nicht kannten. Eine lange Reihe von Jahren war verstrichen, ehe die Phönizier Cypern entdeckten; die den Chinesen so nahe liegende Insel Fomosa blieb diesen lange unbekannt. Früher mußten die Bewohner jenes Theils des Festlandes mit dem Helgolander Felsen freilich besser bekannt gewesen seyn. Die historische Geographie liefert uns aber viele Beispiele, daß bereits gemachte geographische Entdeckungen und erlangte Kenntnisse im Laufe der Zeit wieder verloren giengen, oder eine falsche Richtung nahmen, unter vielen die Kenntnisse vom Caspischen Meere.

Die Unbekanntschaft der Bewohner des Deutschen Festlandes mit Helgoland entstand wohl ohne Zweifel aus den berüchtigten Raubzügen der Normänner, die gegen das Jahr 800 ihren Anfang nahmen. Die Anführer dieser Seeräuber baueten sich gemeiniglich auf den Vorgebirgen oder sogenannten Nasen der Länder, dicht am Meere, Häuser, welche zum Sammelplatz des Raubgesindels dienten. Als solche werden insbesondere angegeben: Kalendburg, Schleswig, Lauwig, Samsoe, Bornholm und Fosete, oder Helgoland *). Im 11ten Jahrhunderte war die ganze Schleswigsche und Jütländische Küste mit diesen Seeräubern angefüllt, die die Schifffahrt auf dem Deutschen Meere und in den Mündungen der in selbiges fallenden Flüsse, beherrschten.

Aus den früher angeführten Aeußerungen des Adamus Bremensis ergibt sich, daß die Helgolander nicht nur selbst Seeräuberei trieben, sondern ihre Insel auch den Seeräubern zur Herberge diente; darum war sie diesen ein ehrwürdiger Ort.

Sollen wir, um Adamus Nachrichten mit denen der frühern christlichen Zeit in Uebereinstimmung zu bringen, annehmen: daß Eilbert, weil die Helgolander im Geiste der Seeräuber den christlichen Glauben verlassen, ihre im 8ten Jahrhunderte erbaueten Klöster und Kirchen zerstört, und den Anbau ihrer Felder vernachlässigt hätten, auf ihrer Insel die erste Kirche wieder erbauet, und ihnen zuerst den Feldbau wieder gelehrt habe? Auf Wahrscheinlichkeit scheint diese Hypothese kaum rechnen zu dürfen.

---

*) Worms Monument. Cleffel u. a. m.

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

## Helgoland, als Freistaat.

Einem Theile von dem eigentlichen Frieslande gelang es in der Mitte des 10ten Jahrhunderts sich der Oberherrschaft der Deutschen Kaiser zu entziehen, und unter dem Namen: die sieben Seelande, eine Republik zu bilden, die von 950 bis 1359 bestand. Der Landinbegriff dieses Friesischen Freistaats erstreckte sich von dem Bache Kinhem bei Alkmaar, bis an die Weser; er war folglich sehr lang, aber schmal.

Die Grundlage und das Wesen dieser Republik war Freiheit und Gleichheit; die Verfassung rein demokratisch; kein Unterschied der Stände, als der des geistlichen und weltlichen Standes. Allein die Geistlichkeit erhielt weder Zehnten noch Erstlinge. Die höchste Gewalt war in den Händen der Besitzer des Grund und Bodens, denn Ackerbau war die vorzüglichste Nahrungsquelle: diese versammelten sich auf den Landtagen und wählten dort ihre Obrigkeiten.

Diese Regierungsform wich von der, die, so weit wir sie aus der Geschichte verfolgen können, auf der Cimbrischen Halb-Insel geherrscht hat, nur in so fern ab, daß dort Häuptlinge oder Heerführer, und endlich Fürsten und Könige, jedoch nicht mit unumschränkter Macht bekleidet, waren, folglich keine reine Demokratie herrschte.

Allein der Freiheits-Sinn der Friesen, der unter dem Scepter der Franken sich hatte beugen müssen, war mit verstärkter Flamme ausgebrochen. Und als es ihnen vollends gelang, sich

nicht nur von der Herrschaft der Franken los zu machen, sondern sogar mehrere feindliche Angriffe von außem glücklich zurück zu treiben: da entstand ein Freiheits-Schwindel, so wie wir ihn beim Ausbruche der Revolution in Frankreich sahen, der keine Gränzen mehr kannte. „Willkommen freier Friese!“ war der gewöhnliche Gruß. Der bis dahin vorhanden gewesene Unterschied der Stände ward gewaltsam aufgehoben. Auf dem Lande durften nur Kirchen, nicht Häuser, von Steinen erbauet werden, damit aus den letztern keine der Freiheit Gefahr bringende Burgen entstehen möchten. Nur Krieg, oder eine andere nicht minder dringende Nothwendigkeit, konnte den freien Friesen bewegen, auch nur auf kurze Zeit sich aus dem Vaterlande zu entfernen.

Mehrere Verhältnisse vereinigten sich zu Gunsten einer reindemokratischen Verfassung.

Die Nation war arm. Die Normänner unterbrachen die Schifffahrt, und folglich den Seehandel. Wenige Städte, und diese von keiner Bedeutung, waren vorhanden. Die Erzeugnisse des Ackerbaus gewährten hinreichenden Unterhalt und die Kleidung, aber kein Geld, denn der Ueberschuß des Erzielten fand keine Käufer. Daher kein Luxus, es herrschte große Mäßigkeit, nur der häufige Genuß des selbst gebraueten Biers erzeugte Ausschweifungen.

Aber im Verfolge der Zeit blüheten Handlung und Schifffahrt auf. Die Städte vermehrten und vergrößerten sich. Der Besitz von Grundstücken erhielt größeren Werth. Es bildete sich ein Guts- und ein Dienst-Adel. Die Besitzer großer Landgüter konnten, vermöge ihrer neu vermehrten Geld-Einnahme, die Stimmen auf den Landtagen nach Gefallen leiten. Die Väter, im Besitze öffentlicher Bedienungen, wußten diese ihren Söhnen zu sichern. Dahin war die Gleichheit, und mit ihr die

demokratische Freiheit. Dies war das Schicksal der einzelnen Provinzen, und endlich das der Republik. Eine Provinz erhob sich über die andere, je nachdem sie an Reichthum und Macht den Vorsprung gewann. Selbstsucht, Eifersucht und Uneinigkeit untergruben das Staatsgebäude, und die Republik gieng, in Unordnung und Gesetzlosigkeit sich selbst mordend, zu Grabe.

Obgleich Spuren von einer Verbindung zwischen Helgoland und Oldenburg, das zur Republik der sieben Seelande gerechnet ward, vorhanden sind, so scheinen diese doch nur vorübergehende Allianz-Verhältnisse gewesen zu seyn, und die Insel zu keiner Zeit dem gedachten Freistaate angehört zu haben. Eben so wenig war sie in Verbindung mit dem übrigen Theile von Friesland, das nun den ihnen von den Normännern gegebenen Namen: Holland, annahm, und einem Fürsten huldigte, oder mit den Friesen auf den Schleswig-Holsteinschen Küsten. Auf der Gränze, zwischen Friesland und Dänemark belegen, bildete sie für sich einen kleinen Freistaat, der, dem Rechte des Stärkeren nachgebend, bald es mit dem einen, bald mit dem andern hielte, übrigens in seinem Innern, gleich wie die Republik der sieben Seelande, eine rein-demokratische Verfassung hatte.

Diese Verhältnisse der Insel ergeben sich deutlich aus dem Streite, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts über ihren Besitz zwischen dem Herzoge Friedrich von Schleswig, auf der einen, und den Städten Hamburg, Bremen, Stade und den West-Friesen, auf der andern Seite, entstand.

Die Bremer erbaueten in 1496 ein Zollhaus auf Helgoland, auf welcher Insel sie so wohl, als die Stader und Hamburger, Factoreien gehabt hatten. Diesem widersetzte sich der Herzog von Schleswig als ein Eingriff in sein Eigenthums-Recht. Der Streit veranlaßte sehr ausführliche Dissertationen.

Die Städte und West-Friesen führten für sich folgende Gründe an:

1) Helgoland sey in offener See belegen, und gleich wie das Meer frei wäre, sollte auch die Insel frei seyn.

2) Sie hätten seit vielen undenklichen Jahren ihre Häuser darauf gehabt, und unverhindert ihr Ablager da gehalten.

3) Sie könnten aus alten Documenten und Registern beweisen, daß Helgoland jährlich zur Gerechtigkeit an diesem oder jenem Orte gegeben; die Insel sey ein freies und noch zur Zeit keiner Jurisdiction untergebenes Land!

Diesem entgegnete der Herzog:

1) Er sey im Besitze, und hätten die Herzöge von Schleswig, ohne Jemandes Widerspruch, das Land von vielen Jahrhunderten her, ruhig besessen.

2) Es wäre ganz unstreitig, und aller Geographen und Historiker Consens, daß Helgoland inter Ducatum Slesuicensum in Frisia minori wäre belegen, und vor ein Tausend und noch vor wenigen Jahren mit Eiderstadt, Evershop und Utholm, imgleichen mit Nordstrand, so dann Föhre, Sylt und Amroo im Religions-Verbande gewesen, und daß die Einwohner solcher Länder und Inseln nicht allein una eamdemque Frisiorum Colonia et popular unius gentis, sondern auch dem Herzogthume Schleswig schon vor 755 Jahren incorporirt worden, und wolle derowegen, ohnerachtet der Städte und West-Friesen Einreden, (als die keiner Erheblichkeit und guten Theils privative Scripturae wären,) Helgoland für sein erb- und eigenthümliches Land halten.

Im Gefolge dieser Erklärung ließ der Herzog das Bremer Zollhaus abbrennen, und legte selbst einen Zoll auf der Insel an.

Auf welche Beweise die Angabe des Herzogs, Helgoland sey im Jahre 1495, 755 Jahre mit dem Herzogthume Schles-

wig vereinigt gewesen, sich gründete, ist nicht bemerkt. Das Jahr dieser angeblichen Vereinigung würde 740 gewesen seyn. Damals regierte König Hacdebaldus in Friesland, der ein Christ war. Die Ansprüche der Herzöge von Schleswig mußten sich demnach auf die Raubzüge der Normänner gründen, deren Anfang gemeiniglich gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts gesetzt wird. Der Oberst, welcher, als der heilige Ludger in 768 oder 774 das Christenthum auf Helgoland einführte, die Kriegsvölker befehligte, und ein Heide war, würde den Angaben des Herzogs zufolge, ein Schleswigscher Officier gewesen seyn. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Normänner, die zum Theil von Schleswig auf ihren Seezügen ausgiengen, damals Besitz von Helgoland genommen, und mit einer Besatzung versehen hatten. Diese Normannsche Besetzung mußte aber ihre Endschaft nehmen, als die Insulaner, und mit ihnen der Commandant, eine Religion annahmen, die im Schleswigschen noch nicht herrschte. Von Helgoland gieng im Gegentheile die Verbreitung der christlichen Religion nach den gegenüber liegenden Dänischen Ländern aus, und ein junger Helgolander wird als einer der eifrigsten christlichen Missionairs genannt.

Wenn gleich die Helgolander nach dieser Zeit noch oftmals Besuch von Normannschen Seeräubern erhielten, so scheinen sie doch nach demjenigen, was von ihnen immer den Ansprüchen der Schleswigschen Herzögen entgegengestellt ward, und mit den Angaben der damaligen Hansestädte völlig übereinstimmt, von dieser Zeit an ganz ihrer eigenen Herrschaft überlassen gewesen zu seyn. Diese von ihnen in Anspruch genommene Freiheit ward so wohl als sie unter Schleswig-Holsteinscher, als später unter Dänischer Hoheit standen, mehr oder weniger anerkannt: beide Regierungen standen ihnen das Recht zu, ihre Insel selbst zu bewachen und zu vertheidigen. In den im grauen Alterthum

entstandenen Helgolander Beliebungen ist ausdrücklich festgesetzt, daß die jeden Abend erfolgte Verschließung des Thors vor der Treppe, nicht durch Schleswigsche Soldaten, sondern durch die Bürger geschehen, auch daß die Wache zur Hälfte mit Militair und mit Bürger besetzt werden solle. Beides geschah unabweichlich. Auch waren die Helgolander Eigenthümer der Geschütze, Munition und übrigen Kriegsbedürfnisse; ihnen allein war die Besetzung der Batterie anvertrauet. Wiederholt und heftig drangen sie darauf, die Herzöge sollten ihre Garnison ganz von der Insel zurückziehen.

Die von den Hansestädten und den West-Friesen angegebenen Thatsachen beweisen, daß weder der König von Dänemark, noch die Herzöge von Schleswig, früher als bis der aufblühende Häringsfang ihre Aufmerksamkeit erregte, irgend Ansprüche auf das Eigenthums-Recht über die Insel erhoben, oder Souverainitäts-Rechte über selbige ausgeübt hatten. Die Helgolander hatten vielmehr, als ein unabhängiger Staat, Verträge mit den benachbarten Staaten abgeschlossen und Geld-Zahlungen geleistet.



## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

## Chronik der Ereignisse.

Helgoland bietet unter den Herzögen von Schleswig wenige bemerkungswerthe Ereignisse dar.

Die drei Städte, Hamburg, Stade und Bremen verbanden sich in 1497 mit den Dithmarser-Friesen, eroberten Helgoland, verbrannten die Herzoglichen Häuser, und führten das auf der Insel befindliche Geschütz mit sich fort.

Der Herzog von Schleswig ließ sie gleich nachher durch eine starke Garnison, die Jarth Nielsen befehligte, besetzen; dieser schlug einen Angriff, der in dem folgenden Jahre 1498 von den drei Hansestädten wieder unternommen ward, glücklich zurück. Weniger glücklich war der Herzog in seinem Angriffe auf Dithmarsen, den er gemeinschaftlich mit dem Könige von Dänemark unternahm. Nach einer erlittenen Niederlage mußte er sich glücklich schätzen, in 1500 den Frieden unter den nachtheiligen Bedingungen zu erkaufen, daß die Dithmarsen von allen Zehnten befreiet, und ihr Gebiet bis an den Eiderstrom erweitert werden sollte.

Die Dithmarsen wollten auch bei diesem Friedensschlusse ihre Ansprüche auf Helgoland, als von den ältesten Zeiten her zu ihr Land gehörend, geltend machen. Der Herzog von Schleswig verweigerte dieses. Nach langen Unterhandlungen kamen beide Partheien überein, daß die Untersuchung der beiderseitigen Ansprüche einigen Abgeordneten der Hansestädte, worunter auch der berühmte Geschichtschreiber, Dr. Albrecht Kranz war, übertragen werden sollte. Diese Commission brachte aber ihren Bericht nicht zu Stande.

In 1517 trieb sich ein berüchigter Seeräuber, der lange Peter genannt, mit 500 liederlichen Anhängern in der Nordsee herum. Diese Bösewichter, die Galgen und Rad auf ihren Kleidern zu tragen pflegten, und deren Anführer sich berühmte: er sein ein Stürmer der Dänen, ein Einfänger der Hamburger, eine Strafe der Bremer und ein Mörder der Holländer, bemächtigten sich Helgolands und plünderten die Einwohner.

Wie lange diese Rotte die Insel zu ihrem Schlupfwinkel machte, ist nicht bemerkt.

Pfalzgraf Friedrich bedrohete in 1539 die Dänischen Staaten mit einem Angriffe; er machte das Land Hadeln zu einem

Werbungs- und Rüstungs-Platze. Der König von Dänemark ließ, vermuthlich mit Einwilligung des Herzogs von Schleswig, Helgoland mit Truppen besetzen, befestigte es mit Batterien, und schickte viel Geschütze und Munition dorthin. Aber nicht lange nachher zog er seine Truppen und Kriegsvorräthe wieder zurück.

Ihren eigenen Kräften überlassen, bemächtigte sich der furchtbare Seeräuber, Wieben Peter, aus Meldorf, der Insel zu verschiedenen Zeiten. Mit diesem Seeräuber mußten die Helgolander nicht einverstanden gewesen seyn, sie erschlugen ihn in der Kirche, als er gerade vor dem Altare mit Einpackung der geraubten heiligen Gefäße beschäftigt war.

Helgoland ward nun, wider den Willen seiner Bewohner, Veranlassung, daß ihre ehemaligen Mitbürger und guten Freunde, die Dithmarsen, auch sich unter fremdes Joch biegen mußten *).

Herzog Adolph von Schleswig hatte lange auf einen günstigen Vorwand gewartet, den in 1500 mit den Dithmarsen ge-

---

*) Der Theil der ehemaligen Friesischen Besitzungen in Nord-Friesland, den die Dithmarsen bewohnten, ward vom Kaiser Heinrich dem Vogeler, bei Stiftung der Grafschaft Stade, mit selbiger vereinigt; allein die Dithmarsen waren mit den Grafen von Stade in beständigen Kriegen verwickelt. In 1187 wurden sie gezwungen, die Dänische Oberherrschaft anzuerkennen. Nach der Schlacht bei Bornhövede entzogen sie sich dieser und unterwarfen sich dem Namen nach den Erzbischöfen von Bremen, als nunmehrigem Besitzer von Stade. Von 1305 bis 1420 bildeten sie einen Freistaat, mußten sich aber in diesem Jahre dem Erzbischofe von Bremen nochmals unterwerfen. Gleich nachher erklärten sie sich wieder für frei, und errichteten einen aristokratisch-demokratischen Freistaat, der von 40 Richtern verwaltet ward.

schlossenen nachtheiligen Frieden zu brechen. Ein Schleswigscher Unterthan, der in Dithmarsen ein Verbrechen begangen hatte, flüchtete sich in 1559 nach Helgoland. Dorthin verfolgten ihn die Dithmarsen und tödteten ihn in der Kirche, in welcher er eine Freistätte zu finden gehofft hatte. Herzog Adolph ergriff nun diese Gelegenheit, verletzte Hoheits-Rechte vorgebend. Vergebens beriefen sich die Dithmarsen auf ihre seit dem Frieden von 1500 vorbehaltenen und noch nicht erledigten Ansprüche auf die Insel, als zu ihrem Gebiete gehörend; der Herzog, der sich schon längst gerüstet hatte, fiel sie gemeinschaftlich mit dem Könige von Dänemark, ehe sie sich in Vertheidigungsstand setzen konnten, an, und bemächtigte sich des ganzen Dithmarsen. Ihnen wurden alle diejenigen Freiheiten und Begnadigungen zugestanden, welche die sogenannten Nord-Friesen in den Königl. Dänischen und Schleswigschen Landen genossen, nebst dem Gebrauche ihres alten Landrechts. So endete der letzte Rest der Cimbrer auf der Halb-Insel, die ehemals ihren Namen führte.

Helgoland verblieb nun in dem Besitze der Herzöge von Schleswig, bis sie 1684 von dem Könige von Dänemark in Besitz genommen ward. Der Dänische Contre-Admiral Paulson überraschte die Helgolander auf der See, als sie gerade mit dem Fange der Schellfische beschäftigt waren, und ließ nun ihren Frauen andeuten, daß, wenn sich ihm die Insel nicht sofort ergebe, er ihre Männer am Mastbaume aufknüpfen, und nachher alles auf der Insel mit Feuer und Schwert verheeren werde. Diese Drohungen wirkten, sie veranlaßten einen Aufstand auf der Insel, bei welchem sich die Weiber sehr thätig bewiesen. Der Schleswigsche Commandant sahe sich dadurch gezwungen, die Insel den Dänen zu übergeben, die jedoch durch den Altonaer Friedensschlusse in 1689 dem Herzog von Schleswig wieder zurück gegeben ward.

Helgoland war auch noch in späteren Zeiten bestimmt, denen, die Schifffahrt und Handlung störeten, zum Zufluchtsorte zu dienen. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts war die Insel der Sammelplatz der Französischen Kaper, die hier, von Dünkirchen kommend, sich zwischen dem Felsen und der Sand-Düne verbargen. Von der Höhe des Felsens konnten sie die feindlichen Schiffe in weiter Ferne ausspähen, während die ihrigen dem Auge entzogen waren. Fanden sie jene überlegen, so stachen sie eilends in die See. Die Helgolander wurden beschuldigt, aus Gewinnsucht diesen Kapern Unterstützung geleistet zu haben.

In 1709 nahm der Schwedische Schiffs-Capitain von Ankarstierna mit einer Schwedischen Escadre seine Station bei Helgoland, und beunruhigte, zur großen Beschwerde der neutralen Mächte, die Schifffahrt auf der Elbe und Weser.

Der Dänische General-Major Wilster landete in 1714 mit einem bedeutenden Corps auf dem unbefestigten Vorlande der Insel, und bemächtigte sich nach einem dreitägigen Bombardement auch des obern Theils, oder der eigentlichen Festung. Die Insulaner, statt zur Vertheidigung beizutragen, beschleunigten durch Widerspenstigkeit und Drohungen die Uebergabe.

Die Insel blieb nun bis 1807 mit Dänemark vereinigt, in welchem Jahre die Engländer sie, ohne Widerstand zu finden, in Besitz nahmen, und beim Frieden mit Dänemark abgetreten erhielten.



Drei

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

### Ur-Character.

Die Untersuchung der allmähligen Entwickelung des National-Characters eines unabhängigen Volks, ist für den denkenden Menschen vom höchsten Interesse. Allein dies Studium setzt eine gründliche Kenntniß seines Ur-Characters voraus; hier verläßt uns nur zu oft die Geschichte.

Frau von Stael wirft mit Unrecht den Geschichtschreibern der Alten Mangel an philosophischen Ueberblick vor; sie kannten die Europäischen Völker, die unsere Aufmerksamkeit gegenwärtig beschäftigten, entweder gar nicht, oder doch nur sehr oberflächlich.

Ueber den Character der Cimbrer enthalten die Schriften der Alten weniges Licht; was diese uns über die Friesen sagen, reicht nothdürftig zur Grundlage hin. Sie schildern uns die Friesen im Allgemeinen als ein kriegerisches und unruhiges, gegen Beleidigung höchst empfängliches Volk, das sich ungern unter eigenes oder fremdes Joch schmiegte, vorzugsweise moråstige und wässerige, aber fruchtbare, am Meere oder großen Strömen belegene Länder zu seinen Wohnsitzen wählte, und außer dem Ackerbaue, der Schifffahrt und Fischerei, auch Seeräuberei als Nahrungsquellen trieb.

Von den Friesen wird gerühmt, daß kein Volk von Eroberungssucht freier gewesen, keins aber sein Eigenthum besser vertheidiget habe. Acht Jahrhunderte nach dem Nordischen Völkerzuge konnten fremde Waffen ihnen nichts anhaben.

Im 11ten Jahrhunderte sahen wir die Friesische Flagge schon in der Ostsee und in der Levante. Später wagten Friesen, sogar ohne Compas, die nördliche Spitze des Russischen Reichs zu umschiffen.

Unter Burgund, und später unter Spanien gekommen, bemerkt ein geschätzter Deutscher Schriftsteller, setzten die Friesen die Gesetze immer über ihre Fürsten.

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

## Character der Friesen im Mittelalter.

Der Vorwurf der Frau von Stael trifft dagegen in voller Maße die Schriftsteller des Mittelalters. Philosophie und Geographie war aus den Werken der Annalisten dieser Periode verbannt; der philosophische Ueberblick vertrug sich nicht mit ihrem beschränkten Sinne und Zwecke. Etwa gegen das Ende des Mittelalters machte Aeneas Sylvius Piccolomini, als Pabst (von 1458 bis 1464) Pius II. genannt, eine rühmliche Ausnahme. Wir verdanken ihm nicht nur eine vollständige Beschreibung Deutschlands in diesem Zeitraume, sondern auch zugleich eine Characteristik der vorzüglichsten Völker.

Von den Friesen heißt es in seiner Cosmographie, S. 284 — 296: „Friesland liegt am Oceane, zunächst östlich an den Sachsen, südlich an den Westphalen, westlich an das Gebiet von Utrecht. Doch halten die mehrsten die Utrechter auch für Friesen. Die Friesen sind ein muthiges, in den Waffen geübtes Volk, von starkem und großem Körperbaue, zuversichtlich, furchtsam, preisen ihre Freiheit, obgleich Philipp von Burgund

ch ihr Herr nennt. Sie tödteten einst Albert, Bischof von Maynz, den Stifter des Klosters Fulda, als er sie zum Christen=thume bekehren wollte. In der That ist Friesland frei, hat seine eigenen Gebräuche, kann keine fremde Herrschaft dulden, und will auch selbst nicht, daß übermüthige Männer sich unter ihnen selbst erheben. Sie wählen ihre Obrigkeiten jährlich, die Allen gleiches Recht gewähren. Unkeuschheit der Frauen bestra=fen sie sehr hart. Sie dulden nicht leicht unverheirathete Prie=ster unter sich, damit diese nicht Anderer Ehen beflecken, denn Enthaltsamkeit halten sie der menschlichen Natur fast unmöglich. Ihr Reichthum besteht allein aus Viehherden; das Land ist eben und sumpfig, sehr fruchtbar an Gras, ohne Waldungen."

Die nämlichen Character=Züge finden wir von den Nord=friesen aufgezeichnet, die Schatten=Seite jedoch mit verstärkten Farben. Saxo Grammaticus nennt sie von Natur sehr freche Leute. Albertus Cranzius sagt von den Friesen in den Bre=menschen Marschen: „sie sind hochmüthig und hochtrabend, sie halten über ihre Freiheit, und maßen sich noch größere Freihei=ten an." Und in einer andern Stelle: „Die Friesen sind ein roher Schlag Menschen; selten vermischen sie sich mit andern Völkern; ihre Sitten sind hassenswerth; sie wohnen in Sümpfen; groß von Körper, klein an Geist."

Mit Hartnäckigkeit und Tapferkeit vertheidigten die Wur=ster Friesen ihr kleines Land gegen die wiederholten Angriffe der Erzbischöfe von Bremen. Ein zweites Mädchen von Orleans führte die Wurster Friesen an. Ihr fehlte nur ein größeres Theater, und vorzüglich ein Sänger, um eben so berühmt als Johanna d'Arc zu werden.

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

### Characteristick der Helgolander im 17ten und 18ten Jahrhunderte.

Unsere Nachrichten von den Helgolandern sind zu unvollständig, ihren Character früher als vor dem Ende des 16ten Jahrhunderts zu zeichnen. Die Schilderung, die Matthias Boethius *) von ihren Nachbaren, den Nordstrander Friesen, entwirft, läßt vermuthen, daß auch sie der grellen Zeichnung des Albertus Cranzius in diesem Zeitraume nicht unähnlich gewesen seyn mögen. Sie standen im Mittelalter in bösem Rufe. Das Strandrecht machte sie vorzüglich bei den seefahrenden Nationen verhaßt. Die Klagen und Beschwerden über die grausame und strenge Art, mit welcher sie vor dem 16ten Jahrhunderte von dem Strandrechte Gebrauch machten, leben noch in der Erinnerung. Zu diesen gesellete sich der Vorwurf: Seeräuberei zu treiben, oder doch zu begünstigen.

Peter Sachs **) erwähnt von den Helgolandern: — „Es ist nicht genügsam zu beschreiben, was zanksüchtige und animalia suspicanter diese Leute sind, sie streiten entweder mit ihren Pastoren, oder mit ihren Vogten, auch wohl mit beiden zugleich; gemeiniglich wissen sie die Sachen dergestalt einzurichten, daß zwischen den Pastoren und Vogten viele Strei-

---

*) De Caraclyso Nordstrandensi. 1615.

**) Beschreibung von Helgoland.

gkeiten entstehen, und auf den Fall hängen sie sich an den,
r sich ihrem Humeur hat gewußt zu accordiren.“ —
Umständlicher verbreitet sich ein Ungenannter in einer
andschrift, entworfen in 1699, die in Camerers historisch-
litischen Nachrichten abgedruckt ist, über die Helgolander. Er
wähnt ihrer Vorliebe für ihre Insel; „sie sind entweder auf
r See oder in den Krügen; nur die Furcht zu ersaufen, läßt
e die Kirchen besuchen. Die nicht in der Fremde gewesen sind,
nd ganz ungehobelt, legen ihre angeborne böse Art und Natur
urch viehisches Leben genugsam an den Tag, lassen sich von
iemanden einreden und corrigiren, und vermag solches ihr
rediger nicht zu thun, weil der Verstand von stetigem Saufen
inweg, oder der Eigensinn so groß ist, daß sie von ihrem Wil-
en nicht wollen abstehen. Aus alter Landesgeschichte ist zu er-
hen, wie wenige Liebe und Gehorsam sie gegen ihre Landes-
errschaft gezeigt, wie sie mit ihren Befehlshabern umgegangen,
nd was sie für Uneinigkeit von Anbeginn gehabt. Der größte
Theil will nicht wissen, daß sie als Unterthanen ihrem Landes-
errn mit schuldiger Parition verbunden; der gemeine Mann
agt öffentlich: er sey kein Unterthan, sie seyen auf der Insel
zogen, das Land gehöre ihnen, ihre Väter hätten es auch be-
essen, und wären selbst Beschützer der Ihrigen gewesen, hätten
neutral gelebt, und jedem für Geld gedient. Die größte Furcht
nter ihnen ist vor der See und vor sich selbst. Die Hoffahrt
rmangelt bei ihnen nicht, weil sie der Meinung, daß sie die
Vornehmsten von allen denen, so auf den Cimbrischen Inseln
wohnen. Einige sind schon berauscht, wenn sie auf das Wasser
kommen, und werden während der Zeit des Fischfangs niemals
nüchtern, weshalb oft die Fische die Fischer fangen. Es ist eine
roße Beschwerde, wenn am Sonnabend Nachmittag die Glocke
äutet, die Arbeit einzustellen. Die anwesenden jungen Manns-

personen sind nicht aus den Krügen zu bringen. Diejenigen jungen Leute, welche nicht in die Kirche gehen, pflegen des Sonntags öffentlich zu korteln."

Zur Milderung dieser harten Beschuldigungen dürfen wir den Zustand der Landleute in Deutschland im 17ten Jahrhunderte nicht übersehen. Manches Dorf möchte ein Seitenstück liefern.

Höchst erfreulich ist es dagegen, die wohlthätige Veränderung wahrzunehmen, die das 18te Jahrhundert in den Sitten und Gewohnheiten beinahe aller Europäischen Nationen hervorgebracht hat.

Camerer urtheilte 1758 von der eben erwähnten Schilderung des grämlichen Ungenannten: „Der Verfasser macht nicht die beste Beschreibung von der Insel. Seine Zeiten sind von den unsrigen etwas entfernt. Es kann seyn, daß diese Insulaner vor funfzig Jahren roher gewesen, ich überrede mich aber, daß die Sitten unserer Zeit dennoch auf diese Menschen einen ziemlichen Einfluß gehabt haben. Diese Insulaner scheinen mir beherzt, verträglich und gutherzig, eigensinnig aber, wenn ihre Leidenschaften einmal erregt sind."

Ein nicht weniger günstiges Urtheil fällt Edleffen, der 1764 Prediger in Helgoland war, von den Einwohnern *).

Am ausführlichsten, und sehr zum Lobe der Helgolander, verbreitet sich der Verfasser des Versuchs einer Beschreibung der Insel Helgoland, in den Schleswig-Holsteinschen Provincial-Blättern 1790, über ihren Character.

*) Hannoversches Magazin, 70 St. 1764.

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

### Allgemeiner Abriß.

Die Helgolander haben von dem Ur-Character ihrer Vorfahren mehrere Züge aufbewahrt, als irgend ein Volk in Europa sich dessen berühmen kann.

Noch haben sie eine große Vorliebe für den kleinen Fleck der Erde, den sie noch den ihrigen nennen; noch glühen ihre Herzen für die Freiheit; noch wähnen sie sich frei; noch gehören sie, ihrer Meinung nach, keinem Staate an, ohne sich selbst anzugehören; noch sind sie eifrigen Vertheidiger der Gleichheit, wählen ihre Obrigkeiten aus ihrer Mitte: ganz so wie Aeneas Sylvius von den Friesen sagt. Aber kriegerisch sind sie nicht; sie erschrecken vor dem Anblicke der Waffen, deren Gebrauch sie nicht verstehen; ihr Muth äußert sich, den Gefahren und Mühseligkeiten zur See Trotz zu bieten. Hochachten sie bei ihren Frauen die Keuschheit, verstatten aber ihren Jungfrauen unerlaubte Freiheiten, gleichsam als müßten sie dem Grundsatze der alten Friesen huldigen: daß Enthaltsamkeit der menschlichen Natur unmöglich sey. Gleich ihren Vorfahren halten sie mit Strenge auf die Reinheit ihres Bluts. Dem Ausländer sind sie nicht hold, aber ihre Sitten sind verfeinerter, als die Alt-Friesischen, wenn sie gleich den Vorwurf der Frechheit mit ihren Vätern theilen müssen.

Dieses sind die Resultate der Vergleichung der verschiedenen Character-Zeichnungen aus der ältern mit der gegenwärtigen Zeit.

Friedrich II., König von Preußen, behauptete einst: „Die

Civilisation folgt ihren eigenen Gesetzen, die wir zwar erkennen, aber nicht aufheben können; eine Geschichtschreibung hat nur in so fern Werth, als sie den Uebergang von einem Civilisationszustande zum andern genau mit den Ursachen bezeichnet, die ihn bewirkt haben.“ Schwer zu erfüllende Aufgabe bei großen, aus vielen Völkerschaften zusammengesetzten Staaten: Wird Preußen jemals eine solche Geschichte aufweisen können?

Die strengen Forderungen der modernen Kritik verwerfen jene allgemeinen Character-Zeichnungen; ein getreues Bild von der Beschaffenheit des Wesens, Thuns und Treibens der Einzelnen, der Stände und Geschlechter, soll der Geschichtschreiber liefern. Dieses setzt eine Würdigung der auswärtigen und innern Verhältnisse des Volks, durch alle Catastrophen seines Daseyns voraus.

Klein ist unser Völklein, beschränkt sein Wirkungskreis. Allein gleich wie von der Höhe des Brockens herab, die entfernten Gegenstände undeutlich und nur als schwache Punkte erscheinen, und dagegen die weit beschränktere Aussicht von der Harzburg ein viel klareres Bild von der Umgegend gewährt: so dürfen wir vielleicht, ohne vorwitzig zu scheinen, den Versuch, beide Aufgaben zu lösen, wagen.

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

## Sprache.

Die Helgolander reden noch ihre Ursprache, wenn gleich mit vielen, aus modernen Sprachen entlehnten Wörtern vermischt, deren sie gleich den Engländern, viele, aber sehr verstümmelt, in

die ihrige aufgenommen haben. Ihre Lehrmeister waren die fremden Schiffer, denen sie als Lootsen dieneten. Diese angenommenen ausländischen Wörter erstrecken sich aber nur auf die sogenannte Schiffer-Sprache.

Eine Sprache, die nicht durch Bücher erhalten und ausgebildet wird, sondern allein im Munde roher Fischer Fortdauer genommen hat, kann nicht auf Zierlichkeit und Ausdehnung Ansprüche machen. Die Helgolander Sprache klingt dem ungewohnten Ohre rauh und unangenehm, so wie Kaiser Julian in seinem Misopogan von der Sprache der Gallier sagt, daß sie dem Gekrächse der Raben ähnlich laute. Der schleppende und ziehende Ton, mit welchem sie ausgesprochen wird, ist für den Ausländer schwer zu erlernen, und fast niemals vollkommen zu erreichen.

Man nimmt gemeiniglich an, daß die Völker im nordwestlichen Theile von Europa, in der ältesten Zeit, eine ihnen allen gemeinschaftliche Sprache, die man die Celtische nennt, geredet haben. Marius, sagen uns die Römischen Geschichtschreiber, schickte den Sartorius in das Lager der Cimbrer und der mit ihnen verbundenen Gallier, weil er die Celtische Sprache redete. Allein Celtica ist weder ein geographischer, noch historischer Name; er entstand in jener Periode der Unwissenheit, als die Griechen das ganze menschliche Geschlecht in Griechen und Barbaren, und die letzten wieder nach den vier Himmels-Gegenden, in Celten, Scythen, Indier und Aethiopier eintheilten. Wir wissen nicht, ob Celten jemals vorhanden gewesen sind.

Ohne uns in das dunkele Feld der Untersuchungen, ob eine Celtische Sprache vorhanden gewesen sey, und wie weit sie sich verbreitet habe, einzulassen, bemerken wir nur die vier Haupt-Sprachen, die sich mit Bestimmtheit aus der alten Zeit in dem nordwestlichen Europa nachspüren lassen: 1) die Wendische,

2) die Deutsche, 3) die Kymrische und 4) die Gallische. Von diesen ist nur die Deutsche ein Gegenstand dieser Untersuchung.

Sehr viele Andeutungen beweisen, daß in Island, Norwegen, Dänemark, Schweden, im nördlichen Deutschland, in Friesland und England, (die Länder, die hier in Frage kommen,) noch im 9ten Jahrhunderte eine allen diesen Völkern verständliche Sprache geredet ward. Thurkelin bemerkt, daß das von ihm herausgegebene Gedicht: De Danorum rebus gestis Secul. III. et IV., obgleich Angel-Sächsisch, doch fast ganz einerlei mit dem alten Isländischen sey. Beda erwähnt, daß die im 7ten Jahrhunderte aus England nach Friesland geschickten Missionairs, den Friesen, in Süd-Friesland, auf Helgoland und in Nord-Friesland in Deutscher Sprache geprebigt hätten.

Allein von der bemerkten Periode an bildeten sich aus der altdeutschen Sprache fünf verschiedene Mundarten, die zum Theil so sehr von einander abweichen, daß sie nur noch Spuren eines gemeinschaftlichen Ursprungs verrathen: 1) Die Scandinavische, die sich in die Dänische, Schwedische und Norwegensche auflöset. Von diesen dreien weicht die letztere, die dem Isländischen am nächsten kommt, am mehrsten ab. 2) Die Plattdeutsche. 3) Die Alt-Friesische, die sich am reinsten auf Helgoland, und nächstdem in der Jütischen Mundart erhalten hat. 4) Die Holländische; diese Sprache soll erst durch Versetzung der Sachsen unter Carl dem Großen nach den Niederlanden in 804 entstanden seyn. 5) Die Englische, die am mehrsten mit andern Sprachen vermischt ist.

Die Jüten verstehen die Sprache der Helgolander *), und

*) Ein Beispiel von dem allmähligen Eindringen der neueren Deutschen Sprache in die Cimbrische Halb-Insel, zeigt die Schleswigsche Provinz Angeln; die Benennungen der Dörfer

diese die Jütische, aber beide sind von einander verschieden. Die Engländer erkennen viele Wörter ihrer Sprache in der Helgoländischen wieder, die den Dänen, Schweden, Deutschen und Holländern ganz unverständlich ist.

In wiefern die Sprache der Helgolander, die altnordische oder altdeutsche Sprache, in ihrer Reinheit aufbewahrt hat, ist zweifelhaft. Wenn gleich die Friesen mehr als alle gleichzeitige Europäische Völker ihre Originalität aufbewahrt haben, so blüheten sie doch zu lange als eine große mächtige Nation, waren zu cultivirt und hatten zu viele Gemeinschaft mit andern Völkern, als daß ihre Sprache nicht diejenigen Veränderungen sollte erfahren haben, die eine unausbleibliche Folge dieser Verhältnisse sind. Wir können aber annehmen, daß die Alt-Friesische Sprache, — in welcher der heilige Willibrod den Helgolandern, den Süd- und Nord-Friesen, das Evangelium verkündigte, — der Helgolander Felsen erhalten habe.

Nur auf ganz abgelegenen Inseln, in unzugänglichen Gebirgen, und in durch tiefe Moräste abgesonderte Gegenden, dürfen wir die Reste der altnordischen Ursprache suchen.

Interessant für die Geschichte würde es seyn, die Helgolander Sprache mit der, die noch auf den Faroer-Inseln geredet wird, zu vergleichen, worüber Rask in seiner Grammatik einen besondern Abschnitt geliefert hat, und von der behauptet wird, daß sie der altnordischen Sprache noch sehr nahe stehe.

Wie die Bewohner der von der übrigen Welt gleichsam isolirten Inseln, im Laufe der Zeit ihre Ursprache ganz vergessen, davon gibt Patrick Neale *) ein Beispiel. Als dieser Reisende in

---

in selbiger, als die zuerst angelegten, sind jütisch, die der späteren Güter, deutsch.

*) A tour trough some of the Islands of Orkny and Shetland.

1803 die Shetland-Inseln besuchte, waren etwa 30 Jahre zuvor die letzten Alten auf selbiger, welche noch die Sprache der alten Norns (Normänner) redeten, mit Tode abgegangen.

Lange Zeit erhielt sich die Alt-Friesische Sprache auf Helgoland, aber sie geht mit dem Felsen, der sie beherbergte, ihrem Untergange entgegen.



## Acht und zwanzigstes Kapitel.

## Auswärtige Verhältnisse.

Der Berührungspunkte einer kleinen Insel mit dem Auslande können im Laufe der gewöhnlichen Weltbegebenheiten nicht viele seyn. Schwächer als die größeren Staaten auf dem Festlande wird sie bald ihre Unabhängigkeit verlieren, und dem Schicksale des Landes folgen müssen, das sich ihrer bemächtigte.

Die Vorsehung scheint lange Zeit den Helgolandern eine größere Rolle zugetheilt zu haben, als auf welche sie, vermöge ihrer Kräfte, hätten Ansprüche machen können. Was diesen abgieng, ersetzte die geographische Lage.

Wir haben gesehen, welche Berühmtheit der Felsen von Helgoland als Hauptsitz der Gottesverehrung und geistlicher und weltlicher Gerichtshof der Friesen erlangte; auf ihm fand der König der Friesen gegen die Macht der Franken einen Zufluchtsort; hier behaupteten die heidnischen Götter lange ihre Tempel und ihren Cultus.

Als endlich das Heidenthum durch die christliche Religion verdrängt worden war, ward die Insel der Sammelplatz der Normänner; wirklich begünstigte ihre Lage, so lange die Schiff-

fahrt im Stande der Kindheit sich hauptsichtlich nur auf die Mündungen der Ströme und längs den Seeküsten erstreckte, und die Herrschaft der See in den Händen der Normänner war, das Handwerk der Seeräuberei ungemein.

Der Felsen von Helgoland bildet gleich dem von Garabusa bei Candia, oder der Insel Pitcairn in der Südsee, eine natürliche Festung. Der einzige Zugang zu dem Felsen ist ein künstlicher, nämlich eine Treppe, die eben so leicht zerstört als vertheidigt werden kann. Die Natur scheint daher den Insulanern einen sichern Rückzug gegen auswärtige Angriffe bereitet zu haben; nur fehlen zwei Erfordernisse zur Vertheidigung. Die Oberfläche des Felsens bringt nicht genug Lebensmittel zum Unterhalte seiner Bewohner hervor, und es mangelt an hinreichendem trinkbarem Wasser; nach Erfindung des Pulvers bietet die Schmalheit der Oberfläche dem Bombardement von den angreifenden Schiffen auf allen Punkten freien Spielraum dar.

Die Kunst würde dessen ohnerachtet bald Mittel finden, gleich wie zu Elvas in Portugall, durch bombenfeste Gewölbe die Mannschaft und Vorräthe gegen das Bombardement zu sichern, und durch zweckmäßig eingerichtete Cisternen hinlänglichen Vorrath von Wasser zu sammeln und aufzubewahren. Allein woher sollten arme Fischer die dazu erforderlichen Kosten nehmen?

Die Herzöge von Schleswig legten auf den Besitz von Helgoland, als einen militairischen Posten, großen Werth; sie errichteten viele Batterien, besetzten sie mit schwerem Geschütze, und unterhielten eine regelmäßige Besatzung. Vermuthlich beabsichtigten sie, bei einem Kriege auf dem festen Lande, ihre Archive und Kostbarkeiten, vielleicht ihre eigenen Personen, dorthin in Sicherheit zu bringen. Allein der Erfolg entsprach schlecht der Erwartung, die sie sich von der Festigkeit dieses Postens gemacht hatten. Die Dänen, Meister zur See, be-

mächtigten sich der Insel, so oft sie den Angriff versuchten, ohne bedeutenden Widerstand zu finden. Zu dem bleibenden Besitze gelangt, hielten die Dänen sie nur von geringer militairischer Wichtigkeit. Die Dänische Besatzung war schwach und bestand größtentheils aus Deserteurs und anderen Militair-Verbrechern, die die Insel als einen Verbannungs-Ort betrachteten.

So lange die Insel den Engländern für den Schleichhandel wichtig war, unterhielten sie auf ihr eine starke Besatzung. Nach erfolgtem Frieden zogen sie diese zurück, mit Hinterlassung eines Commandanten, zum Zeichen ihrer Oberherrschaft.

Der Mangel eines sichern Hafens gibt der Insel für den zeitigen auswärtigen Besitzer nur einen von Umständen abhängenden, und folglich vorübergehenden Werth; er findet daher keinen Beruf, sich eines fortdauernden Kosten-Aufwandes für ihre Vertheidigungs-Anstalten zu unterziehen. Aber gerade diesem Mangel eines sicheren Hafens verdanken die Insulaner nächst ihrer Armuth die Beibehaltung ihrer freien Verfassung.

Unbedeutend, wie Helgoland in finanzieller und militairischer Hinsicht ist, würde diese Insel, wie zu Adamus Bremensis Zeiten, gleichsam unbemerkt seyn, wenn ihre Lage sie nicht für die Schifffahrt und Seehandlung wichtig machte.

Die Mündungen der Eider, Elbe, Weser und Jade, sind mit gefährlichen Sanden und Untiefen durchschnitten, durch welche sich das Fahrwasser gleichsam künstlich durchwindet; dieses verändert oftmals seinen Lauf. Die besten See- und Strom-Karten führen nicht selten irre. Die immer sorgsame Natur scheint den Felsen von Helgoland nicht nur zum Wegweiser des Eingangs in dieses Labyrinth, sondern auch zum Aufenthalte für die Führer in selbigem, bestimmt zu haben.

Hier findet sich ein Band, das die Ausländer und Helgo-

lander mit einander verbindet. Jene bedürfen während der Dunkelheit der Nacht den Schein des Leuchtthurms auf dem Felsen, und am Tage die Insulaner als Lootsen; diese können zur Anschaffung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse, das Geld der fremden Schiffer und die auswärtigen Märkte, nicht entbehren. Beide sind der gegenseitigen Hülfe benöthigt. Aber bei beiden kommt es darauf an, den Bedarf mit dem geringsten Kosten-Aufwande zu erhandeln, sich möchlichst zu bevortheilen. Eine solche Grundlage läßt keine herzliche Vereinigung zu.

Wenig, wie sich der Helgolander um den Ausländer bekümmert, um so inniger ist seine Vereinigung mit seinen Landsleuten; ein gemeinschaftliches Interesse, stärker als bei den Continental-Völkern, zieht das Band enge zusammen.



## Neun und zwanzigstes Kapitel.

## Mangel an Tapferkeit und Anhänglichkeit an den Landesherrn.

Anhänglichkeit an seinen Fürsten und Tapferkeit im Kriege, gehen in einer monarchischen Regierung Hand in Hand. Liebe für den Fürsten setzt schon voraus, daß der Unterthan seine Regierung als rechtmäßig anerkennt und mit ihr zufrieden sey; unter diesen Bedingungen wird er immer geneigt seyn, für ihn persönliche Aufopferungen zu leisten. Ist dieses nicht der Fall, kommt noch hinzu, daß ein Volk, auch mit größter Anstrengung, einem auswärtigen Angriffe nicht Widerstand zu leisten vermag: so wird die schönste der Tugenden, die Tapferkeit, nicht sein Eigenthum seyn.

Der Helgolander weiß, daß er seine Insel nicht vertheidigen kann, aber auch, daß seine Beherrscher auf ihre Behauptung keinen vorzüglichen Werth legen. Obgleich seit vielen Jahrhunderten auswärtigen Fürsten unterthan, hält er sich doch für frei, und jede auswärtige Herrschaft als ihm wider seinen Willen und unrechtmäßig aufgedrungen. Der Antheil, den er den Fürsten an der Verwaltung seiner Insel zugesteht, oder vielmehr den diese bisher ausübten, ist so geringe, daß sie eher das Ansehen von Schutzherrn einer Republik, als unumschränkte Herrscher haben. Wer die Rolle eines solchen Schutzherrn spielt, ist ihnen ziemlich gleichgültig. „Alle," behaupten sie, „wollen Nichts für uns thun, möchten gern Viel ziehen, können aber nur Weniges bekommen. Sollen wir nicht Hungers sterben, so kann man uns nur geringe Abgaben auflegen. Will der Fürst uns die eigene Verwaltung entziehen, so muß er aus eigenen Mitteln die Obrigkeiten besolden, wozu er keinen Beruf haben wird. Warum sollen wir mit Gefahr des Verlustes der Gesundheit und des Lebens unsern Felsen vertheidigen, dessen Besitz Niemandem Nutzen bringt? Wer wird uns unsere zerstörten Häuser wieder aufbauen, unser Hausgeräth ersetzen?" Daher vertheidigten die Helgolander nicht nur ihre Insel nicht, so oft sie angegriffen ward, sondern benutzten wohl gar die ihnen gelieferten Waffen, ihre Commandanten zu einer baldigen Uebergabe zu zwingen.

Durch diese Verfahrungsart zogen die Helgolander den Vorwurf auf sich, ihren Fürsten nicht ergeben zu seyn, und den kriegerischen Muth ihrer Vorfahren, der Friesen, nicht zu besitzen. Ihr furchtsames Betragen auf dem festen Lande gibt diesen kühnen und unternehmenden Schiffern vollends das Ansehen von feigen Memmen. Muth und Entschlossenheit scheinen von ihnen zu weichen, sobald sie das feste Land betreten.

Die

Die Helgolander sind es sich bewußt, daß die Seehandel, Schifffahrt und Fischfang treibenden Nachbaren, ihre Freunde nicht sind. Unbekannt und voll von Vorurtheilen mit den auf dem festen Lande herrschenden Gesetzen und Polizei-Einrichtungen, besorgen sie für sich immer das Schlimmste. Genöthigt, das Festland zu betreten, suchen sie jede Veranlassung zum Streite zu vermeiden, und ziehen sich, wenn darin verwickelt, nicht immer auf eine ehrenvolle Art aus der Sache. Daher das schon seit Jahrhunderten bekannte Sprichwort: Der Helgolander ist auf dem festen Lande wie der Fisch aus dem Wasser.

Was erfordert größere persönliche Verläugnung der Gefühle, sein Leben auf dem Schlachtfelde oder auf dem tobenden Meere aufs Spiel zu setzen? Der Held beweiset seine Tapferkeit, Menschen das Leben zu nehmen, der Schiffer dieses und ihre Habe zu retten. Aber jener ficht für seinen König und Vaterland; dieser wagt alles für Verdienst. So beurtheilt die Welt die Handlung beider. Aber der, der kampfbegierig sich ins Schlacht-Getümmel stürzt, würde schwerlich über sich vermögen, im Sturme das Bot des Helgolanders zu betreten. Jener ist mit den Waffen, dieser mit seinem Elemente vertraut. Rechnet ihr von den Lorbeeren des Helden den Antheil ab, den das Gesetz der Nothwendigkeit, die Disciplin, die Begierde nach Auszeichnung, Beförderung, oft auch Gewinnsucht an seiner Tapferkeit hat; ihr werdet vielleicht dem Andenken des Helgolanders, der, ohne durch so kräftige Motive beseelt zu seyn, während er Schiffbrüchige retten wollte, selbst die Beute der Wellen ward, eure Achtung und Theilnahme nicht versagen.

## Dreißigstes Kapitel.

### Vaterlands-Liebe, gegründet auf die innere Verfassung.

Die Anhänglichkeit der Menschen an ihren vaterländischen Boden gründet sich nicht immer auf wirkliche Vorzüge. Wie könnte sonst der Lappländer dem seinigen allen Ländern der Welt den Vorzug geben? Gewohnheit, Unbekanntschaft mit dem wie es anderswo ist, Hang zur Trägheit, besondere Beschaffenheiten des Erdstrichs: — diese sind die vorzüglichsten Quellen.

Lebhafter und inniger, als irgend ein Volk, hängen die Helgolander an ihrer Heimath. „Weit und breit könnt ihr reisen, solch ein Land und solche Leute werdet ihr nirgends finden!“ Dieser stolze Ausspruch tönet aus jedem Munde dem Ausländer entgegen. Nur in äußerst seltenen Fällen entschließt sich ein Helgolander, etwa wenn er unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Lootse oder Steuermann auf einem fremden Schiffe eine Anstellung findet, auf einige Zeit seinen Felsen zu verlassen, zu dem er bald wieder zurückkehrt.

Seinen ihm so lieben Felsen findet er nirgends, eben so wenig als seine gewohnten Nahrungsmittel, die Art seiner Beschäftigungen und Vergnügungen. Gewohnt, nur im Familien-Cirkel zu leben, — sein Staats-Verein ist nichts Weiteres, — findet er sich, in die ihm unbekannte große Welt versetzt, einsam und verlassen.

Allein die vorzüglichste Veranlassung für diese Insulaner,

ihr Vaterland zu lieben, ist ihre freie Verfassung, eben so sehr ein Gegenstand ihres Stolzes, als ihrer Eifersucht. Als die Schleswig-Holsteinsche Regierung nach der großen Ueberschwemmung von 1649 einem Theile der Insulaner Vorschläge zu Ansiedelungen in andern Provinzen machen ließ, war die einstimmige Antwort: „Gern bleiben wir auf dem kleinen, uns noch übrig gebliebenen Fleck, nur laßt uns unsere alte Friesische Verfassung."

Die Besorgniß, Störungen, oder wohl gar den Verlust ihrer Freiheit zu erfahren, war Veranlassung, daß sie zu keiner Zeit ihren Landesherren mit aufrichtiger Ergebenheit anhiengen, und sich oft gegen obrigkeitliche Verfügungen widerspenstig bezeigten.

Die alten Bewohner des Nordens waren zwar ihren Fürsten ergeben, aber nicht in dem Sinne der heutigen Monarchien. In den Volks-Versammlungen gab jeder Bauer seine Stimme, die der Fürst ehren und oft froh seyn mußte, wenn es ihm gelang, durch Beredsamkeit, Unterhandlungen und politische Kunstgriffe, die Beschlüsse zu leiten. Eine größere Gewalt, als die Friesischen Häuptlinge gehabt hatten, wollten die Helgolander den Dänischen Vögten nicht einräumen; ein Commandant und eine bleibende Besatzung war ihnen vollends zuwider.

Auf der ganzen Cimbrischen Halb-Insel und in Friesland herrschte seit den ältesten Zeiten der Grundsatz: daß der Bürger nur von Bürgern, und der Bauer nur von Bauern regiert werden könne; daß zu den gerichtlichen und übrigen Bedienungen nur Leute aus ihrer Mitte und aus ihrer eingebornen und bei ihnen einmal saßhaften Einwohnerschaft durch eigene Wahl bestellt werden dürften.

Die Grundzüge dieser Alt-Cimbrischen Verfassung sind in

Friesland und den Friesischen Besitzungen lange Zeit in Kraft geblieben. Bis ins 16te Jahrhundert wählten die Dänischen Friesen noch ihre Obrigkeiten, ein Vorrecht, das die Nachkommen der Friesen in dem Bremenschen, jedoch beschränkt, und nicht immer zu ihrem Vortheile, noch gegenwärtig ausüben. Auf Helgoland hat sich diese Alt-Cimbrische Einrichtung in ihrem ganzen Umfange erhalten.

Die Leitung aller gemeinen Angelegenheiten auf der Insel steht unter sechs Rathsherren, acht Quartiersleuten und sechszehn Aeltesten. Die beiden erstern werden auf acht Jahre, die letztern auf Lebenszeit erwählt.

Bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war die Verwaltung der Insel ganz in den Händen dieser eben erwähnten Obrigkeiten. Damals stellte der König von Dänemark einen Vogt auf der Insel an. Als bald nachher der Herzog von Schleswig ihr Besitzer ward, übergab er die Civil- und Militairverwaltung dem Befehlshaber der Garnison; diese Einrichtung ward jedoch in der Folge dahin abgeändert, daß neben dem Militair-Commandanten, einem besonders dazu angestellten Vogt die Civilverwaltung übertragen ward. Diese Verfassung blieb auch unter der nachfolgenden Dänischen Regierung.

Die Gewalt dieser Vögte war aber zu allen Zeiten sehr eingeschränkt. Zwar sollten ohne Einwilligung des Vogts keine Versammlungen der Helgolander Obrigkeiten gehalten werden, den Fall ausgenommen, wenn diese glaubten, sich über ihn selbst wegen Eingriffe in ihre Gerechtsame beschweren zu müssen. Diese vermeinten, dazu nur zu oft Veranlassungen zu finden, und ließen daher den Vogt selten an ihren Beschlüssen Theil nehmen.

Die vorzüglichste Bestimmung des Vogts war, die Posten eines Justiz- und Hebungs-Beamten für den Landesherrn zu

versehen. In der ersten Eigenschaft mußte er zuvörderst die streitenden Partheien, die sich an ihn wandten, ehe ihre Sachen vor das ordentliche Gericht gebracht wurden, zu vergleichen suchen. Als Hebungsbeamter hatte er die herrschaftlichen Einkünfte einzunehmen, und über die landschaftlichen die Aufsicht zu führen.

Das ordentliche Gericht bestand aus dem Vogte und den sechs Rathsmännern, die letztern unstudirte Personen. Ohneracht et des letzt erwähnten Umstandes, durfte sich dies Gericht sogar in Abwesenheit des Vogts versammeln, und die vorkommenden Rechtsfälle entscheiden; denn zur Kenntniß und Anwendung des Helgolander Rechts bedarf es des Studiums der Rechte nicht.

Die Insel war bis 1587 nach ihren alten Friesischen Gesetzen, die sich durch mündliche Ueberlieferungen erhalten hatten, regiert worden. In dem gedachten Jahre wurden diese alten Bestimmungen zuerst in 14 Artikeln geordnet, als Gesetzbuch anerkannt, und in 1606 als solches von dem Herzoge von Schleswig nochmals bestätigt.

Dem ordentlichen Gerichte dienete dies sogenannte Helgolander Landrecht, nebst andern Landesbeliebungen, zur Norm. Nur, wenn diese Vorschriften nicht zureichen, sollte das Jütische Landrecht eintreten.

Gesetze, die sich viele Jahrhunderte erhalten haben, haben schon das günstige Vorurtheil für sich, daß sie den Verhältnissen des Volks angemessen seyn müssen. Die Helgolander sind, vermöge dieser Verfassung, der Gefahr, ihre Angelegenheiten in die Hände von Landesunkundigen und vielleicht für ihr Wohl gleichgültigen Personen gelegt zu sehen, weniger ausgesetzt. Ihre, von ihnen selbst und aus ihrer Mitte gewählten Vorsteher, kennen aus eigener Erfahrung die Verhältnisse, und sind daher um

so mehr im Stande, die unter ihnen vorkommenden Streitigkeiten zur allgemeinen Zufriedenheit zu schlichten. Die öffentlichen Angelegenheiten werden nicht als eine Quelle des Brod-Erwerbs angesehen; es gibt keine Advocaten, und darf nicht sportelirt werden.

In einem kleinen Staate, dessen Bürger, außer ihrer Wohnung, ihrem Fahrzeuge und Fischergarn, kein bedeutendes Eigenthum, weder an Grundstücken noch Kapitalien besitzen, folglich keine erhebliche Verschiedenheit des Vermögens statt findet, sind der Processe und Criminal-Verbrechen nicht viele, und kann das Gesetzbuch ohne Nachtheil auf wenige Artikel beschränkt seyn. Mehrere Criminal-Verbrechen, unter diesen der Diebstahl *), sind auf der Insel beinahe unbekannt. Niemand denkt daran, sein Haus oder seinen Kasten zu verschließen. Wo sollte der Dieb das Geraubte verbergen? Zu keiner Zeit war ein Gefängniß auf der Insel vorhanden.

Eine solche einfache Civil-Verfassung konnte sich nur auf einer kleinen Insel und bei eingeschränktem und gleich vertheiltem Vermögen der Einwohner in ihrer Reinheit erhalten. Diese Verhältnisse verändert, und die Helgolander würden bald das Schicksal ihrer ehemaligen Landsleute, die Bewohner der Republik der sieben Seelande, erfahren haben.

Die alten Friesen waren nicht mit Abgaben belegt. Während vieler Jahrhunderte genossen die Friesen im Dänischen noch große Gerechtsame. „Es haben,“ berichtet Dankwerth, „die Marsch-Friesen in Süd-Jütland, vom Anfange her, große Frei-

*) Die Helgolander wissen nur ein Beispiel vom Diebstahle. Ein Dänischer Soldat hatte zwei junge Helgolander zum Hausdiebstahl verleitet. Diese unerhörte That lebt noch in Jedermanns Munde.

heiten vor den Geestbauern gehabt, indem sie zur Zeit Herzogs Knuts von Schleswig mit keinen andern Auflagen, als einem gar geringen Hauspfenning, beschwert gewesen sind.

Auf diese ihre alten Rechte trotzend, glaubten die Helgolander in der Belegung mit Abgaben gerechten Grund zu Beschwerden zu finden. Unter der Schleswigschen Regierung waren diese unerheblich, unter der Dänischen bedeutender; jedoch betrug der reine Ueberschuß, den die Dänische Regierung von den Einkünften der Insel bezog, jährlich nicht über 3000 Rthlr.

Bedeutendere Ausgaben, als die öffentlichen Abgaben, veranlassen die innern Bedürfnisse der Insel selbst. Mit großer Vorsicht hat man Veruntreuungen vorzubeugen gesucht. Die Quartiermänner, die diese Ausgaben besorgen, können, und zwar nur mit Genehmigung der Rathsmänner, zehn Thaler in Rechnung bringen; die Verwendung einer größeren Summe erfordert aber die vorhergegangene Bewilligung aller Obrigkeiten und sämmtlicher Hausbesitzer.

Eine allgemeine Landes-Versammlung untersucht jährlich die Ausgaben der Landschaft; jeder Hauswirth hat das Recht seine Bemerkungen zu machen und die Rechnungen finden nur durch allgemeinen Beschluß ihre Erledigung.

Nächst der Wahl ihrer Obrigkeiten, steht den Helgolandern auch die ihrer Geistlichkeit zu, deren Besoldung dem zeitigen Landesherrn obliegt.

Groß sind die Gerechtsame, welche die Bürger dieses kleinen Freistaats genießen, vorzüglich, seit er unter der Englischen Regierung steht, welche die Verwaltung ganz den Händen der Helgolander Obrigkeiten übergeben hat. Das alte Friesische Landrecht ist nun wieder das einzige Gesetzbuch geworden, jedoch ist in den dazu geeigneten Fällen die Appellation an den zeitigen Englischen Commandanten vorbehalten.

Auf der Stufe der Cultur, auf welcher die Helgolander stehen, und bei ihren eingeschränkten auswärtigen und innern Verhältnissen, werden sie durch langjährige Gewohnheiten geleitet, und findet die Regierungskunst kein ausgedehntes Feld. Die Sucht, zu viel zu regieren, die Friedrich II. einst dem Kaiser Joseph II. zum Vorwurfe machte, und seitdem in Europa zur Tagesordnung geworden ist, kann hier keine Wurzeln fassen. Wie wenig möchte aber das einfache Helgolander Landrecht den Bedürfnissen der Europäischen Continental-Völker angemessen seyn!



## Ein und dreißigstes Kapitel.

## Nahrungs-Zweige.

Kornbau und Viehzucht waren wahrscheinlich in der Vorzeit vorzügliche Nahrungs-Quellen der Helgolander. Auf den Ertrag des Fischfangs allein beschränkt, würde ihre Insel weder der Hauptsitz des heidnischen Gottesdienstes geworden seyn, noch später eine so bedeutende Anzahl von christlichen Kirchen, nebst mehreren Klöstern enthalten haben. Weder die heidnischen Priester, noch die christlichen Mönche, siedelten sich gern da an, wo Armuth herrschte. Wirklich rühmen die alten Schriftsteller die Fruchtbarkeit des Bodens, und besonders die fetten Wiesen auf der längst verschwundenen nördlichen Seite.

Bis zu der großen Ueberschwemmung von 1649 besaßen die Einwohner viele Pferde und Rinder, die von nun an mit der Abnahme der Insel sich immer verminderten, und endlich ganz verschwanden. In 1764 erndteten die Helgolander noch

ährlich ohngefähr 300 Tonnen Gerste; sie hatten damals keine Zugthiere mehr. Dieser Rest ihres ehemaligen Ackerbaues hat einahe ganz aufgehört. Etwa 200 Schaafe, die im Sommer uf dem Oberlande weiden, und im Winter größtentheils von ischgräten ernährt werden, machen den Viehstapel aus.

Während das Meer ihre Äcker und Wiesen verschlang, nußte es nun ihre einzige Nahrungsquelle werden.

Von der früheren Beschäftigung der Seeräuberei, — wohl hne Zweifel Folge ihrer Verhältnisse zu den Normännern, — iengen sie nach und nach zu dem ehrenvollen, dem See-Lootsenwesen, über. Wie jeder Uebergang von einer Beschäftigung zur andern nicht auf einmal geschieht: sie wurden beschuldigt, gelegentlich beide Gewerbe mit einander zu vereinigen.

Hart war die Anklage: Schiffe, die sich ihrer Leitung anvertrauet, sollten sie vorsetzlich auf Sandbänke und Klippen geführt, andern nach ihrer Insel im Sturm verschlagen, den erfleheten Beistand versagt haben, und zwar beides, um sich ihrer Ladung zu bemächtigen.

Wirklich gewährten die an ihre Insel getriebenen Strandgüter eine so bedeutende Einnahme, daß der Landesherr sich einen Theil derselben als Domanial-Gefälle vorbehielte. Das Gebet: Gott möge ihren Strand segnen, erhielt in ihrem Kirchengebete, gleich nach dem gegen den Papst und Türken-Mord eine Stelle. Allein gerade der Gewinnst, den sie von Strandgütern genossen, zog ihnen den Haß und Neid ihrer Nachbarn zu.

Das Strandrecht war bis zum 16ten Jahrhunderte im nördlichen Europa höchst grausam. Der aus dem Schiffbruche Gerettete verlor nicht allein die mit ihm gerettete Habe, sondern er ward auch Sklave. Einige mildernde gesetzliche Bestimmungen, die den Namen Strandrecht erhielten, wurden nach und nach eingeführt. Herzog Adolph von Schleswig ertheilte in 1559 den

Helgolandern ein Privilegium, welches in Strandungs-Fällen zur Bestimmung des Verfahrens und zur Entscheidung der zwischen dem Landesherrn mit den Insulanern statt findenden Theilung der Strandgüter dienen sollte. Dies Privilegium, zum Strandrecht erhoben, hat in 1638, 1667 und 1695 erneuerte Bestätigungen erhalten. Büsch erklärt in seiner Darstellung des in den nördlichen Gegenden üblichen Strandrechts, dies Helgolander Privilegium für die Grundlage des noch jetzt geltenden, wie er sich ausdrückt, unmenschlichen Schleswig-Holsteinschen Strandrechts.

Die Vervollkommnung der Schifffahrt verminderte die Einnahme der Helgolander von Strandgütern. Dagegen ward das Lootsenwesen eine bedeutende Quelle des Erwerbs. Sie waren während eines langen Zeitraums die einzigen Lootsen auf der Elbe, Weser und Eider, später mußten sie diesen Verdienst mit den Dänen und Hannoveranern theilen.

Das Lootsengeschäft erfordert nicht nur die zur Führung eines Schiffes erforderlichen Kenntnisse und Handgriffe; der Lootse muß überdies mit allen Untiefen und Strömungen genau bekannt seyn. Früherhin stand es jedem Helgolander frei, sich, ohne vorhergegangene Prüfung, diesem Nahrungszweige zu widmen; er bot seine Dienste als Lootse dem vorüberfahrenden Schiffer an, und schloß selbst seinen Accord. Erst seit 1685 ward für die Elb-Lootsen, und seit 1789 für die der Weser ein Examen eingeführt, das jeder bestanden haben muß, ehe er als Lootse zugelassen wird.

Das Lootsen-Examen wird jährlich im Februar und August von vier von Gerichtswegen ernannten Examinatoren gehalten. Der Candidat muß das 24ste Jahr zurückgelegt haben, und zuvor beweisen, daß er bereits in einer Fischer-Compagnie für ein ganzes Loos arbeite. Dem, durch Stimmen-Mehrheit als fähig

Erkannten, wird vor dem Gerichte Nüchternheit, Bescheidenheit und Billigkeit anempfohlen, und dann eine Medaille, oder der sogenannte Lootsen-Pfenning, gereicht.

Die Dänische Verordnung über das Lootsenwesen bestimmt die Rathsmänner, Quartiermänner und acht von den Aeltesten zu Lootsen-Officiere, und macht es diesen zur Pflicht, gegen Schiffe, die aus Gegenden, wo ansteckende Krankheiten herrschen, kommen, die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen; auch sollen sie mit Zuziehung zweier der ältesten Lootsen den ankommenden Schiffen entgegenfahren, und über das zu zahlende Lootsengeld einen Accord schließen.

Nach dieser Vorschrift soll derjenige Helgolander, der zuerst ein Schiff ansichtig wird, dem Lootsen-Officier davon die Anzeige macht, die nöthigen Gehülfen zusammen bringt, und alles zur Flottmachung des Lootsenbots veranstaltet, allein das Recht zum Lootsen haben. Dies Recht, Glippen genannt, ward in der Folge auf zehn Personen ausgedehnt.

Statt dieses Glippen werden die Schiffe jetzt nach einer gemachten Börse mit Lootsen versehen, das heißt auf die Art, daß so viele Personen dasselbe vorhergesehen, und alle die herbeigelaufen, das ist zu sagen, Hand an die Bordjölle, — das immer zum Absegeln in Bereitschaft liegende Schiff, — gelegt haben, an dem Lootsengelde Theil nehmen. Zehn durchs Loos bestimmte Männer fahren dann dem Schiffe entgegen. Der mitgehende Lootsen-Officier schließt den Accord, und nach der Größe des Lootsengeldes tritt eine größere oder kleinere Zahl der Lootsen in das Schiff.

Da das Lootsengeld nicht bloß unter diejenigen, die das fremde Schiff gelootset, sondern unter Alle, die Hände an das Lootsenschiff gelegt haben, vertheilt wird, so ist der Antheil für einen jeden oft unbedeutend. Dieser Erwerb ist aber, weil Alle,

auch die das Lootsenwesen nicht verstehen, Antheil nehmen können, um so schätzbarer. Die Lootsen-Fahrzeuge werden nicht allein als solche, sondern überhaupt zur Schifffahrt gebraucht.

Wichtiger, und für die Existenz der Helgolander unentbehrlicher, ist der Fischfang. Dieser Nahrungszweig muß schon frühzeitig auf der Insel geblüht haben. Die Jahrbücher erwähnen des Wohlstandes, den der Häringsfang in der Vorzeit auf selbiger verbreitete. In 1530 waren an drei tausend Personen mit dem Häringsfange beschäftigt. Allein in 1554 hatte dieser so abgenommen, daß er nur noch ein hundert Menschen ernährte. Nach und nach entfernte sich der Häring ganz von den Norddeutschen und Jütischen Küsten. Als er später dort wieder seine Erscheinung machte, waren die Helgolander auf seinen Fang nicht eingerichtet.

Zwar scheint es, als wenn der Häringsfang größtentheils von den Hamburgern und Bremern betrieben worden sey; allein die Helgolander müssen nichts desto weniger bedeutenden Gewinnst von ihm gezogen haben. Der abergläubische Cnoblauch versichert, daß der Himmel, um die Helgolander wegen ihrer großen, durch den Gewinnst des Häringsfangs erzeugten Ueppigkeit und Lasterhaftigkeit zu strafen, die Häringe von ihrer Insel entfernt, und die dadurch sehr unglücklich gewordenen Insulaner überdies noch mit der Pest heimgesucht hatte.

Das die Insel umgebende Meer besitzt einen großen Reichthum von Fischen aller Art. Unter diesen sind Schellfische und Hummer die vorzüglichsten Gegenstände der Fischerei der Helgolander, auf welche sie sich im Allgemeinen beschränken. Die anderen Arten von Fischen werden nur gelegentlich mitgefangen und gewöhnlich zum eigenen Gebrauche verwandt.

Mehrere günstige Umstände vereinigen sich, die Fischerei der Schellfische und Hummer zu einem erträglichen und sicheren Ge-

werbe für diese Insulaner zu machen. Beide sind sehr gesuchte Markt-Waare. Die Vorsehung hat den Helgolandern durch die Sandspinnen, die auf ihrer Sand-Insel gefangen werden, den kräftigsten Köder zur Lockung der Schellfische gegeben. Die Spalten und Ritzen in ihrem Felsen dienen dem Hummer zum Auefnthalte.

Wir finden wenige Beispiele, daß ein Volk das Product seines Fleißes, ohne fremden Beistand, nicht allein zum eigenen Unterhalte verbraucht, sondern den zum Verkaufe bestimmten Ueberschuß selbst verfährt und verkauft. Durch wie viele Hände muß nicht der größte Theil der Erzeugnisse des Ackerbaues gehen, ehe der Landbebauer sie selbst genießen, oder auf den Markt bringen kann! Der ganze Ertrag der Fischerei bleibt dagegen ungetheilt das Eigenthum der Helgolander.

Regeln, die aus der Natur des Gewerbes hervorgehen, haben unter ihnen eine, ihren Kräften und ihrem Vermögen angemessene Vertheilung der Arbeit, und einen mit diesen Verhältnissen in Uebereinstimmung stehenden Gewinnst veranlaßt. Sollte die Fischerei im Großen betrieben werden, — ein Erforderniß, ohne welches sie keine bedeutende Ausbeute gewähren konnte, — so war die Vereinigung der Mittel und Kräfte in geschlossenen Gesellschaften nothwendig.

Die Besitzer der sich zum Fischfange eignenden Schiffe, theilen sich, in Gemäßheit der Beschaffenheit derselben, in Schniggen- und Chaluppen-Compagnien ein. Die Schniggen, als die größeren Schiffe, wagen sich tiefer in die See als die Schaluppen. Eigenthümer einer Schnigge zu seyn, setzt einen größeren Grad von Wohlhabenheit voraus, als der Besitz einer Schaluppe. Die ersteren haben mehrere Aussichten auf Verdienst, müssen aber auch größere Kosten anwenden.

Jedes Mitglied einer Fischer-Compagnie muß für seine

Fisch-Geräthschaften selbst Sorge tragen, unter welchen die Lockspeisen für die Fische mitbegriffen sind. Jährlich zweimal erfolgt die Rechnungs-Abnahme. Eine jede Compagnie vertheilt dann den Gewinnst unter ihre Mitglieder.

Im Frühjahre fahren zuerst die Schniggen, in einer Entfernung von 20 bis 30 Meilen, nordwestlich steuernd, auf den Schellfischfang aus. Später, etwa in der Mitte des März-Monats, pflegen sich die Schellfische bis 8 oder 10 Meilen der Insel zu nähern. Die Fischerei mit Schaluppen nimmt nun ihren Anfang. Man rechnet, daß etwa 50 Schaluppen 200,000 Angel führen, und täglich eine gleiche Anzahl Seespinnen bedürfen. Während der dem Fange am günstigsten Jahrszeit, fängt jede Schaluppe täglich etwa 1000 Schellfische, andern Fischarten, die gelegentlich mitgefangen werden, nicht mit eingerechnet. Das Fischertau, in einer Linie ausgedehnt, beträgt eine Länge von 175,000 Klafter.

Die Schniggen stellen, sobald der Fischfang der Schaluppen anfängt, den ihrigen ein. Die Schniggen-Fischer werden nun die Verfahrer und Verkäufer der Schellfische; sie bringen diese nach Hamburg und Bremen.

Gegen Jacobi entfernt sich der Schellfisch von der Insel. Die Schaluppen-Fischer schließen nun ihre Rechnung, und bleiben müssig, wenn sie nicht als Lootsen Beschäftigung finden. Die Schniggen-Schiffer finden, theils mit Frachtfahren, theils durch ihre Aufsicht über die See- und Fluß-Tonnen, fortdauernd einigen Verdienst. Der Fang der Schellfische ruht bis im October. Dann pflegen sich die Schellfische wieder der Insel zu nähern. Die nun durch die vorgerückte Jahrzeit weit beschwerlichere und mühseliger gewordene Fischerei dauert bis Weihnachten. Der Schellfisch entfernt sich dann, wahrscheinlich um zu legen, aufs neue.

Der viel bequemere Hummerfang beschäftigt vorzüglich die Schniggen-Fischer und alten Leute, die, aus Mangel an Kräften, den Schaluppen-Fischfang nicht mehr treiben können. Der Hummerfang fängt mit Anfange des Aprils an und dauert bis zum 14ten Juli; dann wird er, vom 14ten September an, den Herbst hindurch fortgesetzt. Es geschieht mit Netzen oder Garnen, die 37 Faden lang und 1 Faden breit sind. Durch Rochen, Ochsenleber und Schellfischköpfe lockt man den Hummer aus den Ritzen und Löchern des Felsens. Sechszehn bis zwanzig Netze werden von jedem Fischer zur Zeit etwa 24 Stunden lang ausgesetzt, und im glücklichsten Fall etwa 50 bis 80, oft auch nur 10 bis 20 Stück täglich gefangen. Bis eine hinreichende Ladung gefangen ist, werden die Hummer in durchlöcherte Kasten, ohne andere Nahrungsmittel, als das durchfließende Seewasser, gesetzt, und auch auf diese Art nach Hamburg und London, — ein sich für diese Waare neu eröffneter Marktplatz, — geführt.

Eine vierte, jetzt nicht sehr ergiebige Nahrungsquelle, gewährt die Jagd der Vögel. Es kommen von Zeit zu Zeit, nämlich im Frühjahre mit Süd-, und im Herbste mit Nordost-Winden, eine sehr große Menge von eßbaren Zug-Vögeln, vorzüglich Schnepfen, Krammets-Vögel, Lerchen u. a. m. auf der Insel an. Ermüdet von der langen Seereise, sind diese willkommnen Gäste, wenn sie sich auf dem Felsen niederlassen, so matt, daß man sie mit Prügeln todschlagen, und oft mit Händen greifen kann. Schon vor der Mitte des Februars lassen sich einzelne eßbare Zug-Vögel sehen, die wegen ihrer Munterkeit nicht aus weiter Ferne zu kommen scheinen, und daher nur mit Schießgewehren getödtet werden können. Einige Wochen später vermehren sie sich so sehr, daß sie, wenn man auf den Schnee etwas Kaff oder Stroh ausstreuet, vermittelst Fallbret-

ter, die an einer Linie befestigt sind, fangen kann. In dieser Lage ist der Vogelfang nur die Beschäftigung Einzelner, vorzüglich der Kinder. Wenn die Vögel aber in großer Menge ankommen, nimmt Jedermann an dieser Jagd Antheil. Ereignet sich die Ankunft eines solchen Schwarms dieser Vögel gerade in der Zeit, da die Einwohner in der Kirche sind, so verläßt die Gemeinde, sobald die frohe Botschaft erschallt, das Gotteshaus, und der Prediger steigt von der Kanzel herab, das Jagdvergnügen zu theilen. Allein auch auf dieser Insel ertönet das Klagelied der Jäger auf dem festen Lande: die Jagd nehme immer mehr ab. Die großen Vögel-Schwärme kommen nur selten, und schon seit einer Reihe von Jahren sind sie keine Veranlassung zur Unterbrechung des Gottesdienstes gewesen.

Dürftig nur fließen die Nahrungsquellen für unsere Insulaner. Bewundern wir die sorgfältige und zweckmäßige Art ihrer Benutzung.

## Zwei und dreißigstes Kapitel.

## Die Männer.

Das ganze Leben und Wirken der Helgolander bezieht sich auf Gegenstände des Seelebens; in so fern die Beschäftigungen Einfluß auf den National-Character haben, müssen wir bei ihnen diejenigen guten und schlechten Eigenschaften voraussetzen, die im Gefolge dieses Gewerbes sind.

Geduld und Beharrlichkeit gehören zu den ersten Tugenden eines Fischers.

Der

Der Erfolg der Helgolander Fischerei hängt zuvörderst von dem reichlichen Fange der Sand-Spinnen ab. Diese sind nicht alle Jahre in der erforderlichen Menge zu haben; dann müssen andere Würmer, weniger anlockend für die Fische, den Mangel ersetzen; aber minder lohnend ist nun der Fang. Eine zweite Probe der Geduld steht den Fischern bevor, wenn starke oder widrige Winde zur Zeit des Fischfangs das Auslaufen der Schaluppen verhindern. Diese Zeit verstrichen, muß der Fischer seine Angeln und Netze oft vergeblich auswerfen, und sein beschwerlicher und mühsamer Aufenthalt auf der See wird dann ungemein verlängert. Seine ohnehin kärglichen Nahrungsmittel werden nun noch mehr beschränkt. Das Brod mangelt, er muß sich lediglich mit getrockneten Schellfischen begnügen. Oft muß er sich glücklich schätzen, wenn sein leichter Nachen ihn, ohne einen reichlichen Fang gemacht zu haben, wieder wohlbehalten an das heimathliche Ufer trägt, denn nicht wenige Fischer finden in dem furchtbaren Elemente ihren Tod.

So von Jugend auf in der Schule der Geduld und Entbehrung erzogen, verbinden die Helgolander mit diesen Tugenden die der Ausdauer. Unter vielen Beispielen hier nur eins.

In 1809 ward eine Schnigge durch Sturm vom Anker los und in die weite See getrieben. Schon hielten die Eigenthümer ihr Schiff verloren, als sie in Erfahrung brachten, es sey nicht weit von Cuxhaven auf eine Sandbank getrieben. Die einzige Aussicht der Rettung war, daß es bei einer hohen Springfluth und günstigem Winde wieder flott gemacht werden könnte. Zwei Helgolander begaben sich an Bord des gestrandeten Schiffs: hier harreten sie, ohne Beschäftigung, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, außer, wenn ihre Lebensmittel ergänzt wurden, und nicht ohne Lebensgefahr viele Wochen, bis endlich ein glücklicher Erfolg ihre Beharrlichkeit krönete.

An Kühnheit und Unternehmungsgeist auf dem Meere werden diese Insulaner von keinem Volke übertroffen. Auch die größte Gefahr bringt sie nicht aus der Fassung. Von Kindheit an mit den Gefahren des Meers vertraut, und wissend, wie viel ihr Fahrzeug vermag, werden sie in Fällen, wo sie tollkühn scheinen, von Ueberlegung und Vertrauen zu ihrer Geschicklichkeit geleitet. Groß sind die Gefahren, denen sie sich aussetzen, in Havarie gerathenen Schiffen zu Hülfe zu kommen.

Oft ist diesen rauhen Seeleuten das Lob der Gutmüthigkeit und des Mitleids beigelegt, die Fälle ausgenommen, wenn der Nothleidende mit ihnen in einem solchen Verhältnisse stand, daß er ihre Hülfsleistung als eine Folge ihres Gewerbes in Anspruch nahm. Dieser Einfluß ihrer Handthierung äußert sich dann vorzüglich, wenn Havarie erlittene Schiffe ihres Beistandes benöthigt sind.

Nicht unbekannt mit dem seit Jahrhunderten auf sie geworfenen Verdacht, suchen sie mehrere Entschuldigungs-*Gründe* geltend zu machen: „Die Schiffbrüchigen kennen nicht immer die Größe der Gefahr; besser ist es, wenigstens das Wrack des Schiffes zu retten, als es mit Mann und Maus in den Wellen begraben sehen. Je größer die Havarie, desto bedeutender ist der Vortheil für die Schiffer und Interessenten; am Ende bezahlen die Assecuradeurs, die selbst genug gewinnen, den ganzen Verlust.“

Noch vor einigen Jahrhunderten wurden die Helgolander als sehr zanksüchtig unter sich geschildert, während neuere Beschreibungen sie als sehr friedlich mit einander lebend, darstellen. Diese auffallende Veränderung ist zunächst in der seitdem eingetretenen Verbindung aller Männer in Gesellschaften, die ein gemeinschaftliches Interesse zusammenhält, zu suchen. Aus der Ueberzeugung: der Privat-Vortheil des Einzelnen könne nur

durch eine allgemeine Vereinigung der Kräfte und Mittel gedeihen, die nur in einem so kleinen Staate, und unter so besonderen Verhältnissen des Erwerbs, allgemein herrschend werden kann, muß nothwendig eine wechselseitige Anhänglichkeit und Zuneigung entstehen.

Ein vortreffliches Mittel zur Beilegung der Streitigkeiten, ist das noch aus den Zeiten des Heidenthums gebräuchliche Werfen des Looses, zu welchem sie in zweifelhaften Fällen ihre Zuflucht nehmen. Nur die Art des Loosens ist nicht mehr die nämliche: die Männer nehmen ihr Lootsen-Zeichen, das sie beständig bei sich tragen, werfen diese in einen Hut und greifen eins heraus; Frauen werfen ihre Halstücher, oder Schlüssel, oder Steine in eine Schürze, und nehmen dann ein Stück heraus. Mit der durch Zufall herbeigeführten Entscheidung sind sie immer zufrieden. „Das Loos ist ehrlich," sagt Jedermann *).

Die Ehrlichkeit in den Verhältnissen unter sich, ist diejenige Tugend, auf welche sie am mehrsten stolz sind; sie äußert sich oft bei Veranlassungen, die auf dem Festlande Bewunderung erregen würden, auf der Insel aber als etwas Gewöhnliches nicht einmal bemerkt werden. Wenn ein Helgolander Fahrzeug von Hamburg zurückkommt, mit welchem funfzig und vielleicht noch mehrere Personen Bestellungen gemacht haben, so legt der Schiffer alle mitgebrachten Sachen auf den Strand, ohne sich weiter

*) Eine andere Andeutung aus den ältesten Zeiten hat sich auf Helgoland erhalten. Die alten nordischen Völker zählten bekanntlich bei ihren Ausrechnungen nicht mit der zehnten Zahl, sondern giengen bis zwölf, und fiengen dann erst ihre Zusammensetzung an. Die Helgolander machen noch einen Unterschied zwischen Tausend und Groß-Tausend, unter welcher letzten Zahl zwölf Hundert verstanden werden.

darum zu bekümmern. Jeder, der Aufträge gegeben hat, holt das für ihn Mitgebrachte; nie hört man eine Klage über Entwendungen. Nimmt auch einer aus Irrthum die Sachen eines Anderen, so kommen sie doch bald wieder an ihre rechten Eigenthümer. Die ganze Einrichtung bei ihrem Gewerbe setzt die strengste Ehrlichkeit und Treue voraus. Der vorherrschende Grundsatz bei einer Compagnie ist, daß jedes einzelne Mitglied alles, was es erwirbt, es habe Bezug auf die Fischerei oder nicht, an diejenigen, zu welchen er gehört, abliefert. Ein, wegen Treue nur im Geringsten verdächtiger Mensch, ist unfähig in einer Compagnie aufgenommen zu werden, wird allgemein verachtet, und hat sich selbst die Mittel zu einem guten Fortkommen benommen.

Ihre Geschicklichkeit als Lootsen ist allgemein anerkannt. So lange sie sich in dieser Eigenschaft auf einem Schiffe befinden, sind sie sehr nüchtern, mäßig und wachsam. Mit Strenge halten sie darauf, daß das Schiff, welchen hohen Rang sein Capitain auch bekleide, unbedingt ihrer Leitung übergeben werde. Sie nehmen eine sehr ernste Miene an, und wissen sich bei den rohesten Matrosen in Achtung zu setzen.

Die nähere Verbindung, durch welche sie als Lootsen mit vielen Völkern kommen, hat die Außenseite ihrer Sitten mehr verfeinert, als es bei gewöhnlichen Seeleuten der Fall ist. Sie verstehen die Schiffssprache der Dänen, Schweden, Holländer, Franzosen, Spanier und Engländer hinreichend, um sich verständlich zu machen. Alle Insulaner reden Deutsch; diese Sprache wird gleichsam als die Hofsprache angesehen.

Die schon oft gemachte Bemerkung, daß bei den Bewohnern der Inseln und Küsten-Länder, deren vorzüglichste Beschäftigung Fischerei und Schifffahrt ist, eine viel größere Reinlichkeit, als bei denen die landeinwärts wohnen, herrsche, findet

sich auch bei den Helgolandern bestätigt. Die Gewohnheit, ihre Fahrzeuge oft zu scheuern und zu waschen, ohne welches sie selbige nicht lange erhalten könnten, haben sie auch auf ihre Häuser und Hausgeräthe übertragen.

Je mehr ein Völklein von großen Nationen isolirt lebt, und auf sich selbst beschränkt ist, um so leichter schlägt der Aberglaube Wurzel. Gleich den Bergleuten glauben die Helgolander an eine Menge von guten und bösen Wahrzeichen, in Bezug auf ihr Gewerbe. Wenn die Flamme des Leuchtthurms in einer dunklen stürmischen Nacht dem von wilden Wogen auf und nieder geschaukelten Auge bald oben, bald unten zu seyn scheinet, so wähnen sie Geister auf den Wellen tanzen zu sehen, die ihnen nichts Gutes prophezeihen.

Die Männer sind der größern Zahl nach breitschulterig, stark von Knochen, groß und hochblond. Ihre schlanke Figur macht einen Contrast mit den dicken Bäuchen der Nachbaren, in den von Nachkommen der Friesen bewohnten Marschländern: Folge der verschiedenen Lebensweisen und Nahrungsmittel.

Die Tracht der Männer ist von braunem Tuche, der der Holländischen Matrosen ähnlich. Sie tragen sehr weite Beinkleider, und unter diesen, wenn sie zu Schiffe gehen, noch drei bis vier andere. Ihre sogenannten Futter-Hemder sind von Serge, und darüber wird ein dickes Wamms getragen. Zum Staate muß das Beinkleid und das Wamms von feinem schwarzen Tuche seyn. Ihrer langen schweren Stiefel bedienen sie sich nur auf der See. Auf dem Lande gehen sie immer in Pantoffeln. Ihre Hüte sind hoch und spitz, ähnlich der Mütze des Ulysses; auch tragen sie oftmals Kaputzen von schwarzem Tuche.



## Drei und dreißigstes Kapitel.

## Die Weiber.

So wie einst bei den Germanen die Männer sich nur mit der Jagd oder dem Kriege beschäftigten, und die Sorge für das ganze Hauswesen lediglich den Weibern überlassen war, so müssen die Helgolanderinnen nicht nur dieses besorgen, sondern auch den Männern bei ihrem Fischfange hülfreiche Hand leisten.

Alle Geschäfte, die auf dem Lande vorkommen, die Zubereitung des Essens, die Wäsche, Ausbesserung der Kleidungsstücke, Reinigung der Häuser, Erziehung der Kinder, Bestellung der Aecker und Gärten: alles dieses verrichtet das weibliche Geschlecht. Schlimmer noch war die Lage desselben, als noch *mehrerer* Ackerbau getrieben ward; sie mußten damals selbst den Pflug und die Egge ziehen, auch das Korn auf Handmühlen mahlen. Gegenwärtig, da der Ackerbau auf wenige Felder beschränkt ist, vertritt der Spaten die Stelle des Pflugs. Wenn nun ihre Lage auf der einen Seite durch Verminderung der schweren Ackerarbeit eine Erleichterung erfahren hat, so haben sie jetzt, da beinahe alle Lebensmittel, Fische ausgenommen, für baares Geld angeschafft werden müssen, oft viele Mühe, den Tisch mit den erforderlichen Speisen zu besetzen. Nicht selten kostet es harte Kämpfe, von dem Manne das zum Haushalte erforderliche Geld zu erhalten, das er lieber im Wirthshause verzehren möchte. Sie theilen hierin das Schicksal der Bergleute.

Am mühsamsten sind ihre Geschäfte bei der Fischerei. So=

bald die Männer die Fische ans Land bringen, stehen die Weiber mit ihren Kindern schon am Ufer in Bereitschaft, sie rein zu machen, in Stücke zu schneiden, die Leber heraus zu nehmen, Thran daraus zu kochen und das Einsalzen der Fische zu verrichten. Die schweren Fischgeräthschaften müssen sie die Treppe hinauf tragen.

Die Verschiedenheit ihrer Geschäfte haben ihrem Character eine sehr entfernte Richtung von dem der Weiber in den Provinzen auf dem Festlande, die einst mit ihnen einen Staat ausmachten, und sich lediglich mit dem Ackerbaue beschäftigen, gegeben: sie sind von sehr lebhaftem Temperamente, ungemein gefällig, plauderhaft und neugierig. Von Hand-Arbeiten, Nähen und Spinnen verstehen sie wenig und haben selten Lust dazu. Ihre Geschäfte größtentheils außer dem Hause, und in großer Gesellschaft verrichtend, wobei sie schäckern und plaudern können, sind ihnen alle Arbeiten im Hause zuwider, beinahe wie den Stadt-Damen.

Alles, was auf dem Festlande anders ist, als auf ihrer Insel, reizt ihre Neugierde. Stundenlang können sie sich unterhalten, wie ein Pferd oder eine Kutsche beschaffen sey. Der dreieckigte Tressen-Hut eines Französischen Kaper-Capitains, der sich im Americanischen Kriege mit seinem Kaper nach ihrer Insel geflüchtet hatte, war noch nach dreißig Jahren eine Lieblings-Unterhaltung. Als die Engländer eine Kuh hinbrachten, konnten sich die Helgolanderinnen nicht satt an selbiger sehen, sie, die nie ein solches großes Thier gesehen hatten.

Diese Unbekanntschaft mit den auf dem festen Lande gewöhnlichen Gegenständen, verbunden mit einer Wißbegierde, lebhaft, wie man sie bei kleinen Mädchen anzutreffen pflegt, gibt ihnen einen Anstrich von Naivität und Witz, gleich überraschend als anziehend. Die Coquetterie, die ihnen Natur lehrte, wird

durch eine geschmackvolle National-Kleidung, die der Erfindungsgabe der ersten Pariser Putzhändlerin Ehre machen würde, sehr erhöht; sie ersetzt, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ihre alte sehr häßliche Friesische Tracht.

Das unterscheidendste Kleidungsstück einer Helgolanderin ist ihre sogenannte Pie von rother Boi, welche ohne Aermel ist, dicht an den Leib schließt, und zugleich den Rock und das Futter-Hemd macht. Ueber derselben tragen sie ein Futter-Hemd, gewöhnlich von Cattun, und bei festlichen Gelegenheiten mit seidenen Aermeln. Sie tragen auch wohl zwei oder drei Röcke darüber, welche, wie die Pie, mit gelbgrünem Bande eingefaßt sind. Auf dem Kopfe haben sie eine Haube von Leinen und eine Mütze von Cattun. Im Winter hängen sie einen rothen Rock über den Kopf, wenn sie aus dem Hause gehen wollen; im Sommer tragen sie eine Art von Hut, den sie auf folgende Art verfertigen: sie nähen ein etwa eine Elle breites Stück Papp in eine blauen Schürze, diese bildet dann, wenn sie um den Kopf geschlagen wird, einen blauen Hut, und bedeckt zugleich den Nacken. Des Sonntags tragen sie Futter-Hemder von braunseidne Zeugen oder von Sammet, viele rothe Röcke, von denen immer einer kürzer ist als der andere, und oben darüber einen braunen oder schwarzen Kropfläppchen von Stoff, Serge oder Seidenzeug, von welchen eins hinten auf dem Rücken, das andere vorn auf der Brust niederhängt und die beide oben auf der Schulter zusammengehakt, und unten mit einem breiten seidnen Bande um den Leib festgebunden werden. Statt des Kropfläppchen dient bei den Wohlhabenden ein sogenannter silberner Busen.

Das Unterscheidungs-Zeichen zwischen Verheiratheten und Unverheiratheten ist der Kopfputz. Jene tragen seidne Mützen und eine Haube darüber, die mit schönen Spitzen besetzt, und

wenn sie Gevatter stehen, zum Abendmahl gehen, oder Braut sind, tragen sie eine Krone, von bunten schmalen seidnen Bändern gemacht.

Man sieht, daß die Alt-Friesische Tracht gänzlich ausgerottet ist. Woher die Helgolander Schönen aber ihren neuen festlichen Anzug geholt haben? Der Gebrauch, mehrere Röcke, wovon immer einer kürzer als der andere ist, übereinander zu tragen, herrscht in allen Marsch-Ländern. Die rothe Farbe desselben und die Einfassung mit gelbgrünem Bande, ist wohl zu Ehren der Dänischen National-Farben, roth und gelb, gewählt. Die Pie und der blaue Hut gehöret ihnen eigenthümlich an. Dem Klima wäre es angemessener, die Pie mit Aermeln von dem nämlichen Zeuge zu versehen, aber wo wären dann die seidnen Aermel bei festlichen Gelegenheiten anzubringen? Der silberne Busen gleicht so ziemlich dem Reste eines Harnisches. Ueberhaupt ist der festliche Anzug der Helgolanderinnen kostbarer, als den Weibern und Töchtern von Fischern ziemt. Der Verdacht entsteht, daß Ehemänner und Liebhaber einen Theil ihres Gewinnstes bei dem Verkaufe der Fische im Mode-Laden in Hamburg anlegten. Hatte eine Frau erst eine seidne Mütze mit Spitzen, so mußten sie bald alle haben. Auch der Felsen von Helgoland liefert Stoff zu Declamationen gegen den Luxus.



## Vier und dreißigstes Kapitel.

## Eheliche Verbindungen.

Die Helgolanderinnen, noch vor einhundert Jahren des Korteln beschuldigt, waren im verheiratheten Stande immer als

Muster ehelicher Treue berühmt. Ehebruch ist unter diesen Insulanern ein nicht gekanntes Verbrechen, und von der Geburt außer der Ehe erzeugter Kinder finden sich nur wenige Beispiele. Allein eine Jungfrau nimmt keinen Anstand, einer unverheiratheten Mannsperson unter dem Versprechen der Ehe freien Zutritt zu verstatten.

Die ehelichen Verbindungen werden frühzeitig, und von Seiten des Mannes aus Neigung und freier Wahl geschlossen. Die Ausstattung der Braut, in einer eichenen Kiste und einem vollständigen Bette bestehend, kann auf die Wahl keinen Einfluß haben, denn jedes Mädchen besitzt in der Regel nicht mehr oder weniger. Der Jüngling sucht sich daher schon frühzeitig ein Mädchen aus, das ihm am besten gefällt, und, — wie der gebräuchliche Ausdruck besagt, — bestellt sie für sich. Wenn beide einig sind, werden die Eltern gefragt, die ihre Einwilligung nicht leicht versagen. Nahet sich die Zeit, da der junge Mann Lootse werden kann, so erlauben die Eltern, daß er *seine* Braut am Mittewochen und Sonnabend Abend in ihrer Wohnung besuchen darf. Nun fängt die eigentliche Freier-Zeit an.

Während dieser Zeit besucht der Bräutigam seine Braut an den bestimmten Abenden, bei gutem Wetter spatzieren sie zusammen auf den Felsen, und lagern sich im Grase. Obgleich die Freier-Zeit oft drei bis vier Jahre dauert, sind Beispiele, daß zwei Verlobte sich einander überdrüssig werden, doch sehr selten. Gemeiniglich endigt sich diese Zeit mit der Schwangerschaft der Braut. Sobald die Eltern dieses merken, werden Anstalten zur Hochzeit gemacht. Aus einem Zartgefühle, das hochverfeinerte Völker beschämt, darf, bis die Trauung vollzogen ist, der Bräutigam nicht mehr zur See fahren; denn seine schwangere Braut würde unauslöschliche Schande treffen, sollte er vor der Hochzeit umkommen. Ein geschwängertes Mädchen nicht zu ehelichen,

stempelt den Verführer auf dieser Insel zu einem großen Verbrecher.

Dieser, durch die Religion nicht gebilligte zu freie Umgang vor der Ehe, verdankt vorzüglich seine Fortdauer der unverhältnißmäßigen Zahl beider Geschlechter. Die vielen jungen Männer, die auf der See umkommen, vermindern die Zahl der Freier; dadurch sind viele Helgolanderinnen der Gefahr ausgesetzt, unverheirathet zu bleiben.

Ein Mädchen, das in ihrem achtzehnten Jahre noch keinen Freier hat, heißt ein Ueberläufer, und wird wahrscheinlich keinen bekommen, es möchte sich noch ein Wittwer melden. Wenn das Loos einer alten Jungfer überall nicht beneidenswerth erscheint, so ist es dieses noch weniger auf dieser Insel, wo die Gelegenheit, sich als Dienstbote zu vermiethen, oder durch Handarbeiten Verdienst zu erwerben, selten ist. Klugheit gebietet dem Mädchen große Vorsicht; gefährlich ist es, mehreren Liebhabern zugleich Gehör zu geben. Die Furcht, den, der sich zuerst meldet, zu verlieren, macht sie nachgiebig: sie kennt ihren Vortheil eben so gut, als die Mädchen in der Stadt.

Verurtheilen wir diese Insulanerinnen nicht zu schnell. Wenn sie die Tugend der Keuschheit vor der Ehe nicht immer bewahren, so geschieht dies doch nur dem künftigen Ehemanne zu gefallen. Ein Frauenzimmer aus den höhern Ständen in Italien bleibt im Kloster, bis sie ein Gemahl herausführt. Kaum einige Wochen verheirathet, überläßt sie sich ungestört ihren Neigungen. — Wodurch wird das häusliche Glück mehr gestört? Leiden die bürgerlichen Verhältnisse mehr durch die in Italien oder auf Helgoland herrschenden Sitten?

Auf dieser Insel werden die Ehen friedlich und mit gegenseitiger Treue geführt. Der Jüngling und das Mädchen überlassen sich den Gefühlen der ersten Liebe. Eheleute geworden,

ersticken Nahrungssorgen und harte Arbeiten den Hang zur Galanterie, den der strengste aller Richter, die Sitten, verdammt. Das Locale in und außer dem Hause ist überdies verbotenen Liebes-Händeln nicht günstig.

Mit dem Tode des Mannes verliert die Frau ihren und ihrer Kinder Versorger. Zu einer zweiten Ehe zu schreiten ist keine Hoffnung. Diese Verhältnisse machen sie vorsichtig in ihrem Betragen, flößen ihr eine große Aufmerksamkeit und Sorgfalt für ihren Mann ein. Oeftere Abwesenheiten, veranlaßt durch den gefahrvollen Beruf des Mannes, unterbrechen die Langeweile, die Stöhrerin des ehelichen Glücks. Groß ist die Freude der Frau, ihren Mann, nach überstandenen Stürmen, glücklich wieder ans Ufer landen zu sehen; zum Zanken bleibt keine Zeit, sein Beruf führt ihn bald wieder fort.

Mehrere auf dieser Insel zum Vortheile des weiblichen Geschlechts herrschende Gebräuche und Einrichtungen, tragen den Stempel der Gerechtigkeit und Milde an sich.

Kein Ausländer erhält das Bürgerrecht, ohne nicht mit einer Helgolanderin verheirathet zu seyn.

Kein Gesetz, aber der uralte Gebrauch, untersagt einem Helgolander, eine Ausländerin zu heirathen. Nur in neueren Zeiten fanden einige Ausnahmen statt.

Beide höchst wichtige Einrichtungen, wo die Zahl der Weiber die der Männer so sehr übersteigt.

Eine andere Verfügung, daß nur Wittwen zur Erleichterung des Unterhalts ihrer Familien, Kramladen und Bierschenken halten dürfen, gereicht der Helgolander Gesetzgebung nicht weniger zur Ehre.



## Fünf und dreißigstes Kapitel.

## Erziehung der Kinder.

Lycurgs Gesetze hatten einst den Zweck, aus den Spartanern ein Volk von Kriegern zu bilden. Die Kunst versetzte die Spartaner in einen widernatürlichen Zustand. Ohne einen Gesetzgeber bildet das Gesetz der Nothwendigkeit, das keine Mißgriffe thut, die Jugend von Helgoland schon frühzeitig zu kühnen Seefahrern und Fischern.

Sobald die Kinder gehen können, werden sie zur Arbeit angehalten, und zum Range thätiger Mitglieder in der Republik erhoben. Sie müssen aus den zusammengesammelten Fisch-Lebern den Thran kochen, die Netze reinigen, die abgebrochenen Angeln verbessern, die Sand-Spinnen aufsuchen, und, nach Maaßgabe ihrer Kräfte, zu den Vorbereitungen zum Fischfange behülflich seyn. Frühzeitig bringt der Vater seinen Sohn nach dem Feuerthurme, lehrt ihn die Schiffe in weiter Ferne auszuspähen und ihre Beschaffenheit und Vaterland anzugeben. Der erste Entdecker eines Schiffs, das einen Lootsen verlangt, gewesen zu seyn, gibt dem Knaben schon einen kleinen Antheil am Lootsen-Gelde. Eine Veranlassung, die Körper-Kräfte zu üben, und sich frühzeitig mit Gefahren bekannt zu machen, verschafft die Jagd der sogenannten Schütten, eine Vogelart, die alle Jahr regelmäßig diese Insel besucht. Diese zu fangen, und vorzüglich die Eier aufzufinden, klettern Knaben und junge Leute mit unbegreiflicher Kühnheit und großer Lebensgefahr an den steilen Felsen-Wänden herum.

Ist eine Wittwe so glücklich, einen Sohn von 12 oder 14 Jahren zu haben, so kann er schon zu ihrem und dem Unterhalte der übrigen Kinder wesentlich beitragen; obgleich seine persönliche Theilnahme noch nicht von Bedeutung ist, so wird ihm doch schon ein Antheil an dem Gewinnste der Fischerei zugestanden.

Die Wichtigkeit, welche die Erhaltung eines Sohnes für den Unterhalt der Familie hat, verleitet die Mutter ihre Söhne äußerst zu verziehen; sie sehen ihnen alles nach, überladen ihre Magen mit Näschereien, zu deren Anschaffung sie sich oft die eigenen Nahrungsmittel entziehen. Eine seltsame Gewohnheit ist, dem Knaben eine Menge von Kleidungsstücken anzuziehen, die er Tag und Nacht anbehält, und nur einmal in der Woche, am Sonnabend Abend, ablegt. Die Helgolander behaupten, es sey nothwendig, die Knaben zu gewöhnen, viele Kleidungen Tag und Nacht zu tragen, weil ihnen dieses sonst als Schiffer unerträglich fallen würde.

Der Vater nimmt seinen Sohn noch sehr jung mit sich auf Seefahrten, anfangs ihn an das Schiffsleben zu gewöhnen, nach einiger Zeit aber kleine Dienste am Bord zu verrichten. So bildet sich der Knabe in der Schule der Erfahrung zum künftigen Seemanne vor.

Ein Wettrudern zwischen zwei Schaluppen, jede mit sechszehn jungen Leuten besetzt, die rund um die Insel ruderten, das vormals jährlich gehalten ward, galt für ein wichtiges National-Fest.

Das große Ziel der Bildung des Jünglings ist, ihm die zum Lootsen erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnisse zu verschaffen. Sein Lootsen-Examen entscheidet über sein künftiges

Schicksal. Aengstlich harret die Mutter, ängstlicher noch die Geliebte auf den Ausgang.



## Sechs und dreißigstes Kapitel.

### Einnahme und Ausgabe.

Die Berechnung der Einnahme, welche ein Volk von seiner Kraft-Anstrengung gewinnt, hat, wenn dieses sehr zahlreich ist, und viele Nahrungsquellen benutzt, große Schwierigkeiten. Leichter und sicherer läßt sie sich von unsern Insulanern aufstellen. Nicht nur, daß ihre Erwerbszweige auf wenige beschränkt sind; sie treiben auch diese in Compagnien, deren Ueberschüsse durch jährliche Rechnungen vorliegen.

Nach einer Angabe in dem Handbuche der Schleswig-Holsteinschen Landeskunde, 1791, rechnet man, daß die Helgolander jährlich 40 bis 50,000 Hummer und über 2 Millionen Schellfische fangen. Der Mittelpreis der Hummer kann das Hundert zu 30 Mark, und der der Schellfische zu 6 Mark angenommen werden. Die Insulaner gewinnen daher dem Meere jährlich 135,000 Mark ab. Diese Summe ist aber nicht reiner Gewinn. In den zur Fischerei nöthigen Fahrzeugen und Geräthschaften steckt ein Capital von 219,290 Mark, dessen Zinsen 10,857 Mark, und die jährlichen Kosten 91,057 Mark betragen. Demnach bleibt nur ein reiner Ueberschuß von 45,000 Mark.

Der jährliche Betrag, der durch das Lootsen, durch außerordentliche Hülfsleistungen bei den nach der Insel durch Stürme getriebenen Schiffen, und durch Strandgüter gewonnen wird, ist zu 60,000 Mark veranschlagt.

Der Antheil, den alle auf Helgoland wohnenden Familien von diesem baaren Erwerb erhalten, ist nun zwar nicht ganz gleich. Der Schniggen-Besitzer gewinnt mehr als der Kahnfahrer; die Vertheilung des Lootsengeldes ist Zufällen unterworfen, und mancher Familie fehlt der Hausvater. Um aber ein der Wahrheit nahe kommendes Resultat aufzufinden, nehmen wir an, daß die von den Helgolandern jährlich als Ueberschuß der baaren Einnahme gewonnene Summe von 105,000 Mark unter den 430 Familien, die sich im Durchschnitt genommen auf der Insel aufhalten mögen, vertheilt werde, und dann würde eine jede ohngefähr 244 Mark zu ihrem Antheile erhalten.

Diese Summe scheint auf den ersten Anblick zu dem Unterhalte einer Familie mehr als hinreichend zu seyn. Die Tagelöhner und Häuslinge auf dem festen Lande, und selbst viele Besitzer von Höfen, können sich keiner solchen baaren Einnahme erfreuen.

Die Helgolander befinden sich aber in dem Verhältnisse der Städter zu den Landbewohnern. Wenn der Tagelöhner oder Handwerker in der Stadt für seine Arbeit einen viel größern Lohn erhält als der Landmann: so kann ersterer doch, weil er alle Bedürfnisse des Lebens mit baarem Gelde bezahlen muß, verhältnißmäßig nicht so gut leben als der letztere. Bei den Helgolandern kommt noch der theure Marktplatz Hamburg, von woher sie ihre Bedürfnisse beziehen, und die Kosten des Transports hinzu.

Das Geschäft des Mannes, wodurch der baare Geldgewinnst entsteht, nimmt die Kräfte seiner Frau und Kinder mit in Anspruch. Diese letztern haben außerdem keine Gelegenheit zu irgend einem bedeutenden Nebenverdienste. Auf dem Lande hingegen verdienen die Frauen und die etwas herangewachsenen Kinder schon einen Theil ihrer Unterhalts.

Als

Als eine bedeutende Einnahme, außer dem gewonnenen
de, kann der Helgolander nur die Fische, die er selbst ver-
t, ansehen. Der Ertrag der wenigen Schafe, oder des Ge-
sebaues, ist zu unbedeutend, um in den Anschlag mit aufge-
nmen zu werden.

Vergleichen wir aber die Lage der Helgolander mit der der
sulaner, die allein vom Fischfange leben, als z. B. der auf
lyt oder Juist, so glauben wir das Verhältniß von England
Helgoland zu erblicken.

Der Helgolander hat vor jenen große Vortheile: den Hum-
erfang hat er ausschließlich; seine Fischerei wird in Com-
gnien und im Großen getrieben; er ist im Besitze des dazu
forderlichen Capitals; sein Lootsengewerbe vermehrt bedeutend
ie baare Einnahme. Wirklich bleibt ihm nach Abzug dessen,
as der Unterhalt erfordert, noch ein Ueberschuß für den Luxus
brig. Beweis hievon seine gute Kleidung, und verhältniß-
äßige gute Nahrung, sein häufiges Besuchen der Wirthshäuser.

Diese Auseinandersetzung des Haushalts der Helgolander
ßt uns einige Blicke in das Wesen der Fischerei thun.

Den Bewohnern der Helgoland gegenüber liegenden See-
d Ströme-Ufer ist oft der Vorwurf gemacht, daß sie ihre zur
ischerei günstige Lage vernachlässigen, und die Fische, die an
en Küsten gefangen werden, aus Trägheit Fremden theuer
laufen.

Sehen wir nach der vorliegenden Berechnung aber, wie
ig einträglich der Fischfang, den sie treiben könnten, und
bedeutend das dazu erforderliche Capital ist: so läßt sich
ermessen, daß, so lange der sichere und bequemere Ackerbau
Unterhalt verschafft, dieser immer vorzugsweise getrieben
en wird. Nur wenn die wachsende Bevölkerung und der
fortdauernde niedrige Getreide-Preise zu besorgende Ver-

fall des Ackerbaues, einen Theil jener Küsten-Bewohner zwingen wird, auf Treibung von andern Nahrungszweigen bedacht zu seyn, läßt sich erwarten, daß sie sich nothgedrungen auch auf diesen bis jetzt ganz vernachlässigten legen werden.

Aber die Fischerei bedarf auch der Marktplätze. Dadurch, daß Seefische die tägliche Nahrung der Engländer geworden sind, und diese Mittel besitzen, sich diesen kostbaren Genuß zu verschaffen, ist die Fischerei eine bedeutende Erwerbsquelle für das Englische Volk geworden. Anders ist es im nördlichen Deutschland. Hamburg, Bremen, und einige kleine Städte ausgenommen, finden Seefische wegen ihrer Kostbarkeit keinen Absatz.

Allein eine vorzügliche Ursache, welche die Norddeutschen von Treibung der Fischerei abhält, sind die Gefahren und großen Mühseligkeiten dieses Gewerbes, die mit dem Ertrage nicht im Verhältnisse stehen: Folge des rauhen Klimas.

Neapel enthält z. B. eine große Zahl von Fischern, denen ihr Gewerbe Brod gibt, und die nach vollbrachter Arbeit des Lebens froh werden. König Ferdinand VII. fand das Fischer-Handwerk so reizend, daß es, nächst der Jagd, seine Lieblingsbeschäftigung ausmachte. Der Südländer, beglückt durch die Wärme der Sonne, leidet weder auf dem Wasser, noch auf dem Lande durch die Kälte. Er wählt sich ruhige Zeiten zu seinem Fischfange. Nahrungs-Sorgen kennt er nicht. Leicht baut er sich eine Hütte, oder nimmt auch den Himmel zum Zelte; mit wenigen Kosten verschafft er sich die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, und die außer den Fischen ihm zur Nahrung nöthigen Früchte. Er kann sich dem Müssiggange überlassen, wenn er es will, ohne vor Kälte umzukommen oder Hungers zu sterben. Anders ist es im Norden. Im immerwährenden Kampfe mit der Natur begriffen, bleibt hier dem Fischer nicht die Wahl

übrig, ob er entbehren will. Die Natur zwingt ihn, beständig zur Befriedigung der nöthigsten und nächsten Bedürfnisse thätig zu seyn. Toben gleich die Winde, erstarrt selbst die salzige See vor Kälte; er muß hinaus, Gesundheit und Leben einem spärlichen Brod-Erwerbe Preis gebend.



## Sieben und dreißigstes Kapitel.

### Lebens-Genuß.

Adam Smith stellte zuerst in seinem Werke, über die Reichthümer der Nationen, den Grundsatz auf: jedes Individuum ist reich oder arm, nach dem Grade, als seine Einnahme ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse, gewohnten Bequemlichkeiten und Vergnügungen verstattet. Nach dieser Theorie, auf Nationen angewandt, wäre, strenge genommen, kein Volk reich zu nennen; denn Bedürfnisse und Vergnügungen steigen mit vermehrter Einnahme, und Armuth würde nur dann eintreten, wenn diese nicht mehr zur Bestreitung derjenigen, die schon zur Gewohnheit geworden sind, hinreicht.

Warum arbeitet und plagt sich der Mensch? Er will Nahrung, Obdach und Kleidung haben, will sich verheirathen, seine Familie ernähren, und vorzüglich der Ruhe genießen. Dieser Zweck ist allen Menschen gemein; nur von diesem kann bei einer Vergleichung des Verhältnisses ganzer Völkerschaften gegen einander die Rede seyn. Die Befriedigung des höheren Genusses, gemeiniglich Luxus genannt, kommt nur bei Individuen, oder höchstens einzelnen Klassen im Volke, in Frage.

Halten wir uns an die Leichtigkeit und Sicherheit, die un-umgänglichen Bedürfnisse des Lebens sich durch seine Thätigkeit zu verschaffen, so sinkt bei einer Vergleichung der Verhältnisse der Helgolander, mit denen des größten Theils der mit der Hand arbeitenden Klassen auf dem Europäischen Festlande, die Wagschale auf Seite der Insulaner.

Es findet sich auf der Insel keine verheirathete Mannsperson, die nicht ein Eigenthum habe: einen Kahn, oder einen Antheil an einer Schaluppe, sein Fischgeräth, oft ein Haus, vielleicht auch ein Garten, oder Mit-Antheil an der Gemeinheit. Das, was er besitzt, ist nicht mit Lehns- oder Herren-Gefälle beschwert; er hat keine Schulden, arbeitet nicht für andere, ist sein eigener Herr. Das Meer bietet ihm seine Reichthümer unentgeltlich dar; auf seine persönliche Thätigkeit und Geschicklichkeit kommt es an, wie viel er sich von diesen zueignen will.

Der Ertrag seiner Fischerei gibt ihm selbst Nahrung und baaren Verdienst. Dieser letztere ist nicht alle Jahre gleich, aber die Fischerei ist eine Nahrungsquelle, die ihn immer gegen Hungersnoth sichert. Von Jugend auf an den Genuß der Fische gewohnt, sind diese frisch, getrocknet oder gesalzen, mit Senf und Kartoffeln seine tägliche Speise, der er ni[illegible] überdrüssig wird. Statt des Einschlachtens haben die Helgolander für den Winter einen großen Vorrath von getrockneten und gesal[illegible]nen Fischen. Getrocknete Fische mit Brod sind ihre [illegible] Nahrung, wenn sie mit dem Schellfischfange beschäftigt [illegible] denn ihr Fahrzeug ist nicht zum Kochen eingerichtet. N[illegible] seltenen Fällen genießen sie Mehlspeisen. Der ihnen unge[illegible]liche Genuß von frischem Fleische ist ihnen zuwider. [illegible] Mäßigkeit der Mahlzeit wird durch Bier, Branntewein [illegible] Rum ersetzt.

Aber nicht immer leben sie so mäßig. Am Sonntage

bei feierlichen Gelegenheiten genießen sie ein ihnen eigenthümliches Gericht, das ihnen eben so werth ist, als dem Engländer seine künstlichen wilden Schweineköpfe von Oxford, oder dem Deutschen eine Gothaer Leber-Pastete. Diese Lieblingsspeise, von ihnen Ahnbolk genannt, ist ein Kuchen von Weitzenmehl, Butter, Eier, Milch, Rosinen, Pflaumen und Gewürze, in welchem zuweilen eine Meeve, oder anderer eßbarer Vogel gebacken wird. Ihre verfeinerte Kochkunst ist indessen nicht allein auf den Ahnbolk beschränkt; ein mit Grütze gefülleter Cabliau-Magen, oder ein mit Mehl angefülleter Schellfisch-Kopf, über beide Gerichte vielen Sirup gegossen, werden für Leckerbissen gehalten.

Ihre Häuser sind klein, aber sämmtlich mit Schorsteinen versehen, reinlich und bequem eingerichtet. Ein solches Haus enthält der Regel nach ein Wohnzimmer, eine Küche und Vorraths-Kammer. Die Betten sind in einem Alcoven an der Stube, und zwar zwei über einander befindlich. In dem obern Bette, zu welchem der Eingang von der Stube ist, und das mit vielen zum Theil überflüssigen Feder-Betten ausgeschmückt wird, schlafen die Eltern und die jüngern Kinder; die älteren nebst der Magd, wo solche vorhanden, in dem untern, wozu der Eingang aus der Küche geht. Erwachsene Kinder schlafen auf dem Stuben-Boden. Der beschränkte Raum eines Schiffs kann nicht haushälterischer benutzt werden, als in einem solchen Hause. Zur Ersparung der Stühle, oder Bänke, sind lange hölzerne Kasten, welche die wenigen Habseligkeiten der Familie enthalten, längs den Wänden der Stube gesetzt, die als solche dienen.

Die Kleidung beider Geschlechter ist bequem, warm, und bei festlichen Gelegenheiten beinahe kostbar zu nennen.

Drei der unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Nahrung, Wohnung und Kleidung, sehen wir auf eine angemessene

Art befriedigt. Der Helgolander kann sich nach eigener Wahl verheirathen; sein Gewerbe verstattet eine Familie ernähren zu können.

Wenn gleich, während der Zeit des Fischfangs, seine Geschäfte viel mühsamer, mit viel größeren Anstrengungen und Gefahren verbunden sind, als die der arbeitenden Klassen auf dem festen Lande, so genießt er dagegen auch in den Zwischenzeiten viele Tage der Ruhe und Entfernung von aller Arbeit, deren sich jene nicht erfreuen können.

Für Menschen, die unter so großen körperlichen Anstrengungen ihr Brod erwerben, und sich oft der Gefahr des Todes aussetzen müssen, hat, nächst der Sehnsucht nach Ruhe, der sinnliche Genuß, so bald sie sich dessen ungehindert überlassen können, großen Reiz: sie glauben berechtigt zu seyn, für so große Aufopferungen und Entbehrungen sich schadlos zu halten.

So bald der Helgolander seinen Kahn auf den Strand gezogen hat, treibt er keine weitere Arbeiten. Für schimpflich hält er es, zu graben oder häusliche Geschäfte zu verrichten. In der Art aber, wie die Bewohner des Südens und des Nordens sich der Ruhe überlassen, herrscht abermals eine große Verschiedenheit. Der Portugiese kennt kein größeres Glück, als im Mantel eingehüllt, ausgestreckt auf dem Sande, gedankenlos in das Meer zu blicken, und die Kühlung der Seeluft zu genießen. Das einzige Geschäft des Helgolanders am Tage ist, zu beobachten, ob Schiffe zu sehen sind, oder auf die Veränderung des Windes zu achten. Man sieht täglich, bei guter und schlechter Witterung, die Männer mit Ferngläsern in der Hand auf der Anhöhe des Feuerthurms stehen, und unabweichliche Blicke in die See richten. Mit bewunderungswürdiger Fähigkeit wissen sie in unglaublicher Ferne ein Schiff auszuspähen. Wenn ein weniger geübtes Auge sich kaum von der Wirklichkeit einer

chen Erscheinung vergewissern kann, wissen sie bereits, welcher Nation das Schiff angehört, oft schon den Namen desselben und den seines Capitains. Im Genusse der Ruhe vergessen sie niemals ihren eigentlichen Beruf; man möchte sagen: sie genössen der müssigen Stunden am Tage nicht.

Die Dunkelheit der Nacht unterbricht ihre Beobachtungen des Meers, und nun versammeln sie sich in den Wirthshäusern. Hier wird der größte Theil der Nacht, in dicke Tabacks-Wolken eingehüllt, mit Trinken und Kartenspielen hingebracht. Auffallend, daß das Vingt un von Ludwigs XIV. Hofe zu diesem Felsen Zutritt gefunden hat. Schon lange war dies Spiel die Lieblings-Unterhaltung dieser Insulaner.

Ein vielleicht eben so großer Hang zu Vergnügungen herrscht unter ihnen, als bei den Parisern; keine Gelegenheit zu Schmausereien und zum Tanze wird unbenützt gelassen. Unter diesen nehmen Hochzeiten und Gevatterschaften den ersten Platz ein. Die Abnahme der Rechnungen der geschlossenen Compagnien, die der Rathsmänner und Kirchen-Geschworenen, die Wahlen der Obrigkeiten: jede Veranlassung zu Lustbarkeiten, woran alle Einwohner Theil nehmen, wird sorgfältig aufgesucht.

Das vorzüglichste Vergnügen für die Jugend ist der Tanz: Getanzt wird, ausgenommen in der Fastenzeit, jeden Sonntag Abend; so lange die Witterung gut ist, unter freiem Himmel, außerdem in einer Bude. Der eigentliche National-Tanz geht immer in einem engen Kreise herum, denn beschränkt ist der Raum; er hat aber doch etwas Originelles und Gefallendes. Diese Neigung zum Tanz haben die Helgolander mit allen Insulanern, die sich auf den Fischfang legen, gemein, und kann als eine Folge der nach großer körperlichen Thätigkeit eingetretenen Ruhe erklärt werden. Der Ackerbautreibende hat den ganzen Tag, sey es im Felde oder im Hause, Beschäftigung;

am Abend sehnt er sich nach Ruhe und Schlaf. Der Fischer hat oft Tage und Wochen des Müssiggangs. Sein Körper, an starke Bewegung gewöhnt, sucht durch Tanzen der Gewohnheit nachzukommen. Das Mädchen, froh, ihren Geliebten der Gefahr der See entrissen zu sehen, drückt ihre Freude beim Tanzen aus. Dunkele Gefühle der Art scheinen bei dem National-Tanze der Helgolander zum Grunde zu liegen, der aber immer mehr von modernen Tänzen verdrängt wird.



## Acht und dreissigstes Kapitel.

## Einfluß der gegen die Französische Revolution geführten Kriege.

Das große politische Ereigniß, die Staats-Umwälzung Frankreichs, hat seinen Einfluß auch auf Helgoland erstreckt.

Nach der Eroberung Hollands in 1794 ließen die Engländer wöchentlich zweimal Packetböte von Harwich nach Cuxhaven abgehen, die während der Winters-Zeit, den Eisgang in der Elbe fürchtend, bei Helgoland anlegten. Die Insulaner brachten die Reisenden und die Waaren von ihrer Insel nach dem festen Lande, und von dort zurück.

Dies Verhältniß eröffnete ihnen neue, bis dahin unbekannte Nahrungs-Zweige. Ungewohnt, Reisende an ihrer Küste landen zu sehen, und in der Voraussetzung, dies glückliche Ereigniß werde von keiner langen Dauer seyn, glaubten sie es möglichst zu ihrem Vortheile benutzen zu müssen. Die Reisenden, welche die damalige lebhafte Gemeinschaft zwischen England und

Deutschland in großer Zahl nach der Insel führte, hatten nur zu viele Veranlassungen, das Einverständniß und die Schlauheit der Einwohner zu bemerken, wenn es darauf ankam, sie zu bevortheilen. Die glücklichen Verhältnisse für diesen Neben-Erwerb dauerten fort, aber die Habsucht der Helgolander wuchs; bald übertreffen sie die Bewohner von Dover und Calais. Der Name von Helgoland, als erste Post-Station beim Eintritte in Deutschland, ward aufs Neue in Europa bekannt. Die Art, wie die Helgolander ihren neuen Nahrungs-Zweig benutzten, rief den ihnen schon in der Vorzeit gemachten Vorwurf: daß sie vollkommen die Kunst verstånden, ihr und ihrer Landsleute Interesse auf Kosten der Fremden zu befördern, wieder ins Gedächtniß zurück. Verschrien ward Helgoland als eine schlechte und kostbare Herberge, und man wünschte sich Glück, den Felsen hinter sich am Bord des Englischen Packetbots zu sehen. Dessen ohnerachtet machten neue politische Ereignisse die Insel bald zu einem eben so gesuchten und geschätzten Ort für die diplomatische und handelnde Welt, als sie es zu Saxo Grammaticus Zeiten für die Schiffer und Seeräuber war.



## Neun und dreißigstes Kapitel.

## Schleichhandel.

Die Franzosen besetzten in 1803 die Häfen Ritzebüttel und Bremerlehe. Die dort der Handlung wegen sich aufhaltenden Engländer begaben sich nach Helgoland und trieben von dieser Insel aus ihr Geschäft nach Nord-Deutschland über Husum

und Tönningen. Dadurch entstand auf ihr eine sehr große Lebhaftigkeit, die ungemein vermehrt ward, als in 1807, nach erfolgtem Friedensbruche zwischen England und Dänemark, nicht nur alle Gemeinschaft zwischen diesen Ländern aufhörte, sondern für die bis dahin von Gothenburg durch Dänemark nach Deutschland verschickten Englischen Waaren auch dieser Weg verschlossen ward.

Die Engländer versahen Helgoland mit einer Besatzung von 400 Invaliden, stationirten zu ihrer Deckung und zur Blokade der Mündungen der großen Flüsse in Nord-Deutschland eine Flottille in ihrer Nähe, und legten auf dem Felsen einen Depot von Kriegsbedürfnissen aller Art an, von welchen sie bei einer Landung auf dem festen Lande Gebrauch zu machen beabsichtigten. Die in Nord-Deutschland angestellt gewesenen Englischen Handels- und diplomatischen Agenten nahmen auf Helgoland ihren Sitz, von wo aus sie auf heimlichen Wegen ihre Verbindungen mit dem Festlande unterhielten. Hierher fanden sich im strengsten Incognito Agenten, und selbst Diplomatiker vom Range, aus manchen Staaten in Europa ein, die gezwungen und ungern das Joch Frankreichs ertrugen. Wichtige diplomatische Unterhandlungen wurden auf Helgolands Felsen verhandelt, oder wenigstens eingeleitet, um nachher in London fortgesetzt zu werden.

Nachdem das berüchtigte Französische Decret von Mailand gegen die Englischen Waaren erschienen war, vorzüglich aber in 1809, als die Französischen Truppen, veranlaßt durch den Krieg mit Oesterreich, die Deutschen und Holländischen Küsten nur sehr schwach besetzt hatten, ward von Helgoland aus nach Deutschland und Nord-Holland ein Schleichhandel von einer solchen Ausdehnung geführt, als die Geschichte kein Seitenstück liefert. Man zählte oft drei bis vier hundert große und kleine

Schiffe, die täglich zu Helgoland ankamen und von dort abgiengen.

Zu den unzähligen Bedrückungen, die die Französische Oberherrschaft damals über den größten Theil des Europäischen Festlands ausübte, gehörte vorzüglich die systematische Unterdrückung alles Handel-Verkehrs mit England. Bouonaparte's Idee, den Colonial-Waaren, insbesondere dem Caffee, Thee, Zucker und Taback, so wie den Englischen Manufactur-Waaren, den Eingang auf dem Continent zu verhindern, war nicht ausführbar, wenigstens nicht in dem beabsichtigten Umfange; sie verfehlte nicht nur ihren Zweck, sondern beförderte den Vortheil der Englischen Kaufleute.

Denn die Erwerbsquellen, die der Handel mit England gewährte, stockten nun plötzlich, und allgemeine Verarmung näherte sich mit schnellen Schritten. Der Deutsche und Holländer, denen die Gewohnheit den Genuß des Caffees, Thees und Zuckers schon lange zum Bedürfnisse gemacht hatte, sollten gewaltsam diesem entsagen und Surrogate genießen, die ihnen unschmackhaft waren. Der Mensch, der überhaupt sich ungern irgend einem Zwange unterwirft, läßt sich Vorschriften, die sich auf sein Essen und Trinken verbreiten, am wenigsten gefallen. Wie fruchtlos sind alle Verordnungen geblieben, die die Regierungen über den Genuß von Caffee oder Branntewein erlassen haben! Je mehrere Entbehrungen gefordert wurden, um so größer ward die Begierde, sich die Substanzen des gewohnten Genusses zu verschaffen. Um so seltener die Gelegenheit, sich Verdienst zu erwerben, war, um so begieriger nahm man an einem unerlaubten Handel Theil, der Aussicht zu großem Gewinnste darbot, und durch dessen Treibung man seine Unterdrücker zu kränken hoffte.

Darf es Verwunderung erregen, daß unter diesen Verhältnissen der Schleichhandel an den Deutschen und Holländischen

Küsten so schnelle und ausgedehnte Fortschritte machte? Nicht allein arme, oder zur Verzweiflung gebrachte Menschen gaben sich diesem Geschäfte hin: beinahe die ganze Norddeutsche und ein Theil der Holländischen Nation, Adel, Geistlichkeit, Stadt- und Land-Bewohner, Reiche und Arme, Alte und Junge, Männer und Weiber, nahmen mittelbar oder unmittelbar an dem Schleichhandel Theil, oder beförderten ihn. Sogar regierende Herren suchten nicht selten durch unmittelbare Theilnahme ihre leer gewordenen Kassen zu füllen.

Dieser Schleichhandel beschränkte sich nicht allein auf die Küsten, er verbreitete seine Zweige bis tief ins Innere von Deutschland und Holland. Wer nie Kaufmann gewesen war, wurde es jetzt; wer früher nicht den Muth gehabt hatte, ein Schiff zu besteigen, wagte jetzt sein Leben auf einem elenden Kahne, gegen Korn, Lebensmittel, Obst, Flachs oder Leinewand, Kaffee und Zucker einzutauschen. Der Speculationsgeist machte den Bauer, der nie das feste Land verlassen, nie die See gesehen hatte, zum unternehmenden Schiffer. Selbst Weiber wagten es in schlechten Fahrzeugen, ohne männliche Begleitung, dem Helgolander Felsen zuzusteuern.

Die im Gefolge der oft herrschenden Stürme so verrufene Nord-See gab nur ein Bild des Zustandes der Schifffahrt in ihrer Kindheit. Böte, ausgehöhlten Bäumen ähnlich, gleich dem Fahrzeuge, das Geßner seinem ersten Schiffer gibt; Ruderer, deren Hände der Arbeit ungewohnt; Steuermänner, die ohne Kompas oder Kenntniß der Gestirne, auf gut Glück dem Felsen zusteuern: seit Germanicus hatte die Nord-See wohl keine elendere Schiffe und unwissendere Schiffer getragen! Die angesehendsten Handlungshäuser in England, Schottland, Holland und Deutschland errichteten auf Helgoland, das man mit dem Namen Klein-London belegte, Comptoirs, die bedeutende Geschäfte

machten. Handel-Avanturiers ohne Zahl fanden sich dort ein, und suchten durch Industrie mancherlei Art den Mangel am Handels-Capital zu ersetzen. Die Ehrlichkeit, die Grundlage der Handlung, verschwand. Die Art des Handelns näherte sich der der Vorzeit. Statt in klingender Münze oder durch Wechsel zu bezahlen, fand oftmals ein Tauschhandel statt. Ein Kalb, ein Brod, ein Pfund Butter, ward gegen Caffee umgetauscht. Diese Art der Handlung erleichterte den Betrug. Auch betrog man und ward betrogen. Niemand aber mehr als der zum Handelsmann plötzlich umgewandelte Bauer.

Der Gott des Handels war einigen Speculanten günstig; aber viele erlitten auf dem Wasser große Verluste; die Güter anderer wurden eine Beute der Französischen Douaniers. Viele der Schifffahrt Unkundige verschlang das Meer; auf andere, den Gefahren des Wassers glücklich Entronnene, wartete bei ihrer Zurückkunft der Kerker, dem sie oft mit bewaffneter Hand vergebens zu entgehen versuchten. Aber nichts war vermögend den einmal in Gang gebrachten Speculationsgeist aufzuhalten. Kein noch so abschreckendes Beispiel schreckte. Der Schleichhandel gieng ununterbrochen fort.

Was viel dazu beitrug, diesem Handel Leben und Fortdauer zu geben, war die Gewinnsucht der Französischen Douaniers und Gensd'armes. Während viele sich bestechen ließen, sahen andere gern, daß er seinen Fortgang habe, um sich durch Confiscationen zu bereichern. Andere nahmen selbst Antheil an dem Handel. Nicht ungewöhnlich war es, diese Küsten-Aufseher selbst in Helgoland den Käufer und Verkäufer machen zu sehen.

Als characteristisch verdient bemerkt zu werden, daß die Bewohner der gegenüber liegenden Dänischen Küsten an diesem Schleichhandel gar keinen Antheil nahmen; die Dänischen Kaper thaten selbigem im Gegentheile vielen Abbruch.

Der Schleichhandel bereicherte die Völker, die sich ihm überließen; manche Familien kamen plötzlich zu einem früher nicht gekannten Wohlstande; mehrere an der Küste und landeinwärts an Strömen gelegene Oerter blüheten wieder auf. Aber viele der reich gewordenen Schleichhändler verschleuderten bald den zu leicht erhaltenen Verdienst; Moral und Sitten litten.

Mit dem Geiste des Schleichhandels hat es sein eigenthümliches Bewandniß.

Auch der strengste Moralist wird kein Verbrechen darin finden können, daß der Bewohner der Norddeutschen und Holländischen Küste die tyrannischen Verfügungen einer ihm widerrechtlich aufgedrungenen Herrschaft, die überdies gegen seinen Vortheil gerichtet sind, nicht achtet, sondern sie zu übertreten sucht, wenn er hofft dieses ungestraft thun zu können. Allein schon die Uebertretung von Verordnungen, kommen sie auch von unrechtmäßigen Obern, erzeugen einen Hang zum Ungehorsame, der sich dann gar leicht bei der Unterwürfigkeit gegen gesetzmäßige Verfügungen äußert. Sind die Grundsätze der Ehrlichkeit mehrmals ohngestraft verletzt, so glaubt man es auch in der Folge, wenn die Verhältnisse sich verändert haben, mit ihnen so genau nicht nehmen zu dürfen. Hat der Mensch erst Mittel und Wege kennen gelernt, sich ohne große körperliche Anstrengung bedeutenden Verdienst zu verschaffen, so ist die harte Arbeit, die überdies nur geringe Ausbeute gewährt, nicht mehr schmackhaft. Der größere Gewinnst verleitet zu höheren aber kostbaren Genüssen, und der Uebergang vom Schleichhändler zum Räuber ist eine gewöhnliche Erscheinung. Wirklich beweisen viele Criminal-Acten, daß der Schleichhandel nach Helgoland vielfältig die erste Veranlassung gewesen sey, Candidaten für Straf-Anstalten und Galgen zu bilden. Eine Warnung für

alle rechtmäßige Regierungen, den Schleichhandel ihrer Unterthanen, welche anscheinende Vortheile er diesen auch gewähren mag, nicht zu begünstigen.

Einst vereinigte ein religiöses Band viele Völkerschaften auf Helgoland. Nach mehr als eilf hundert Jahren sahen wir die Nachkommen dieser Völker aus Handels-Interesse dem nämlichen Felsen wieder zueilen. Welche große Veränderungen haben diese Völker und hat dieser Felsen seitdem erfahren! Aber Handel und Politik sind mächtigere Triebfedern, als religiöse Gebräuche. Nicht bloß Nachkommen der Cimbrer steuerten dem Felsen zu; Personen aus allen Europäischen Völkerschaften, das ferne Rußland nicht ausgenommen, mußten sich heimlich nach Helgoland stehlen, wenn sie Gemeinschaft mit den Britten haben wollten. Dieser nackte Felsen hatte die Ehre, Könige und Fürsten, Minister und Generäle, berühmte Gelehrte und Künstler aller Art zu beherbergen. Gustav Adolph IV., König von Schweden, hielt sich nach seiner Thron-Entsagung mehrere Wochen auf dieser Insel auf. Der Graf von Artois, gegenwärtiger König von Frankreich, und der Herzog von Berry, verlebten hier Monate in Erwartung günstiger Veränderungen auf dem Festlande. Der Helgolander Felsen begrüßte als erster sicherer Zufluchtsort den Braunschweigschen Helden und seine tapfere Schar, als er das große Wagestück, sich von der Böhmenschen Gränze nach der Nord-See durchzuschlagen, glücklich vollbracht hatte.

## Vierzigstes Kapitel.

## Einfluß des Schleichhandels auf die Helgolander.

Auf Helgoland selbst erzeugte dieser Schleichhandel schnelle und außerordentliche Veränderungen. Die ärmlichste Wohnung wurde erweitert, oder doch wenigstens aufgeputzt; mehrere neue Häuser und Waaren=Lager errichtet. Sogar ein Börsenhaus wurde erbauet, das gelegentlich auch zum Schauspielhaus diente. Das Merkwürdigste bei der Aufführung dieser neuen Gebäude war, daß die Materialien zu selbigen auf dem festen Lande, unter den Augen des Feindes gezimmert, und heimlich nach der Insel geschafft werden mußten. Doch war der Mangel an Gebäuden so groß, daß nur ein Theil der Waaren Obdach finden konnte, sie wurden zum Theil im Freien niedergelegt und dem Verderben Preis gegeben. Für die vielen fremden Kaufleute und Schiffer, deren oft über drei tausend auf der Insel übernachteten, war kein Unterkommen zu finden, obgleich nicht nur viele Wirthshäuser eingerichtet wurden, sondern auch jeder Bürger den Raum, den er nur möglicher Weise in seinem Hause sparen konnte, vermiethete. Viele Fremde brachten die Nacht, ohne sich eine Wohnung verschaffen zu können, in ihren Fahrzeugen zu. Andere schliefen unter freiem Himmel, auf irgend einem Flecke des Vorlandes der Insel, der noch nicht vollgepackt war.

Die Einwohner von Helgoland nahmen an dem Schleichhandel keinen directen Antheil. Getreu ihrem Character, sich keiner persönlichen Gefahr, außer als Seefahrer, auszusetzen, waren

waren sie, sogar unter den größten Versprechungen, nicht zu bewegen, Güter oder Reisende nach dem Festlande zu bringen. Nur ein einziger von ihnen bestand das Wagestück, mit seiner Schaluppe während der Nacht Depeschen der Englischen Regierung nach der am Ausflusse der Elbe liegenden Hamburgischen Insel Neuwerk über zu fahren; von dort wurden diese durch einen Vertrauten nach dem festen Lande gebracht, und in dem nahe gelegenen Torf-Moore, in einem eigends dazu bestimmten Torf-Haufen, niedergelegt, von wo ab andere Einverstandene sie abholten, und nach ihren Bestimmungs-Oertern beförderten. Aber es war nicht so sehr die hohe Bezahlung, die den jungen Helgolander zu dem Wagestücke reizte, als ein Liebes-Verständniß auf Neuwerk.

Wenn gleich die Helgolander den unmittelbaren Vortheil des Schleichhandels Fremden überließen, so hatten die durch ihn herbeigeführten Verhältnisse auf ihren ganzen Zustand doch einen eben so großen Einfluß als auf ihre Häuser. Eine der einträglichsten Nahrungsquellen ward die hohe Hausmiethe. Eine kleine Stube, mit einem Bette versehen, ward täglich nicht unter einem Ducaten vermiethet. Dann gewährte die Hülfe, welche sie beim Ein- und Ausladen der Waaren leisteten, einen sehr bedeutenden Verdienst, woran nicht nur Männer, sondern auch Weiber und Kinder Theil nahmen. Ein Gang vom Vorlande den Felsen hinauf, sogar wenn nur eine geringe Last hinaufgetragen ward, welches oft ein Knabe verrichtete, ward mit zwei Gulden bezahlt. Für Fische ward der frühere Kauf-Preis um das Doppelte erhöht.

Die Insulaner gelangten in kurzer Zeit zu einem Besitze von baarem Gelde, der mit ihrer bisherigen Einnahme und Ausgabe nicht in richtigem Verhältnisse stand. Zwar erhielten die Wirthshäuser einen bedeutenden Antheil von dem Gelde der

Ausländer, und die Helgolander mußten ihre Lebensmittel um einen vierfach höhern Preis bezahlen. Allein es blieb dessen ohnerachtet vieles baare Geld in ihren Händen, zu dessen zweckmäßigem Gebrauche es ihnen an Gelegenheit und Kenntniß mangelte; Grundstücke oder Häuser anzukaufen, war unmöglich; sie waren zu furchtsam und mißtrauisch von den Fremden Gelder anzuleihen, oder sich auf Handels-Unternehmungen einzulassen. Das vorräthige Geld ward daher in den großen hölzernen Kasten verwahrt, die nun zum erstenmal mit Schlössern versehen wurden. Aus einer Untersuchung, die die Englische Regierung im Frühjahre 1809 anstellen ließ, ergab sich, daß der Vorrath an baaren Geldern, der sich in den Händen der Insulaner befand, über ein hundert tausend Thaler betrug.

Die Helgolander lernten von ihren Gästen viele ihnen bis dahin unbekannte Bedürfnisse kennen. Der Caffee, den sie gleichsam mit Füßen traten, ward das allgemeine Getränk, das früher so beliebte Husumer Bier durch Brannteweín und Rumm ersetzt. Statt der getrockneten Stockfische genossen sie Braten. Die Männer kleideten sich in feine Tücher, die Weiber in seidene Zeuge.

Viele der jungen Kaufleute suchten sich für den langweiligen Aufenthalt am Tage, durch Spiel und Ausschweifungen während der Nacht zu entschädigen. Die Englische Besatzung, aus Invaliden bestehend, gab ein beklagungswürdiges Beispiel von Trunkenheit.

Langsam schreitet die Tugend vor, Jahrhunderte bedarf es gute Sitten herrschend zu machen; desto schneller ist der Einfluß böser Beispiele.

Die Männer verloren allen Sinn für die Beschäftigungen, die ihnen vorher Unterhalt verschafften, und in der Folge geben sollten. Das Gewerbe des Lootsens hatte aufgehört, denn kein

großes Schiff durfte sich nach den Küsten des Festlandes wagen, und die zum Schleichhandel gebrauchten Fahrzeuge bedurften keiner Leitung. Der Fischfang ward unter dem Vorwande vernachlässigt, daß ihnen der Hamburger Markt verschlossen sey. Ohnerachtet des hohen Preises waren oft keine Fische zu haben. Viele Männer ergaben sich dem Müssiggange, dem Trunke und dem Spiele.

Schlimmer noch wirkten die neuen Verhältnisse auf die Helgolanderinnen. Zwar gab es einiges Aufsehen, als die ersten unter ihnen das unerhörte Beispiel gaben, mit Fremden öffentlich zu leben. Bald gewöhnte man sich daran; das Sittenverderbniß erhielt zu einem hohen Grade die Oberhand. Die Weiber vernachlässigten die Arbeit im Hause, um desto öfterer die Wirthshäuser und Tanzböden zu besuchen. Ueberall herrschte Musik, Tanz und anscheinende Fröhlichkeit, eigentlich Zügellosigkeit. Helgoland schien in Paphos umgewandelt zu seyn.

Weislich benutzten einige der Mädchen ihre Reize, eheliche Verbindungen mit Männern weit über ihren Stand zu treffen. Mehre im Dienste grau gewordene Englische Officiere verheiratheten sich mit Helgolanderinnen. Mehre dieser Ehemänner fanden sich bewogen, nachdem die Verhältnisse, die sie nach der Insel gebracht hatten, nicht mehr waren, den Geburtsort ihrer Frauen zum beständigen Aufenthalte zu wählen.

## Ein und vierzigstes Kapitel.

### Verfall. — Gegenwärtige Lage. — Aussichten.

Das verhängnißvolle Jahr 1812 näherte sich. Mit der Abnahme des Kriegsglückes der Franzosen wich der Gott des Handels von dem Helgolander Felsen. Schon seit 1810 hatte der Schleichhandel nachgelassen. Die gegenüber liegenden Küsten waren mit Colonial-Waaren fast überschwemmt worden, und die entferntern inländischen Gegenden hinreichend versorgt. Die großen Vorräthe derselben verdarben zum Theil in den schlecht eingerichteten Packräumen auf der Insel.

Das Bedürfniß der zur Gewohnheit gewordenen Colonial-Waaren hatte eben so sehr als der zu hoffende Gewinnst den Schleichhandel erzeugt; nach Englischen Manufactur-Waaren war wenige oder gar keine Nachfrage gewesen, ein Beweis, daß diese noch nicht zu den National-Bedürfnissen der Deutschen gehören: Verfügungen, gegen diese allein gerichtet, würden wahrscheinlich keinen bedeutenden Widerstand gefunden haben.

So wie die Waaren ohne große Schwierigkeit unmittelbaren Eingang auf dem Festlande fanden, verließen die Kaufleute nach und nach die Insel. Den Cultus des Fosete zu zerstören bedurfte es Jahrhunderte; die Handlung schlug ungerufen ihren Sitz auf dem ihr früher gewidmeten Eilande auf; menschliche Macht konnte sie eben so wenig abwehnen, als zurückhalten. Börse und Theater verschwanden, viele neu erbauete Häuser wurden niedergerissen oder verschenkt, denn Käufer fanden sich nicht. Verödet waren die Wirthshäuser, die kurze Zeit vorher Hotels ähnlich gewesen waren.

Noch einige Zeit lebten die Helgolander von dem erspareten Gewinnste, allein immer leerer wurden die hölzernen Kasten; bald war kein Geld mehr vorhanden. Da fühlten sie die Nothwendigkeit, ihre Fahrzeuge wieder flott zu machen, die Fisch-Netze in Stand zu setzen. Aber das Continental-System hatte auch auf ihren Fisch-Absatz nachtheilig gewirkt.

Hamburg war nicht mehr so volkreich und wohlhabend als zuvor. Der Absatz und die Preise hatten sich vermindert, die Concurrenz vermehrt. Während der langen Zeit der Ausschließung der Helgolander von dem Hamburger Fisch-Markte, hatten die Küsten-Bewohner, vorzüglich die Dänen, sich mehr auf den Fischfang in den großen Strömen und längs der See-Küste gelegt. Die Helgolander wurden nun in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Theil der gefangenen Fische, den sie früher auf den Markt brachten, selbst verzehren zu müssen. Ein noch empfindlicherer Verlust zeigte sich von einer anderen Seite.

Der große Gewinnst, der mit dem Lootsenwesen verbunden ist, veranlaßte, daß sich zu Hamburg, Cuxhaven und Neumühlen mehrere Schiffer in Lootsen-Compagnien vereinigten. Diese hatten größere, und zum Beschiffen des Meers besser als die Helgolander Schaluppen eingerichtete Schiffe erbauen lassen. Während die Helgolander von der Höhe ihres Felsens der Lootsen benöthigte Schiffe auszuspähen suchten, lauerten die Fahrzeuge der neuen Lootsen-Compagnien schon in der Höhe des Texels auf die Ankommenden, und erhielten, als die zuerst sich Anbietenden, den Vorzug. Andere Schiffer, vorzüglich Engländer, der Schifffahrt in diesen Gewässern immer kundiger werdend, und durch vortreffliche See- und Strom-Karten unterstützt, verschmähten wohl gar der Hülfe des Lootsen. Traurig sehen die Helgolander die Schiffe, die einst ihnen Verdienst gaben, vor ihrer Insel vorbeisegeln.

Ihre Theilnahme an dem Lootsen-Gewerbe nicht ganz zu verlieren, würde rathsam seyn, sich Schiffe, gleich denen der neuen Lootsen-Compagnien, zu verschaffen; allein diesem stehen zwei Hindernisse entgegen: eine solche Veränderung würde die Zustimmung aller Interessenten voraussetzen; hier widersetzen sich aber Vorurtheile und der Hang, Alles beim Alten zu lassen, allen Vorschlägen von Neuerungen; dann fehlt es an Vermögen zum Ankaufe.

Die Englische Regierung hat alle Gerechtsame der Insulaner bestätigt, erhebt keine Abgaben, überläßt sie gewissermaßen ihrer eigenen Herrschaft. Doch wünscht ein Theil derselben, wegen des Schutzes, den ihnen die Dänische Regierung bei ihren Streitigkeiten mit den Blankenesern, — diese ihre Nebenbuhler im Gewerbe, — verlieh, wieder zu Dänemark zu gehören.

Allein die Ursachen ihres Verfalls liegen tiefer. Die bisherigen Nahrungsquellen reichen in ihrer gegenwärtigen Ergiebigkeit zum Unterhalte der Volksmenge nicht mehr hin.

Werden in der Folge die vorhandenen reichlicher fließen? Die versiegten wiederkehren? Sich neue eröffnen?

Was einst war, kehrt in der nämlichen Gestalt nicht wieder zurück. Wer vermag den Schleier zu lüften, der das Dunkel der Zukunft verhüllt? Religion, innere Politik, Seeräuberei, Fischerei, und in unsern Tagen Krieg, auswärtige Politik und Handlung vereinigten in verschiedenen Zeiträumen eine Menge von Menschen, verschiedenen Völkern angehörend, auf dieser Insel. Bei Kriegen zwischen England und dem Nord-Europäischen Festlande wird der Helgolander Felsen wieder eine vorübergehende Wichtigkeit erlangen. Welche verschiedene Rollen er in der Welt-Geschichte gespielt hat, immer veranlaßte sie seine geographische Lage; möglich, daß ihm diese noch eine neue aufbewahrt hat.

Alle Erfahrungen des Schiffslebens beweissen, daß die Seeluft, an sich genommen, der Gesundheit der Menschen heilsam sey; Matrosen und See-Fischer genießen, ohnerachtet der vielen Entbehrungen, denen sie sich unterziehen müssen, und der großen Feuchtigkeit, der sie auf dem Meere ausgesetzt sind, eine gute Gesundheit. Diese durch die See erzeugte Feuchtigkeit veranlaßt nie Erkältungen und jene im Gefolge derselben bekannte Uebel; Seereisen werden von Englischen Aerzten oft mit glücklichem Erfolge bei Krankheiten angewandt, die allen Mitteln der Arzneikunst Troß geboten haben. Lind *) rieth daher alle Schiffs-Hospitäler an die See zu legen.

Auf Inseln und den See-Küsten wirkt der Feuchtigkeits-Zustand der See-Atmosphäre in einem hohen Grade belebend und ernährend. Der Aufenthalt an den Seeküsten wird in England für die Gesundheit so wohlthätig gehalten, daß Jeder, der die damit verbundenen Kosten nicht scheuet, sich den Genuß desselben, wäre es auch nur auf kurze Zeit, zu verschaffen sucht.

Der wohlthätige Einfluß der Seeluft, — dessen Ursachen Naturforscher und Aerzte erklärt haben, — äußert sich auf allen See-Küsten und Inseln mit gleicher Kraft, wenn nicht entweder Local-Ursachen entgegen wirken, oder Berge, oder Wälder den freien Durchzug der Seewinde hindern.

Ob bei einigen als höchst ungesund verschrieenen Gegenden die Krankheitsstoffe im Boden oder in der Luft liegen, ist noch zweifelhaft; bei den mehrsten entstehen sie aus den Sümpfen, Morästen und faulenden Wassern, die sie enthalten. Alle Erfahrungen lehren aber, daß, gleichwie sowohl im Süden als im Norden ungesunde Küstenländer und Inseln gefunden werden,

---

*) On the preservation of the health of Sea-men. Lond. 1774.

auch ohne Unterschied des Klimas, deren überall anzutreffen sind, die als vorzüglich gesund zu seyn den Ruf erlangt haben.

Die Norwegensche Küste wird im Allgemeinen, insbesondere aber Christianssund, für ein sehr gesundes Land gehalten. Christianssund hat auf allen Seiten einen freien Horizont. Der ganze Boden ist ein trockener tiefer Sand, in welchem Regen- und Schnee-Wasser sich gleich verlieren. In dem auf der nämlichen Küste belegenen Bergen, das rings umher mit hohen Felsen umgeben ist, die den Durchzug der Luft abhalten, herrschen dagegen viele Krankheiten, unter diesen vorzüglich eine, dem Aussatze nahe kommende erbliche und ansteckende Haut-Krankheit, die man von vielen Fisch-Speisen hat herleiten wollen. Das Beispiel der Helgolander, die bei der nämlichen Nahrung sich einer vorzüglich guten Gesundheit erfreuen, widerlegt diese Meinung hinreichend. Im Frühjahre und Herbst greift in Bergen die Krankheit mit verstärkter Kraft um sich, weil dann die immer sehr feucht seiende Luft mit ungesunden Dünsten und stinkenden Nebeln überladen ist.

Viele Veranlassungen machen das Klima der Insel Walchern zu einem der ungesundesten in Europa. Der mit Gräben, die stillstehendes Wasser enthalten, durchschnittene Marschboden bringt einen Reichthum von üppig hervorschießenden Pflanzen hervor. Aber eine Kette von Sand-Hügeln, die die Insel nach der Seeseite zu einschließen, hält den Durchzug der Seewinde ab. Dagegen lassen die flachen Küsten auf der Seite nach dem Festlande den giftigen Dünsten aus den Sümpfen und Morästen des Holländischen Seelands freien Spielraum. Daher jene der Pest ähnliche Krankheit, bekannt unter dem Namen des Walchernschen Fiebers, welchem der Ausländer in den Sommer-Monaten nicht leicht entgeht. Auch die Eingebornen erreichen selten ein hohes Alter.

Die Nachbarschaft der See, und der nasse, mit dichtem Grase bewachsene Boden machen Holland und die Norddeutschen Marschländer zu den feuchtesten Ländern in Europa. Allein den Seewinden auf allen Punkten ausgesetzt, und durch viele und bedeutende Flüsse, die immer einen starken Luftzug mit sich führen, durchschnitten, genießen die Einwohner einer guten Gesundheit, und werden eben so alt als die Bewohner anderer Länder, die an diesen Local-Uebeln nicht leiden.

Während der Genuß der reinen Seeluft, mit wenigen Ausnahmen *), für die Gesundheit aller Menschen als heilsam angesehen werden muß, erfordert der Gebrauch des Seebades immer Vorsicht, und ist nur in einigen Krankheitsfällen als zuträglich zu empfehlen. Von den vielen Tausenden von Menschen, die jährlich die Englischen Seeküsten besuchen, und dort eine Zeit lang verweilen, gebraucht vielleicht nicht der vierte Theil die Seebäder.

Die Bedingungen, unter welcher sowohl die Seeluft als die Seebäder die erwartete Wirkung in ihrer vollen Kraft äußern können, sind: daß die erstere so wenig als möglich mit Landluft, und die letztere gleichfalls nicht mit Landwässern geschwängert seyn dürfen.

Kein Fleck im nördlichen Europa verbindet beide Erfordernisse in einer solchen Masse als Helgoland. In einer bedeutenden Höhe über die Meersfläche erhaben, herrscht auf der Oberfläche des Felsens an sich schon eine reine Bergluft. Auf dieser, kaum eine Englische Meile im Umfange betragenden, Höhe leben ihre Bewohner gleich wie auf dem Verdecke eines Linien-

*) Lungensüchtige Kranke, denen das Einathmen beschwerlich fällt, werden in England von der See-Küste entfernt, und oft nach den bewohntesten Theilen von London geschickt.

Schiffs, im beständigen Genusse der reinsten Seeluft, ohne, wie auf dem Schiffe, durch die Bewegung desselben zu leiden, oder die mit dem Schiffsleben verbundenen Unbequemlichkeiten zu erfahren. In sofern demnach die Seekrankheit selbst nicht einen wesentlichen Theil der Kur ausmacht, und die Reise nach Helgoland dieser Bedingung nicht genüget, entspricht ein Aufenthalt auf dieser Insel dem Zwecke der Seereisen vollkommner, und ist als Aufenthalt den Oertern an den Küsten weit vorzuziehen, weil dort die Seeluft zu sehr mit Landluft vermischt ist.

Können diese Vortheile Helgolands das südliche Klima der von den Engländern vorzugsweise besuchten Orte, ihre Gesundheit zu stärken oder wieder zu erlangen, ersetzen?

Gegen das Klima von Lissabon, dieser sehr volkreichen und höchst unreinlichen Stadt, die in einer ziemlichen Entfernung von der See am Tajo liegt, wohin so viele kranke Engländer gehen, dort zu sterben, möchte das Helgolander leicht den Vorzug behaupten. Allein auch gegen das von Nizza oder Madeira?

Das Thal dieser letzteren Insel, worin die Hauptstadt Funchel liegt, — der Ort, wo sich die Kranken aufhalten, — wird nur südwärts vom Atlantischen Oceane bespült. Von Norden erheben sich Gebirge, 3000 bis 3500 Fuß über die Meersfläche, von denen eine Menge Bergströme herabkommen. Die kühlen Seewinde und die Nähe der Gebirge mäßigen die Luft sehr. Es herrscht eine vollkommene Gleichmäßigkeit der Temperatur und des Standes des Hydrometers; daher ist der dortige Aufenthalt den Schwindsüchtigen zuträglich.

Das Helgolander Klima vereinigt viele dieser Eigenschaften in sich; nur fehlt einem großen Theile des Jahrs die Wärme des Südens. Dagegen bietet das kleine Vorland, das durch

den Felsen gegen die rauhen Winde des Nordens und Ostens geschützt ist, während eines Theils der kalten Jahrszeit einen Zufluchtsort dar. Im Frühjahre und Herbste werden die Strahlen der Sonne, die sich gegen den Felsen brechen, durch die Seewinde gemildert, und es herrscht dann hier eine sehr sanfte, wohlthätige Luft, die man der auf den wegen ihrer Gesundheit berühmten Hiereschen Inseln ähnlich hält.

Als See-Bade-Ort würde Helgoland vor allen, die auf See-Küsten angelegt sind, durch seine Lage, mitten im Meere, unläugbare Vortheile haben; allein dazu sind gegenwärtig keine Einrichtungen vorhanden. Sich den Augen zu entziehen, sind die Badenden genöthigt, sich nach der Sand-Insel zu begeben.

Wenn einst die sorgsame Englische Regierung auf Helgolands Felsen ihre Aufmerksamkeit richten und hier eine Bade-Anstalt, ähnlich denen, deren auf den Englischen Küsten kaum zu zählende sind, einrichten sollte; dann würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Nachkommen der Cimbrer wieder einem Felsen zueilen sehen, der ihren Vorfahren sehr werth war, und an sie möchten sich die Abkömmlinge jener Völkerschaften anschließen, mit denen vereinigt die Cimbrer den Römischen Coloß angriffen.

Der Untergang des Felsens schreitet zwar langsam, aber unaufhaltbar vor. So wie vor kurzem Sprögoe, im großen Belt, mitten auseinander gerissen ist, scheint sich das Meer von beiden Seiten einen unterirdischen Gang mitten durch den Felsen zu bahnen. Die kleine Oberfläche in zwei Theile zerrissen, wird keiner vermögend seyn, der Wuth der Wellen lange Widerstand zu leisten.

Hasselmann glaubt, daß eine gehörige Abdachung, (dossirung,) der Felsenwand ein Mittel seyn würde, wenn auch nicht den Untergang ganz zu verhindern, doch zu verspäten; er

verkennt indessen den Nachtheil für die Bewohner, ihren ohnehin so kleinen Grundbesitz noch mehr zu beschränken, nicht. Aber, ohne zu kostbaren Wasser-Bauten Zuflucht zu nehmen, würde das Meer sein Minespiel bald wieder anfangen. Welches Werk der Kunst vermag der Kraft, die es gegen den Helgolander Felsen anwendet, zu widerstehen?

Aus der nämlichen Ursache scheint ein zweiter, mit dem ersten in Verbindung stehender Vorschlag Hasselmanns, durch die abgehauenen Felsenstücke für die Helgolander Schiffe einen Hafen zu bilden, unausführbar. Mit abgerissenen Felsenstücken, von mehr als 2000 Pfund, spielen die Wellen gleich wie mit einem Balle.

Die Helgolander selbst verkennen die Gefahr nicht, die ihren Felsen bedroht; bei der beinahe unmerklichen Verminderung halten sie sie noch sehr entfernt. Auf der Sand-Insel, die nicht überschwemmt wird, und keinen Abbruch leidet, glauben sie im äußersten Falle einen Zufluchtsort zu finden. Ohne den Schutz des Felsens gegen die heftigen nordwestlichen Winde, wird auch sie vermuthlich bald das Schicksal ihres Beschützers theilen.

Denken wir uns den Felsen verschwunden; dann wird sein Fuß, verbunden mit dem der Sand-Insel, der Schifffahrt größere Gefahren bereiten, als die berüchtigte Goodwins-Sands vor der Englischen Küste. Möglich ist es, daß auf irgend einer Klippe ein Leuchtthurm alsdann noch lange Zeit den Platz bezeichnet, wo das einst berühmte Helgoland lag.

Kehren wir zur Gegenwart zurück.

Unter den Helgolandern hat sich seit einigen Jahren eine Neigung zum Auswandern gezeigt; ein Beweis der Unbehaglichkeit ihrer gegenwärtigen Lage.



## Betrachtungen am Schlusse.

Die Einführung der christlichen Religion auf Helgoland theilt die Geschichte dieser Insel in zwei Theile: Ein dunkeles Feld, wie der erstere darbietet, fordert jedoch das Verhältniß der Insel und ihrer Bewohner zu den Völkern auf dem benachbarten Festlande zu Untersuchungen auf. In dem zweiten Zeitraume verliert sich das historische Interesse, aber wir sehen das Experiment eines sich unabhängig aus sich selbst entwickelnden Staats.

Die Ansicht der Karte von Helgoland, umgeben von den bis zum Kattegat sich erstreckenden Riffen, führt schon zu der, durch Ereignisse der neuern Zeit bestätigten Vermuthung, daß die See nach und nach eine große Landstrecke auf der westlichen Seite von Jütland, Schleswig und Holstein verschlungen habe, wovon die auf dieser Küste noch vorhandenen Inseln die Ueberbleibsel seyn mögen.

Der Geschichte zufolge verließen die Cimbrer, durch wiederholte Sturmfluthen veranlaßt, die Cimbrische Halb-Insel; ein Name, den die Römischen Schriftsteller den eben erwähnten Dänischen Provinzen beilegen.

Man darf annehmen, daß bei einer Volks-Auswanderung nicht das ganze Volk, sondern nur derjenige Theil sich zur Verlassung der Heimath entschließt, der Mangel an hinlänglichem Erwerbe leidet, oder Hang zum Auswandern hat. Während viele Cimbrer auswanderten, blieben andere in ihren Ursitzen, wo ihr Name noch im 4ten Jahrhunderte vorkommt.

Kein Grund läßt sich auffinden, warum die auf Helgoland wohnenden Cimbrer, das damals einen bedeutenden Umfang

hatte, und dessen Felsen bei Ueberschwemmungen einen sichern Rückzug darbot, ihr Vaterland sollten verlassen haben. Während spätere Eroberer den Rest der Cimbrer auf dem Festlande verdrängten, blieb Helgoland sich selbst überlassen. Denken wir uns daher die Helgolander als die sich unvermischt erhaltenen Nachkommen der Cimbrer.

Die aus der Halb-Insel ziehenden Cimbrer fanden beim Vorrücken Völker ihres Stamms, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Ohnerachtet der großen Dunkelheit, die über Deutschlands alte Geschichte schwebt, ist es doch höchst wahrscheinlich, daß die Sprache, Religion, Sitten und Verfassung aller Völkerschaften, die das nördliche Deutschland, mit Inbegriff von Jütland, bewohnten, bis zur Erscheinung der Sachsen im 2ten Jahrhunderte, wenn sich auch nicht gleich, doch sehr ähnlich waren.

An den Ufern des Rheins, wo die Cimbrer auf die Belgier stießen, konnten sie nicht eindringen.

In dieser Gegend, zur rechten Hand, die der, welche die Cimbrer verlassen hatten, sehr ähnlich ist, finden wir später ein Volk, die Friesen, das vermöge seines Characters, seiner Verfassung und Sprache, einen Cimbrischen Ursprung zu verrathen scheint.

War dies Volk schon früher mit den Cimbrern in verwandschaftlichen oder Bundes-Verhältnissen? Oder entstanden diese erst im Gefolge der Cimbrischen Züge? Oder war die Verheirathung eines Fürsten der Friesen mit der Cimbrischen Königlichen Erb-Tochter die erste und einzige Veranlassung?

Unvermögend, wie sich einst Leibnitz gegen die Churfürstin Sophie von Hannover entschuldigte, das Warum von dem Warum erklären zu können, sehen wir uns nach näheren Andeutungen um, die Verhältnisse beider Völker zu beurkunden.

Tacitus theilt eine zu ihm gekommene Kunde von einer in der Mitte des Oceans gelegenen Insel mit, auf welcher sich mehrere Völker eines Stamms vom Festlande zu einer gemeinschaftlichen Verehrung des Ursprungs aller Dinge von Zeit zu Zeit versammelten. Viele Gründe sind für die Vermuthung, daß Helgoland diese Insel gewesen sey, und daß die ihren Cultus dort verrichtenden Völkerschaften, alle Cimbrischen Stamms, auf den heutigen Dänischen, Hannoverschen und Oldenburgischen Küsten der Nordsee, vorzüglich in dem Landesstriche an beiden Ufern der Elbe und Weser, gesucht werden müssen.

Die Alten waren sehr geneigt, entlegene und einsame Inseln religiösen Gebräuchen zu weihen. Beinahe an allen Küsten des Weltmeers finden sich deren, die als heilig angesehen wurden, wo oftmals mehrere, und sogar gegen einander feindselig gesinnte Völker ihren Gottesdienst gemeinschaftlich verrichteten, als Samothrace, Delos, Leuci, St. Kidds, Sky, Rhé, Rügen, Elephanta u. a. m. Vielleicht mochte die romantische Lage einiger dieser Inseln, ihre kreisartige Gestalt, das Großartige und Unermeßliche ihrer sie umgebenden Aussichten, und ihre Entfernung von dem Getümmel des Festlandes die Wahl der der Gottheit geweiheten Plätze vorzüglich auf sie geleitet haben; größeren Einfluß als alle diese Ursachen hat wohl die Leichtigkeit gehabt, sie wegen ihrer Unbedeutheit für neutrale Gebiete erklären zu können.

Für die Wahl von Helgoland, als heilige Insel, sprach noch der Umstand, daß sie den einzigen Berg in der unermeßlichen Ebene, die wir als die Wohnsitze der Cimbrer annehmen, enthielte. Schon diese Seltenheit mochte dies Volk veranlaßt haben, hier den Hauptsitz ihrer Gottes-Verehrung aufzuschlagen.

In der Unordnung, welche zunächst die wiederholten großen Ueberschwemmungen und die darauf folgende Auswanderung ei-

nes Theils der Cimbrer veranlaßte, mußte ihr Cultus auf dem Festlande überall große Verwirrung und Störung erfahren haben: nur auf Helgoland war er, ohne Unterbrechung zu leiden, fortgesetzt; dort herrschte er noch in seiner Reinheit. Wenn häufige Kriege auf dem festen Lande den Gottesdienst unterbrachen, und die heiligen Haine und Tempel der Verwüstung und Zerstörung Preis gaben, diente die insularische Lage Helgolands dem Heiligthume zum Schutze.

Wenn die in der Nachbarschaft von Helgoland wohnenden Cimbrischen Stämme sich in Tacitus Zeiten auf dieser Insel nur zu religiösen Zwecken vereinigten, so mochten sie vielleicht ein Jahrhundert später Veranlassung gefunden haben, diese mit politischen zu verbinden. Im 2ten Jahrhunderte finden wir fast überall, wo Cimbrer gewohnt haben sollen, Sachsen, ein eigenthümliches, wenn auch ursprünglich den Germanen verwandtes, doch durch Sitten und Bewaffnung sehr verschiedenes Volk. Nur in die Marschländer an den Küsten der Nordsee, Weser und Elbe, so wie in Friesland, drangen die Sachsen nicht ein; hier behaupten sich fortdauernd die Nachkommen der Cimbrer, wenn gleich unter verschiedenen Benennungen, die sich aber in dem gemeinschaftlichen Namen: Friesen, auflöseten.

Dieser lange ausgedehnte Küstenstrich erforderte einen Central-Punkt, welchen Helgoland darbot. Das Heiligthum ward zugleich ein weltlicher Gerichtshof für die Reste der Cimbrer. Fosetes Priester übten das Richter-Amt, die weltliche Macht die Vollziehung aus.

Die Sage verlegt den ersten Sitz der Friesischen Fürsten nach Helgoland, die ihn aber, als das eigentliche Friesland immer mehr an Ausdehnung und Macht zunahm, während die übrigen Besitzungen der Cimbrer immer eingeschränkter wurden, nach dem Lande, von welchem sie den Königlichen Titel annahmen,

nahmen, übertrugen, und ihre dort neu erbaueten Schlösser, nach den auf der Insel gehabten, benannten.

Die Geschichte erwähnt, daß die Friesen, nachdem ihr Gebiet die Bevölkerung nicht mehr fassen konnte, Kolonien ausschickten. Diese Periode, die etwa in's 4te oder 5te Jahrhundert fällt, war vermuthlich die Zeit, als die Bremenschen und Dänischen Marschländer durch neu hinzugekommene Friesen einen Zuwachs ihrer Bevölkerung erhielten.

Ein Beweis der Verwandschaft der Friesen mit den Cimbrern, und einer fortgesetzten Verbindung mit den auf den norddeutschen Küsten zurückgebliebenen Cimbrischen Völkerschaften seit ihrer ersten Ansiedelung in Friesland, scheint zu seyn, daß der Hauptsitz des vorzüglichsten ihrer Götter, des Fosete, und zugleich ihr höchster Gerichtshof auf Helgoland war. Nicht denkbar ist es, daß ein so mächtiges Volk als die Friesen, das ein so ausgedehntes Festland besaß, den Cultus seiner obersten Gottheit nach einer kleinen entlegenen Insel sollte verlegt haben, ohne nicht durch uralte Gewohnheit, gerade diese auf ihr verehrte Gottheit als die höchste, und diesen kleinen Fleck der Erde als ihr vorzugsweise geweiht zu betrachten, veranlaßt worden zu seyn!

Wir möchten aber daher geneigt seyn, den Ursprung dieser göttlichen Verehrung in's entfernte Alterthum, und in Verbindung mit Tacitus Castum nemus zu setzen.

Das wenige Licht, das die Geschichte über die Religionen im alten Norden verbreitet, zeigt hinlänglich, daß die religiösen Begriffe und der Cultus der Germanen, Gallier, Britten, Scandinavier und Friesen sich nach einander modelirt hatten, wenn gleich einige Hauptzüge als Grundlagen durchschimmerten. Dadurch zeigten die alten Völker des Nordens eine auffallende Verschiedenheit von mehreren südlichen Nationen, bei welchen eine

strenge Abgeschlossenheit von einander, eine selbstsüchtige Nationalität vorherrschend war.

Dies Characteristische der Religion der alten nordischen Völker entstand wohl vorzüglich daher, weil sie einen gemeinschaftlichen Ursprung hatten, sich bei Einführung der christlichen Religion, — dem Zeitraume, in welchem wir sie vorzüglich kennen lernen, — ziemlich auf der nämlichen Stufe der Cultur befanden, und Klima, Nahrungsmittel und Beschäftigungen nicht sehr abweichend waren. Nicht ohne Interesse ist es, die allmälige Ausbildung ihrer religiösen Begriffe zu verfolgen.

Die Cimbrer führten auf ihren Zügen einen ehernen Ochsen mit sich, dem sie göttliche Verehrung erwiesen. Caesar fand die Germanen in Aberglauben und Thorheit versunken; die religiösen Bestrebungen ohne Einfluß auf das bürgerliche Leben. Tacitus Gottheit, Nerthum, deutet schon darauf hin, daß Willkühr und Sinnlichkeit durch geistige und religiöse Bewegungsgründe etwas gemildert sey; schon fieng das Religiöse an, das Uebergewicht über rohe Gewaltthätigkeit zu erlangen. Die Gottheit hatte Friede und Freude in ihrem Gefolge. Die Haupt-Idee des Cultus des Nerthum im 1sten Jahrhunderte finden wir sechs Jahrhunderte später bei dem des Fosete wieder, nämlich die Verehrung des Ursprungs aller Dinge. Der Begriff von dem Wesen der höchsten Gottheit war geläuterter geworden. Die religiöse Tendenz war etwas zurückgewichen, der politischen Platz zu machen.

Fosete, Versöhnung in der altdeutschen Sprache, war der Inbegriff der Weisheit, Güte, Barmherzigkeit und Liebenswürdigkeit, der Versöhner des menschlichen Geschlechts. Hat irgend eine Religion, außer der christlichen, ein erhabeneres Bild der Gottheit aufzuweisen? Wie klein erscheinen die Götter der Griechen und Römer, ohnerachtet des dichterischen Schmucks,

gegen den Gott der Friesen, die die Römer Barbaren nannten! Wir sehen die Religionsbegriffe der Friesen auf einer Stufe, wo die Freiheit der Individuen sich entwickelte, die Religion, nicht mehr über Alle allein herrschend, sich mit bürgerlichen Einrichtungen und Rechten verschwistert hatte. Strenge mögen die weltlichen Gesetze und weltlichen Richter seyn; die Gottheit, die dem höchsten Gerichtshofe vorsteht, ist nicht nur weise, sie ist auch gütig und barmherzig.

Aber das Volk war noch zu irdisch, noch zu sinnlich; die geläuterten, vielleicht von den Christen entlehnten Begriffe vom höchsten Wesen führten nicht zu richtigen Ansichten über die Bestimmung der Menschen, und ihre Verhältnisse zu Gott und gegen einander. Ein, nur auf zu viele Gründe sich stützender Verdacht entsteht, daß die Art, wie dem Fosete Verehrung bezeigt ward, nicht mit den erhabenen Ideen von seinem Wesen übereinstimmte. Erst die christliche Religion führte richtige Begriffe über Menschen-Rechte, bürgerliche Rechte und gesetzmäßige Freiheit ein; lange Zeit war erforderlich, ehe diese zur Reife gediehen.

Mit Fosete's Untergange tritt Helgoland von der großen Bühne ab. Cimbrer, Germanier, Römer, Gallier, Britten, Scandinavier, Friesen, alle diese Nationen, in deren Geschichte dies kleine Eiland verflochten ist, verschwinden im dunkeln Hintergrunde. Auf sich selbst beschränkt, wird es noch ferner unsere Neugierde reizen?

Philosophen und Dichter haben ihre Ideen über Tugend, Glückseligkeit, beste Staats-Verfassung, Regierung, Bestimmung und Würde des menschlichen Geschlechts vorzugsweise auf Inseln verpflanzt, gleichsam als könnten diese auf dem Festlande kein Gedeihen haben. Je kleiner ein Volk, je entfernter von Berührung mit andern Nationen, um so mehr glaubten sie es der

idealischen Vollkommenheit und Glückseligkeit fähig, die ihrer Einbildungskraft vorschwebte.

Allein anders gestaltet es sich in der wirklichen Welt. Plato's und Graf Stolberg's Träumereien; die liebliche Dichtung von Robinson Crusoe, noch immer die Freude unserer Kinder; die Insel Felsenburg, jene schwerfällige Nachahmung, aufs Neue von Baggesen bearbeitet; Allair's Histoires des Severambes; das reizende Gemälde von Unschuld und patriarchalischer Einfalt, das Schubert von der auf Pitcairn Eiland in der Südsee entdeckten Colonie entwirft; alle diese Erzeugnisse der Phantasie, aufregend und anziehend, wie sie auch seyn mögen, sie treten nicht in's Leben.

Ein durch tiefes Nachdenken geleitetes Studium der Geschichte der Vergangenheit, verglichen mit der Gegenwart, erhebt die Menschen über die gewöhnlichen Ansichten, mildert den Tadel, mäßigt das Lob. Die großen und kleinen Völker der älteren, mittleren und neueren Zeit erscheinen als Bewohner nahe gelegener großer und kleiner Ortschaften, die, geleitet durch die nämlichen Leidenschaften, im Besitze derselbigen Facultäten sich nur durch ihre Größe und verschiedene Namen *unterscheiden*, und deren eigenthümliche Verschiedenheiten bei einer allgemeinen Ansicht kaum bemerkbar sind.

Unabweichlich, einfach und leicht zu erkennen, wie die Gesetze der Natur, sind die, welche die Menschen leiten und ihre Schicksale im Einzelnen und Allgemeinen, ihre National-Tugenden und Laster bestimmen. Dieselben Bedingungen können nur die nämlichen Wirkungen hervorbringen.

Der Mensch ist gleich geboren. Aeußere Verhältnisse können der Entwickelung seiner natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eine etwas veränderte Richtung geben, und schneller zur Blüthe und Reife gelangen lassen: immer bleibt er sich in den

Hauptzügen gleich, er wohne in den Wüsten Arabiens, oder am Nord-Cap, am Ufer des Nils, oder an der Seine; er sey Mitglied eines großen oder kleinen Staatverbands.

Wie verschieden waren, dem Anscheine nach, Römer und Germanen! Und doch hat man Tacitus meisterhafte Schilderung unserer Vorfahren bald als eine Satyre auf die Römer, bald als einen Spiegel zur Nachahmung ansehen wollen. Wie? das allmächtige Rom sollte von den in dichten Wäldern herumirrenden Barbaren lernen? Finden sich zwischen höchster Cultur und Rohheit Berührungs-Punkte?

Tacitus wollte seinen Landsleuten richtige Ansichten und Begriffe von einem ihnen in vielen Beziehungen wichtigen Volke geben; er schilderte die Germanen, wie er sie aus eigener Erfahrung und eingezogenen Nachrichten kannte, oder da, wo diese mangelten, sich dachte. Wenn seine Darstellung Germanischer Sitten und Gebräuche oft an die Römischen erinnerte, so war dies eine Folge der Aehnlichkeit, die in der Handlungsweise des einzelnen Menschen sowohl, als auch dann, wenn er in Staatsverbindungen lebt, nothwendig herrschen muß.

Der Verfasser wagte einst in flüchtigen Zügen einen Abriß von dem Character des mächtigsten Volkes unserer Zeit zu entwerfen, von jener Nation, die Meer und Land beherrscht.

Als Gegenstück bietet sich nur ein unbedeutendes Völklein von armen Fischern dar. Was kann, mit Schiller zu fragen: der Misere Großes begegnen? Wird sich der Verfasser nicht Martial's Geißel aussetzen *)?

*) In Mamercum Lib. 2. Ep. 88. Nach der etwas veralteten Uebersetzung des Grafen Bussy Rabutin:

Tu travailles, et tu veux paroître surprenant,
En disant des choses nouvelles.
C'est être bien impertinent,
Que de peiner aux bagatelles.

Die Lebensart, Sitten, Gebräuche, Künste, Wissenschaften, Staatsverfassung und weit ausgedehnte Macht der Britten bilden gegen die Armuth, Rohheit und politische Schwäche der Helgolander beim ersten Anblicke einen eben so großen Contrast, als zu Tacitus Zeiten zwischen Römer und Germanen geherrscht haben mag.

England liefert uns ein Beispiel von dem wohlthätigen Einflusse des Meers, wenn mit Schifffahrt und Fischerei, Handel, Ackerbau und Gewerbe sich vereinigen, und ein Volk im Genusse aller dieser Vorzüge hinreichende Mittel besitzt, nicht nur seine Unabhängigkeit zu behaupten, sondern der Welt Gesetze vorzuschreiben: Helgoland, wenn es die Thätigkeit der Menschen auf die Producte des Meers beschränkt, das Erzielte nur zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse hinreicht, und die Vertheidigungs-Mittel gegen äußere Angriffe fehlen.

Und doch finden wir in dem Character der Helgolander einige Hauptzüge, die gleichsam aus dem Englischen National-Character entlehnt zu seyn scheinen.

Der Nationalstolz der Engländer gründet sich auf ihre freie Verfassung, auf das Gefühl ihrer Macht, ihres Reichthums und ihrer Unabhängigkeit von andern Völkern, auf wirkliche und eingebildete Vorzüge.

Der Helgolander ist so glücklich gewesen, im Laufe von Jahrtausenden manche für ihn wichtige Vorzüge der freien Verfassung seiner Vorfahren zu erhalten. Mit eben der Aengstlichkeit strebt er für ihre Aufrechterhaltung, mit eben dem Stolze blickt er auf alle herab, die, seiner Ansicht nach, wenigere bürgerliche Freiheiten genießen. Wirklich ist er frei wie der Britte, gleich diesem kann er sich ungestört der Anwendung seiner Kräfte überlassen; freier noch als jener, weil die Einfach-

heit seiner Lebensweise, und folglich seiner Gesetze ihm noch geringern Zwang auferlegt.

Ist der Engländer durch seine mächtigen Flotten geschützt, so ist es der Helgolander durch seine Armuth und politische Schwäche; er wechselte einigemal seine Beherrscher, aber seine Verhältnisse blieben die nämlichen. Auch die Schwäche kann bei gleichen Wirkungen, wie die Macht, zum Stolze führen! Was kümmern die Motive, wenn die Resultate die nämlichen sind? Der Rathsherr auf Helgoland dünkt sich eben so hoch zu stehen, wie der Alderman der City in London. — Caesar der erste im Dorfe. —

„Wohl verlohnt es sich der Mühe, auf den Brittischen Inseln von Freiheit zu reden, aber auch auf dem Helgolander Felsen?" Berühmt sich doch der Schweizer, der auf seinen Alpen das halbe Jahr vom Schnee gefangen gehalten wird, seiner Freiheit!

So wie der Britte seine Insel, hält der Helgolander seinen Felsen für das Paradies der Erde und sich selbst für den glücklichsten der Menschen. Er kann die Bedürfnisse, die er kennt, befriedigen. Eine glückliche Unwissenheit zieht einen wohlthätigen Schleier über. Das Viele, das ihm, im Vergleiche mit dem Britten, mangelt, verleiht dem Wenigen, das er besitzt, einen desto größeren Werth.

Mehrere Tugenden, die man von den Britten rühmt, ihren Ernst, ihre Gesetztheit, Unverdrossenheit und Thätigkeit auf dem Meere, strahlen mit nicht geringerem Glanze aus dem National-Character der Helgolander hervor.

Einige Flecken, die man in dem Englischen National-Character zu entdecken glaubt, zeigen sich mit stärkeren Farben in dem der Helgolander.

Der Egoismus, in welchem Helvetius einst die Triebfeder

aller menschlichen Thätigkeit zu entdecken glaubte, herrscht bei allen Menschen; er findet öftere Veranlassungen, sich bei Insulanern, als den Bewohnern des festen Landes, zu äußern, weil sich das Interesse der ersteren nicht so sehr auf das Allgemeine, als auf ihren Privat-Vortheil erstreckt: aber eben daher fällt er bei den Bewohnern kleinerer Inseln mehr in die Augen, als bei Insulanern, die einen unabhängigen Staat bilden; diese haben mehrere Berührungspunkte mit anderen Völkern.

Wenn die Britten beschuldigt werden, als Mitglieder der Europäischen Republik egoistischer als die Continental-Völker zu seyn, so ist doch der Englische National-Character von Seiten der Rechtlichkeit in öffentlichen und Privat-Verhältnissen immer auf eine sehr vortheilhafte Art anerkannt, und sogar höher, als der der übrigen Welt, gestellt worden.

Auf dem Helgolander, dem die auswärtige Politik nichts ist und seyn kann, ruhete dagegen in früheren Zeiten der Vorwurf, daß er, sich selbst und seinen Mitbürgern nur zu getreu, und seiner Regierung nicht aufrichtig ergeben, glaubte, Ausländer, ohne ein Verbrechen zu begehen, bevortheilen zu dürfen, sogar den unglücklichen Schiffer, der im Sturme seine Hülfe anflehete. Armuth und Schwäche brachten hier, — uns ferner am Contraste haltend, — Verbrechen hervor, die bei dem mächtigsten Volke der alten Welt einst der Uebermuth, — ein Kind der Macht und des Reichthums, — erzeugte *).

Was einem Volke im Auslande Achtung erwirbt, ist: seine Zahl, Kraftäußerung, sein Muth, seine Kriegsthaten, sein Kunstsinn und Kunstfleiß, seine literarischen Erzeugnisse: in so fern demnach das Glück eines Volks von der äußern Achtung

*) „Honnêtes entre eux, brigands par rapport à l'univers."

abhängt, da sinkt die Wagschale gänzlich zum Nachtheile unserer Insulaner.

Das sittliche Wesen der Menschen ist an äußere Verhältnisse geknüpft. Je mehr der Mensch sich isolirt, um so mehr entfernt er sich von seiner Bestimmung. Alle seine Unternehmungen gedeihen zu einem größeren Grade der Vollkommenheit durch die Vereinigung der Kräfte. Je inniger und ausgedehnter seine Gemeinschaft mit anderen Menschen ist, um so mehr entwickeln sich seine Facultäten. Ein kleines isolirtes Inselvölklein kann niemals den Grad der Größe und des äußern Wohlstandes erreichen, als eine große selbstständige Nation.

Das Glück, dessen sich der Helgolander im Innern erfreuet, leidet noch weniger eine Vergleichung mit dem des Britten: er hat keine Muße sich zu unterrichten. Das Licht der Wissenschaften drang nicht bis zu seinem Felsen; hier schlugen die Künste ihre Werkstätte nicht auf: die Würze des Lebens mangelt.

Helgoland steht nicht ohne Seitenstück da. Die Insel Samothrace, im Aegeischen Meere, theilt mit ihr den Namen: die heilige. Eine auffallende Aehnlichkeit herrscht unter beiden. Auch Samothrace war lange Zeit wegen des auf ihr herrschenden Cultus der Cahiren berühmt, der wie der des Fosete in gleiches Dunkel gehüllt ist. Gleich Helgoland besteht Samothrace aus einem Felsen, zu dem der Zugang beschwerlich ist. Beide gewährten mehrmals aus ihren Ländern vertriebenen Königen und Prinzen einen Zufluchtsort; beide dieneten zu Zeiten dem Unglücke und dem Laster zum Aufenthalte, ohne zu einer Idylle Stoff zu geben: aber beide waren und sind noch, wegen ihrer erhabenen Lage, für die Schifffahrt wichtig.



## Anmerkung I.

# Schriften über Helgoland.

Unter die Schriften, die zuerst der Insel Helgoland mit Bestimmtheit erwähnen, gehört das Leben des heiligen Willibrod und des heiligen Ludger.

Adam, Domherr zu Bremen, gemeiniglich Adamus Bremensis genannt, liefert in seiner Historia ecclesiastica, oder Bremisch-Hamburgischen Stiftsgeschichte, die erste Beschreibung von dieser Insel. Adam reisete am Ende des eilften Jahrhunderts zum Dänischen König Svend Estritson, und sammelte an dessen Hofe und auf seiner Reise viele Nachrichten über die damals zu Dänemark gehörenden Länder. Seine Geschichte verdient mehr Glauben als die des Saxo, von seiner zierlichen Schreibart Grammaticus genannt, der am Ende des 12ten Jahrhunderts, auf Befehl des Lundischen Erzbischofs Absalon, dessen Secretair er war, eine Dänische Geschichte verfertigte, und dem man den Vorwurf macht, zu sehr als Dichter geschrieben zu haben. Albrecht Kranz, Chorherr zu Hamburg, welcher 1517 starb, hat aus den älteren Deutschen und Dänischen Jahrbüchern, besonders aus dem Saxo, eine Geschichte zusammengesetzt, die, außer der Zeit, in welcher er selbst lebte, nichts Neues enthält. Sowohl Saxo als Kranz erwähnen der Insel Helgoland.

Ein Manuscript von 1617, das noch auf Helgoland aufbewahrt wird, und einen dort gewesenen Prediger zum Verfas-

ser haben soll, gibt viele Nachrichten über ihre Beschaffenheit im 16ten Jahrhundert.

Die älteste gedruckte Beschreibung von Helgoland ist vom Jahre 1638, verfaßt von Peter Sachs; sie ist in den historisch-politischen Nachrichten von Camerer 1758 abgedruckt.

Benjamin Knoblauch gab 1643 heraus: Helgolandia, oder chorographische Beschreibung der Insel und Festung Helgoland. Knoblauch war mehrere Jahre Hofmeister bei einem damaligen Commandanten auf der Insel. Die Beschreibung von Peter Sachs ist gründlicher als die letzte. Allein Knoblauch gibt über die Antiquitäten und den früheren Gottesdienst der Helgolander einige schätzbare Notizen, vermischt mit vielen abergläubischen und unverständlichen Sachen.

Die neue Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswig und Holstein, von Dankwerth, vom Jahre 1652, nebst den dazu gehörigen Karten von Meyer, müssen als eine Hauptquelle für die Geschichte und Geographie Helgolands angesehen werden.

In den bereits bemerkten Camererschen hist. polit. Nachrichten ist eine interessante Handschrift von einem Ungenannten vom Jahre 1699, und des Advocaten J. Laß, aus Husum, ganz zuverlässige Nachricht von der jetzigen Beschaffenheit der Insel Helgoland, (wovon die letzte Ausgabe 1751 erschienen ist,) abgedruckt. Die Beschreibung von Laß ist nicht ohne Verdienste. Vorzüglicher ist aber der in den Schleswig-Holsteinschen Provinzialberichten im 4ten und 5ten Jahrgang, 1790 und 1791, enthaltene Versuch einer Beschreibung der Insel Helgoland, von Hasselmann. Der Verfasser beschreibt insbesondere die Wichtigkeit und die Art und Weise der Gewerbe der Helgolander.

Unter den Reisebeschreibungen und Journalen u. s. f., die Nachrichten über diese Insel enthalten, bemerken wir:

Bemerkungen auf Reisen über die Friesischen Inseln in der Nordsee an der westlichen Küste der Herzogthümer Schleswig und Holstein, 1789. — J. Pabst Reisen für Länder- und Völkerkunde. IV. Nürnberg 1799. — Joh. Friedr. Zöllner, Beschreibung einer Reise nach Helgoland in 1793. — Im Berliner Archiv der Zeit 1795. — Heinrich Ranzau in Westphalen Monum. I. — Im Hannoverschen Magazin in den Jahrgängen 1764. — In dem Handbuche der Schleswig-Holsteinschen Länderkunde, 1r Band 1799, ist eine gedrängte Beschreibung der Landschaft Helgoland befindlich, bei welcher die vorzüglichsten der hier angegebenen Schriften benutzt sind.

Edward Daniel Clarke gibt in seinen Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, Vol. III. London 1819, einige Notizen über diese Insel, zugleich mit einer Karte.



## Anmerkung II.

## Entdeckung des Nordens.

Der größte Theil der Ausleger der Geographie der Alten, unter diesen berühmte Männer, als Schlözer u. v. a., ist der Meinung, daß die alten Phönizier, bald nach der Gründung von Gades, nach den Britischen Inseln, sogar in die Ostsee nach Preußen schifften, und nach diesen Ländern einen fortgesetzten und regelmäßigen Handel trieben.

Europa besaß wenige Producte, die den Speculationsgeist der Handelsleute der alten Welt reizen konnten. Die Quantität

Silber, die sich in Spanien fand, veranlaßte die Phönizier zur Anlegung von Colonien in diesem Lande. Nächst diesem Metalle waren Zinn und Börnstein zwei sehr geschätzte Waaren Europa's.

Zinn findet sich vorzüglich in Cornwall in England, allein auch zu Montery; im Spanischen Gallizien wird es noch gegenwärtig in großer Menge gefunden.

Den Börnstein trifft man noch jetzt vorzüglich auf der Preußischen Küste zwischen Memel und Königsberg an. In geringen Quantitäten findet man ihn beinahe auf allen Europäischen Küsten, insbesondere aber in Sicilien, in der Nachbarschaft von Genua, in den Asturien, in Frankreich, auf den Schwedischen und Norddeutschen Küsten. Da nach der gegenwärtig angenommenen Theorie über die Erzeugung des Börnsteins, dieser ein Baumharz von einer ausgestorbenen Species von Bäumen ist *), so darf man annehmen, daß viele Stücke von selbigem über die Oberfläche vieler Länder in Europa verbreitet waren, wo sich jetzt, nachdem solche während vieler Jahrhunderte als Handelswaare sorgfältig gesammelt sind, nur noch selten kleine Bruchstücke finden.

Herodot berichtet: die Phönizier hätten Zinn von Inseln, — die er Cassiterides nennt, — geholt. Mit diesen Inseln setzt er den Eridanus-Fluß, von woher der Börnstein kommen soll, in Verbindung. Beide, die Zinn-Inseln und der Eridanus, versetzt er nach Westen, über Gades hinaus, in eine ihm unbekannte Welt. Keiner der alten Geographen hat das Vaterland von beiden bestimmter angegeben. Desto mehrere Erklärungen und Muthmaßungen haben moderne Geographen

---

*) Beobachtungen auf naturhistorischen Reisen; von A. F. Schweiger, 1819.

aufgestellt. Man hat bald in den Azoren, bald in den Inseln in Vigo-Bai in Spanien, bald in den Scilly-Inseln die Cassiterides wieder zu entdecken geglaubt. Für den Eridanus hält man den kleinen Fluß in Preußen, genannt die Rudes, oder Rodaune, oder Riddaune.

Die alten Phönizier sind das einzige handelnde Volk der alten Welt, über deren Schifffahrt und See-Handlung wir zuverlässige Nachrichten haben. In der ausführlichen und eleganten Beschreibung, die der Prophet Ezechiel im 27sten Kapitel von dem Character und dem Umfange des Handels der alten Phönizier gibt, endigen sich ihre Handelsplätze in Westen mit Tarschisch im südlichen Spanien:

„Tarschisch handelt mit dir, durch die Menge aller Gattungen von Kaufmanns-Gütern angezogen; Silber, Eisen, Blei und Zinn brachten sie zu deinem Handel *).“

Des Handels mit Börnstein wird von dem Propheten gar nicht erwähnt, er ward demnach von den Tyrern, in der Zeit, als ihr Handel im größten Flor war, nicht getrieben.

Die Beschaffenheit der Schifffahrt der Phönizier, so wie der Alten überhaupt, ist oft ein Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchung gewesen **). Ihre Schiffe waren mehr zum Rudern als zum Segeln eingerichtet, daher war ihnen Windstille, — das Schrecklichste für den modernen Schiffer, — zum Vorwärtskommen willkommner als der günstigste Wind, den sie nur

---

*) Nach Luthers Uebersetzung heißt es V. 12.: Du hast deinen Handel auf dem Meere gehabt, und allerlei Waaren, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf dem Markt gehabt. Michaelis, Eichhorn, Dr. Vincent und alle neuere Uebersetzer und Ausleger nehmen Tarschisch für die Provinz Tartessus in Spanien.

**) Robertson's Disquisition on the navigation of the ancients.

wenn er ihren directen Lauf, und zwar in Gemäßheit der schlechten Beschaffenheit ihrer Masten und Segel beförderte, benutzen konnten. Die Kunst, von Seiten-Winden einen vortheilhaften Gebrauch zu machen, war ihnen unbekannt. Lange Zeit war die Schifffahrt der alten Phönizier auf das Mittelländische Meer beschränkt. Wenn dieses in der guten Jahrszeit, gleich einer Landsee oder einem großen Fisch-Teiche, ruhig war, ruderten sie, oder krochen vielmehr längs der Africanischen Küste fort, — die Französische blieb ihnen lange unbekannt, — legten, wenn es dunkel ward, vor Anker, denn dann verloren sie das leitende Gestirn am Firmamente aus den Augen, und brachten, wenn es möglich, die Nacht am Ufer zu. Jede Besorgniß vor einem herannahenden Sturme veranlaßte sie einem Hafen zuzusteuern. Eine vermehrte Geschwindigkeit glaubten sie nur durch Anbringung mehrerer Ruder und öftere Abwechselung der Ruderer erhalten zu können. Je mehr sich aber die Zahl der letztern vermehrte, um so schwieriger war es, Lebensmittel und Wasser in hinlänglicher Quantität am Bord zu haben und aufzubewahren. Auf die Vorräthe, die man unterweges einnehmen könne, wurde bei Ausrüstung eines Schiffs vorzüglich gerechnet; Herodot läßt die Phönizier, bei ihrer angeblichen Umschiffung Africas, mehrmals säen und erndten.

Den großen Autoritäten für die Schifffahrt der Alten nach dem Norden eine von nicht geringerem Gewichte entgegen zu setzen, beziehen wir uns auf Kant. Dieser Philosoph schrieb in Königsberg, der Sitze des Börnstein-Handels: „Die Alten kamen nie in die nördlichen Gewässer, verließen bei ihren größten Schifffahrten nie das Ufer, legten an dasselbe fleißig an, holten sich von dort frische Nahrung, frisches Wasser, hatten auf ihren kleinen Schiffen nicht so viele faulende Materialien, bedurften nur

wenig oder gar nicht Wasser mitzunehmen, und vermieden hiedurch alle Umstände, durch welche der Scharbock erzeugt wird *).

Wollte man diese Beschreibung des elenden Wesens der Phönizischen Schifffahrt in der ältesten Zeit für übertrieben halten, so ergibt das 27ste Kapitel der Apostelgeschichte, in welchem unvollkommnen Zustande sie sich noch im 1sten Jahrhunderte nach Christi Geburt befand.

Vergleichen wir nun die Art der Schifffahrt der Phönizier mit den Schwierigkeiten, die sie bekämpfen mußten, von Gades aus längs den Küsten Portugalls um das Cap Finisterre herum zu schiffen, dann ihren Lauf durch die wegen ihrer Brandungen für kleine Schiffe so gefährliche Bai von Biscaja, und längs der wegen ihrer Sandbänke nicht weniger gefährlichen Küste Frankreichs bis nach den Britischen Inseln fortzusetzen; erwägen wir die verschiedenen directen Winde, welche zur Vollendung dieser Küstenfahrt nothwendig waren: jene Meinung von einer fortgesetzten Schifffahrt und Seehandlung der *alten* Phönizier nach Britanien, und gar durch die Ostsee nach Preußen muß höchst zweifelhaft erscheinen.

Woher holten die Phönizier aber das Zinn?

Vorausgesetzt, daß die Phönizier gewagt hatten, die Küste zu verlassen und das hohe Meer zu beschiffen, würden sie mit viel größerer Leichtigkeit nach den Azorischen, als nach den Britischen Inseln haben segeln können, denn sie wurden auf dieser Fahrt durch regelmäßig directe Winde begünstigt. Allein weder die Azoren, noch die Britischen Inseln, scheinen aus den angeführten Gründen in Betracht kommen zu können. Wollen wir wirklich nach Herodot annehmen, daß die Phönizier Zinn von Inseln

---

*) Kant's physische Geographie, 3 B. S. 256.

Inseln holeten, so eignen sich die in Vigo=Bai in Gallizien am besten dazu. Nach Vigo=Bai konnten die Phönizier von Gades aus gelangen, ohne die Portugiesische Küste aus den Augen zu verlieren, konnten bei Nacht, oder bei eintretenden starken Winden, in den Mündungen der Flüsse, die sich in den Atlantis ergießen, einen Zufluchtsort finden; nach diesen Inseln konnte das Zinn in jeder beliebigen Quantität aus den Zinn=Minen in Gallizien geschafft werden; endlich fanden sie in Vigo=Bai einen sichern und bequemen Hafen, der auf den Scilly=Inseln, die überdies einen gefährlichen Zugang haben, mangelt.

Börnstein war im Alterthume während mehreren Perioden eine sehr geschätzte Waare; er kommt häufig in den Schriften der Alten vor. Moses, Homer, Hesiodes, Thales erwähnen seiner. Aeschylus und Sophocles behandeln ihn dichterisch; sie wurden die Schöpfer der vielen Fabeln über seinen Ursprung und seine Natur, die den alten und neueren Auslegern so viel zu schaffen gemacht haben. Der Eridanus des Aeschylus scheint die Rhone gewesen zu seyn, an deren Ufern zu Sesterne, Dep. des Basses=Alpes sich der Börnstein noch gegenwärtig findet. Außer der Rhone, sind auch der Po und der Rhein, abwechselnd für den Eridanus gehalten worden.

Der Flüsse, aus welchen die Alten Börnstein ausführten, gab es demnach sehr viele. Der Börnstein=Handel war schon sehr im Flor, ehe die Britischen Inseln in der Welt=Geschichte auftraten. Wollen wir den Nachrichten des Herodot zufolge, eine Verbindung des Zinn= und Börnstein=Handels bei den Phöniziern annehmen, so konnten sie den Börnstein sehr wohl aus Vigo=Bai, zugleich mit dem Zinn holen. Der Transport zu Lande aus Asturien, wo sich der Börnstein noch gegenwärtig in ziemlichen Quantitäten findet, konnte nicht schwierig seyn.

Die Schifffahrt der Phönizier nach Preußen beruht daher,

in so fern sie von dem Börnstein-Handel abhängig gemacht wird, auf eine bloße Muthmaßung, die nicht mehreren Grund für sich hat, als aus einigen aufgefundenen Münzen oder Gefäßen, die Phönizischen Ursprungs zu seyn scheinen, auf eine Handelsverbindung und bleibenden Verkehr der Phönizier mit dem nördlichen Europa im grauen Alterthume schließen zu wollen.

Einen solchen Beweis für eine Gemeinschaft mit Jütland haben die bei Tondern gefundenen berühmten Hörner liefern sollen *). Herr von Donop will im Gefolge einer in Thüringen gefundenen, dem Anscheine nach Phönizischen Geldmünze, schließen, daß die Bevölkerung und die Aufklärung durch Phönizier nach West-Europa gekommen sey **). Diese Muthmaßung erinnert an eine andere, nämlich, weil vor kurzem Arabische Münzen in Mecklenburg aufgefunden sind, einen directen Verkehr der Araber mit dem nördlichen Deutschland annehmen zu wollen.

Wenn Herodot berichtet, daß der Bierbauer und Hanfweber in seiner Zeit nirgends als in Tyrus und Aegypten bekannt gewesen sey, so hat man, weil beide Geschäfte seit der frühesten Zeit in Schweden getrieben wurden, den Schluß gezogen, daß die Tyrer sie dort hingebracht hätten. Mit eben dem Rechte würde man aber auch vermuthen dürfen, daß, weil die alten Scandinavier die Gewohnheit hatten, diejenigen neu gebornen Kinder, die ihnen nicht anstanden, oder deren Unter-

---

*) Müller Dissertation sur les cornes d'or de Tondern. Copenh. 1806.

**) Das Magusannische Europa, oder: Phönizier in den Innern-Landen des Europäischen Westens, bis zur Weser und Werre. Meinungen 1819.

halt ihnen lästig war, auszusetzen, auch wegzuweisen, und dieser Gebrauch noch jetzt bei den Chinesen herrscht, eine unmittelbare Gemeinschaft mit den alten Scandinaviern und diesen vorhanden gewesen sey.

Herr Fr. Schlegel, (in seinen Vorlesungen über alte und neue Literatur,) stellt die Hypothese auf, daß die Buchstabenschrift den Anwohnern der Ostsee durch die selbige befahrenden Phönizier zuerst bekannt geworden, und sich diese daraus ihre eigene Runenschrift gebildet hätten. Von den Runen-Buchstaben sind einige Römische, und viele Züge derselben deuten auf einen Römischen Ursprung. Der Runenschrift fehlen neun nothwendige Buchstaben, und sie hat zwei überflüssige; sie ist offenbar das Erzeugniß eines noch auf einer untern Stufe der Cultur stehenden Volks. Schlözer (vom Ursprunge der Runen) behauptet, daß sie nicht der Schwedischen Sprache, dagegen aber der der Alemannen angemessen, von diesen erfunden und durch den Handel in Birka, zu Anfang des 7ten Jahrhunderts, nach Schweden gebracht sey. Aus welchen Gründen will man den altnordischen Völkern die eigene Erfindung einer so mangelhaften Buchstabenschrift absprechen, und sie auf Rechnung der Phönizier setzen, während mehreren ihrer religiösen und bürgerlichen Einrichtungen vor denen der letztern ein Vorzug eingeräumt werden muß?

Eher nach den Brittischen Inseln als nach Schweden würden die Phönizier ihre Schrift übertragen haben; denn welche Handels-Gegenstände konnte diese nach Scandinavien führen? Bekanntlich waren die Schweden in einem viel späteren Zeitraume mit den im Schoße ihrer Erde verborgenen Mineral-Schätzen noch ganz unbekannt, und bezogen ihr Eisen aus dem

Auslande *). Zwar finden sich auch auf den Britischen Inseln Spuren der Runenschrift, aber die Sachsen brachten sie dorthin.

Dagegen finden sich auf diesen Inseln andere Hinweisungen, die auf einen Verkehr derselben mit Phönizieren oder vielmehr ihren Colonien schließen lassen.

Die von mehreren Englischen Geschichtschreibern aufgestellete Behauptung, daß eine östliche Colonie die west und südwestliche Küste von Irland bevölkert habe, ist eine bloße Vermuthung, entstanden durch die Meinung von der Schifffahrt der Phönizier nach Irland. Die Bewohner dieser Küste zeigten, so weit die Geschichte reicht, keinen Handels- und Unternehmungs-Geist, oder irgend eine Spur von einer höhern Cultur, als ihre Nachbaren **). Vielleicht hat eine andere Behauptung, nämlich: daß die schwärzliche Gesichtsfarbe und das kurz gekräuselte Haar der Bewohner der südwestlichen Küste von Großbritannien eine Abstammung von den Phöniziern andeutete, mehreren Grund; diese Verschiedenheit von den übrigen Bewohnern Englands ist auffallend.

General Campbell besitzt ein ohnweit Armegh in Irland gefundenes Schwert, dessen Form und Zeichen genau mit den Carthagischen Schwertern, die in der Ebene von Canae gefunden worden sind, übereinstimmen. Nach der Angabe des Oberst Vallency hat man mehrere Phönizische Instrumente in den Minen in Irland gefunden. Doch auch diese Merkzeichen würden noch nicht das Daseyn eines fortdauernden Verkehrs zur See zwischen beiden Völkern beweisen; diese scheinen aus der Sprache hervorzugehen.

*) Archenholz Geschichte Gustav's Wasa, Königs von Schweden. 1801.

**) Views of Ireland, by John O'Driscol. 1823.

Groß ist die Gefahr, aus Aehnlichkeit von einzelnen Wörtern in der Sprache auf Völker-Verwandschaften zu schließen. Sehr treffend bemerkt Schlözer: „wer nur etwa 4 Sprachen kennt, dem frappirt es, wenn er einen ihm bekannten Schall in einer neuen und 5ten Sprache wieder findet; verstände er 40 Sprachen, so würde er wissen, daß dieser ähnliche Schall in allen 40 Sprachen anzutreffen sey.“ Die Aehnlichkeit der Punischen und Alt-Englischen Sprache ist aber zu auffallend, als nicht der Vermuthung eines dauernden Verkehrs Raum zu geben.

Sir Lavrence Parsons (Defence of the ancient history of Ireland) führt an, daß bei einer Vergleichung der Punischen Sprache, wovon uns Plautus eine Probe aufbewahrt hat, mit der noch unter dem gemeinen Volke in Irland üblichen Sprache, sich viele ähnliche Wörter finden. Das nämliche ist in Wales bemerkt worden. Ein Kenner des Gallischen hat sich kürzlich in den Englischen öffentlichen Blättern verbindlich gemacht, nach Maßgabe seiner Kenntnisse der letztern, eine genaue Erklärung und Uebersetzung der in Punischer Sprache geschriebenen ersten Scene des ersten Acts der Plautischen Comödie Pornules zu liefern.

Waren es die Tyrer, oder ihre Pflanzstädte Carthago und Gades, die directe Handlung nach den Britischen Inseln trieben?

Ezechiel, der zwischen 628 und 570 vor Christi Geburt lebte, beschreibt Tyrus im höchsten Glanze; in seiner Periode ward die Stadt von Nebucadnezar zerstört. Tyrus erreichte seitdem seine ehemalige Größe nicht wieder. Sollten die Tyrer, im Verfall, so entfernte Handels-Unternehmungen gewagt haben, und nicht zur Zeit ihres Flors? Wollen wir annehmen, sie hätten ihre Schifffahrt nach Britannien ausgedehnt, so war

dies wahrscheinlich vor Nebucadnezar. Aber Ezechiel erwähnt davon nichts.

Höchst unvollkommen sind unsere Kenntnisse von den Gegenständen und der Ausdehnung der Handlung der Cathager, von der beim Herodot und Thucydides viel gerühmt wird. Plinius leitet sogar den Ursprung der Handlung von ihnen ab. Eine Stelle im Herodot (4 B. c. 196.) vermindert jedoch den Begriff von einem sehr ausgedehnten Handel, und widerlegt die Meinung, daß er großen Einfluß auf die Cultur entfernter Völker gehabt habe. — „Die Carthager, sagt Herodot, handelten mit den Libyern auf folgende Art: in irgend einem Meerbusen eingelaufen, setzten sie ihre Güter ans Land, und begaben sich wieder an Bord; dann machten sie einen starken Rauch, bei dessen Erblickung die Libyer nach dem Orte eilten, wo die Waaren niedergelegt waren, Geld hinlegten, und sich bis auf eine gewisse Weite entfernten. Die Carthager landeten nun zum zweiten mal; fanden sie das hingelegte Geld dem Werthe der Güter angemessen, so nahmen sie es und schifften weiter; im entgegengesetzten Falle ließen sie es liegen. Die Libyer vermehrten dann die hingelegte Summe so lange, bis sie den Carthagern genügte.“

Mehrere Stellen in der Geschichte lassen in der frühern Periode auf ein fortdauerndes freundschaftliches Verhältniß zwischen den Tyrern und Carthagern schließen. Die ersteren verweigerten dem Cambyses den verlangten Beistand zu seiner beabsichtigten Unternehmung gegen Carthago; dorthin sandten die Tyrer ihre Weiber und Kinder, als Nebucadnezar Tyrus belagerte; nach Carthago flüchteten sich viele Tyrer nach der Eroberung ihrer Stadt. Erst funfzig Jahre nach diesem Ereignisse legten die Carthager ihre erste Pflanzstadt in Spanien an.

So wie die Schifffahrt der Phönizier, scheint die der

Carthager lange Zeit auf das mittelländische Meer beschränkt gewesen zu seyn.

Die Entdeckungs-Reise des Hannos soll nach den Alten in dem Zeitraume des höchsten Flors der Carthager statt gefunden haben. Dieser war vermuthlich vor ihrem unglücklichen Feldzuge in Sicilien in 395 vor Christi Geburt und dem bald nachher sich ereignenden Aufstande der Africaner.

Nun finden wir aber, daß Hanno, nachdem er aus der Straße von Gibraltar längs der westlichen Küste von Africa, ungefähr in der nämlichen Weite, als die Entfernung von Carthago nach Gibraltar beträgt, — eine unbedeutende Entfernung, — gekommen war, sich schon in ganz unbekannten Regionen befand. Ein sicherer Beweis, wie eingeschränkt die Schifffahrt der Carthager über die Meerenge von Gibraltar hinaus bis dahin gewesen war.

Ein Gleiches läßt sich aus der Entdeckungs-Reise des Hamilcars schließen. Nach einigen Schriftstellern fällt diese in der nämlichen Periode als die des Hannos; vermuthlich war sie aber hundert Jahre später unternommen, denn dem Scylax waren die auf ihr gemachten Entdeckungen noch nicht bekannt.

Die zu uns gekommenen Nachrichten über diese Entdeckungs-Reise des Hamilcars sind noch unvollkommner als die wir über die Hannosche besitzen. Daß Hamilcar längs den Küsten schiffte, scheint erwiesen. Eine Gruppe von Inseln, von ihm Ostrym genannt, unter welchen man Quessant zu finden glaubt, kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Daß er Irland und Großbritannien, wenn nicht entdeckte, doch besuchte, scheint ziemlich erwiesen zu seyn.

Wenn nun der herrschenden Meinung zufolge die alten Phönizier schon lange vorher nach den Britischen Inseln und nach Preußen geschifft und dort fortdauernd Seehandel getrieben

haben sollen, so fragen wir billig: wie hätten diese ihre Schifffahrt vor den Carthagern verbergen können, vor diesen Kaufleuten und Seefahrern, die nicht nur von ihnen abstammten, sondern nicht lange zuvor viele Ausgewanderte aus Tyrus in ihrer Mitte aufgenommen hatten? War den Carthagern aber das Daseyn der Britischen Inseln durch die Phönizier bekannt, so brauchten sie nicht erst Hamilcar zur Entdeckung derselben abzusenden.

Diodor. Sic. (B. 5. c. 19.) spricht von der Entdeckung einer Insel, die die Phönizier durch einen gewaltigen Sturm über die Säulen des Hercules weit hinaus in der Atlantis gemacht haben sollen, und wohin die Carthager, als sie davon Kenntniß erhielten, heimlich eine Colonie schickten. Aristoteles erzählt in seiner Schrift, de Incredibilibus, da, wo er von dieser Insel spricht: der Magistrat von Carthago, als er bemerkt, daß viele dahin ausgewanderte Bürger nicht wieder zurückgekehrt wären, habe diese zurückrufen und den Befehl ertheilen lassen, daß Niemand ferner dorthin auswandern solle; auch wird behauptet, daß die Carthager diese Insel in dem Falle, daß sie ihren Feinden unterliegen sollten, als einen letzten und sichern Zufluchtsort angesehen hätten. Unter mehreren Schriftstellern hat vorzüglich Dr. Cabrera *) zu beweisen gesucht, daß diese Insel die Mexicanische Küste gewesen sey. Aus den dunkeln Nachrichten, die uns die Alten von dieser Insel aufbewahrt haben, geht sichtbar hervor, daß weder die Phönizier die zufälligen Entdecker, noch die Carthager fortgesetzte Seehandlung dahin trieben.

Wenn es nicht zu gewagt scheinen möchte, über einen Theil

*) Description of an ancient City, discovered new Palenque, in Spanish America. Lond. 1822.

der alten Geschichte, worüber wir so wenige und unvollkommene Nachrichten haben, als über die Ausdehnung des Seehandels der Carthager sich Muthmaßungen zu erlauben, so möchten wir schließen, daß dies Volk seine durch Hamilcar erlangten Kenntnisse von den Britischen Inseln, weder zur Anlegung von Colonien, noch zu einem Handels-Verkehr benutzten. Die Azonischen oder Canarischen Inseln, — angenommen, daß diese die entdeckte Insel in der Atlantis gewesen sey, — konnten leichter erreicht werden, boten mehrere Handels-Artikel dar, als die Britischen, und doch untersagte der Senat den Verkehr.

Als die Römer Carthago einnahmen, erhielten sie keine nähere Kunde vom Norden. Polybius, den sein Freund Scipio auf eine Entdeckungs-Reise bald nach der Einnahme von Carthago ausschickte, sagt: (Lib. c. p. 210, 211.) daß alle die Länder zwischen dem Don und den Pyrenäen, so wie überhaupt das nördliche Europa, in seiner Zeit gänzlich unbekannt waren, und erkennt für Fabelschmiede, alle, die gewagt hätten, über solche unbekannte Regionen zu schreiben. Der Eroberer von Carthago glaubte, Britannien sey eine Stadt.

Möglicherweise können die auf einer See-Reise gemachten Entdeckungen geheim gehalten werden. Aber auch dann, wenn ein Volk fortgesetzten Handel nach den entdeckten Ländern treibt, oder vollends dort Colonien anlegt? Lange suchte die Spanische Regierung das Innere des Spanischen America's vor Ausländern geheim zu halten; vor den Unterthanen blieb es kein Geheimniß. Sollte einem Feinde, der das Mutterland unterjocht hätte, der Zustand der Colonien verborgen geblieben seyn? Oder sollen wir annehmen, daß von den vielen tausend Carthagern, die nach jener Voraussetzung von den Britischen Inseln Kenntniß haben mußten, auch nicht einer dem Schwerte der Römer entronnen sey?

Aber durch wen, wenn nicht durch die Tyrer und Carthager, kamen die Punischen Alterthümer und die Punischen Wörter nach den Britischen Inseln? Am wahrscheinlichsten durch die Einwohner von Gades.

Wir haben über den Handel der Gader eben so wenig, als über den der Carthager zuverlässige Nachrichten; wir wissen nicht einmal mit Gewißheit, daß sie die Britischen Inseln besuchten, welches wir doch von dem Carthager Hamilcar anzunehmen Gründe haben. Aber wir wissen, daß die Handlung der Gader außerhalb dem mittelländischen Meere sehr bedeutend war, daß ihre Schifffahrt sich bis zu den Azonen erstreckte *), welches wir von den Carthagern nur muthmaßen.

Die Ursache, daß man auf Rechnung der alten Phönizier so ausgedehnte Seereisen setzt, scheint vorzüglich darin zu liegen, daß man die Tyrer mit ihrer Pflanzstadt Gades verwechselt, die sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, bald nach der Zerstörung von Tyrus durch Nebucadnezar von ihrer Mutterstadt unabhängig machte, und gleich Carthago einen eigenen Staat bildete.

Einen solchen Irrthum scheint Strabo zu begehen, wenn er sagt: (Geo. Lib. III. 265.) daß die Phönizier die einzige Nation gewesen sey, die von Gades aus nach den Zinn-Inseln gehandelt hätte; denn aus der gleich nachher folgenden Erzählung geht hervor, daß er die alten Phönizier, als noch in Gades vorhanden, annimmt, als Tyrus nicht mehr war.

Strabo sagt: „Als die Römer einem Phönizischen Schiffe

---

*) Daß die Gader in der Zeit der Anwesenheit des Sartorius in der Spanischen Halb-Insel Schifffahrt und Handlung nach den Canarischen Inseln trieben, geht aus mehreren Schriftstellern hervor. Plutarch im Seneca Statius Sebosius nach Plinius (v. 1. 37.)

in der Absicht folgten, den Markt, von woher die Phönizier den Zinn holten, kennen zu lernen, setzte der Phönizier sein Schiff vorsetzlich auf den Strand, und bereitete dadurch dem nachfolgenden Römischen Schiffer ein gleiches Schicksal. Der Phönizier entgieng, indem er seine Ladung über Bord warf, der Gefahr des Scheiterns. Seine Landsleute bezeigten ihre Zufriedenheit mit seinem Betragen, durch den Ersatz seiner verlornen Ladung."

Die Römer waren zu keiner Zeit eine handelnde und seefahrende Nation. Sie erbaueten ihre ersten Kriegs-Schiffe nach dem Modell eines gestrandeten Carthagischen, in 306 vor Christi Geburt, als Alexander der Große Tyrus längst zerstört hatte. Jener von Strabo erzählte Vorfall ereignete sich demnach wahrscheinlich mit einem Schiffe von Gades, in der Periode, als diese Stadt noch ihre Unabhängigkeit gegen die Römer behauptete.

Die Schwierigkeit einer Seefahrt von Gades nach den Britischen Inseln hörte auf, sobald man sich nicht auf eine Küstenfahrt beschränkte. Wagte der Schiffer sich erst in das weite Meer, verstand er die Kunst, vermittelst Laviren, auch bei widrigen Winden das Ziel zu erreichen, so hatte die Umschiffung des Caps Finisterre keine Schwierigkeiten, und diesen Punkt erreicht, bringt heutiges Tages ein günstiger Wind in vier und zwanzig Stunden das Schiff nach Irland oder Landsend, die vorspringende Küste von Süd-England. Für Schiffer, die wie die Gader eine regelmäßige Schifffahrt nach den Canarischen Inseln trieben, konnte die nach den Britischen Inseln nicht abschreckend seyn.

Daß die Alten in späteren Zeiten nicht längs den Küsten, sondern in gerader Linie vom Cap Finisterre nach den Britischen Inseln segelten, scheint daraus hervor zu gehen, daß ihre Geographen mit der Bai von Biscaja und der nörd-

lichen Spanischen und Französischen Küste ganz unbekannt gewesen zu seyn scheinen. Sie dachten sich die äußerste Spitze von England beinahe über das heutige Spanische Gallizien liegend, ein Irrthum, der vermuthlich durch die kurze See-Reise vom Cap Finisterre in gerader Richtung nach Landsend auf der Britischen Küste veranlaßt ward.

Ob der Handel dieser Spanischen Phönizier mit den Britten sehr lebhaft war? Ob diese auf den Britischen Inseln Colonien anlegten? Wie lange er dauerte? Ueber alle diese Fragen finden wir keine Auskunft. Er endigte ohne Zweifel mit der gänzlichen Unterjochung von Gades. Die Römer zerstörten überall die Handlung, wohin sich ihre Waffen verbreiteten.

Die Unbekanntschaft der Griechen mit dem Westen und Norden von Europa in ihren Geographien läßt schon schließen, daß sich ihre Schifffahrt nicht über die Straße von Gibraltar hinaus erstreckte.

Die Zeit, wann der Name der Britischen Inseln den Griechischen Geographen bekannt ward, ist ungewiß, weil die Periode der Verfassung der Argonautica Orphei, worin zuerst eine Insel Jerne, die man für Irland hält, vorkommt, unbestimmt ist. Aristoteles ist der erste, der den Namen Albion anführt. Er bemerkt, daß Albion und Iberia mit vielen kleinen Inseln umgeben wären. Hatte Aristoteles Kunde von Hamilcars Entdeckungen, oder verdankte er seine Nachrichten den Griechischen Colonien, die mit den Britischen Inseln in Handels-Verbindung standen?

Die Handels-Verhältnisse dieser Colonien können theils ganz zu Wasser, theils zu Lande und über den Canal gewesen seyn.

Von der ersten Art finden wir nur ein Beispiel erwähnt. Athenäus erzählt, daß der Hauptmast zu dem berühmten Schiffe des Archimedes in Sicilien von Britannien

geholt sey, weil nur dort ein Baum von der erforderlichen Größe und Dicke zu finden gewesen wäre. Diese Erzählung ist an sich etwas verdächtig, weil die Britischen Inseln, und insbesondere ihre Küsten, keine Bäume von auffallender Größe und Dicke hervor bringen. Dann würde aber der Umstand, daß Archimedes seinen Mast aus England hatte kommen lassen, noch kein Beweis einer unmittelbaren Gemeinschaft der Griechen in Sicilien mit den Britten seyn. Ein Schiff von Gades konnte den Baum nach Syracus gebracht haben.

Von Marseille aus machte Pythias seine Reise nach Norden. Unerwiesen ist es, ob in einem Griechischen oder Gadesschen Schiffe. Letzteres ist wahrscheinlich, weil er sich in Gades einschiffte. Pythias ward auf Entdeckungen nach dem Norden ausgeschickt. Damals mußte also noch keine oder doch keine bedeutende See-Verbindung zwischen den Griechen zu Marseille und den Britischen Inseln Statt gefunden haben.

Höchst zweifelhaft ist es demnach, ob die Griechen ihre Kunde vom Norden und insbesondere von den Britischen Inseln der Schifffahrt verdankten; desto zuverlässigere Nachrichten sind aber von den Handelsverhältnissen ihrer Colonien über Land mit selbigen vorhanden.

Plinius (IV. Cap. 16. §. 13.) erwähnt, daß nach Timaeus die Einwohner von Britannien ihre Güter nach einer Insel, genannt Mictes, schiffeten, auf welcher Reise sie sechs Tage zubrachten. Rechnet man diese Entfernung von der äußersten Spitze Englands, wo sie vermuthlich Zinn einluden, so kann man, indem die schlechte Beschaffenheit der damaligen Fahrzeuge der Eingebornen berücksichtigt wird *), wohl die Zeit von sechs

*) Die Fahrzeuge der alten Einwohner der Britischen Inseln waren mit Kielen und Ribben von schlechtem Zimmerholze

Tagen annehmen, die die Küstenfahrt bis nach der Insel Wight erfordert haben mag. Von dieser letzten Insel ist bekannt, daß sie ein Haupt-Markt für die Gallier gewesen sey. Sehr wahrscheinlich war sie die Insel, der Plinius den Namen Mictes gibt.

Diodorus Sic. (v. 21.) benachrichtigt, daß die Gallier seit undenklichen Zeiten Zinn von der südwestlichen Küste Englands ausgeführt hätten.

Strabo (Geo. III. 219. apud Posidonium) beschreibt ausführlich die Handelswege, deren sich die Kaufleute der Gallier zu dem Transporte ihrer Waaren von der Insel Wight durch Gallien theils zu Lande, theils auf den Strömen bis Marseille und Narbonne zu bedienen pflegten.

Zwei Bemerkungen drängen sich hier auf: die erste ist, daß ohnerachtet dieses ungezweifelten lebhaften Verkehrs, zwischen Marseille und den Britischen Inseln, sich keine Griechische Antiquitäten auf den Britischen Inseln gefunden haben, und die zweite, daß Scipio und Caesar vergebens über die letztern Nachrichten zu Marseille einzuziehen suchten.

Zwar behauptet Aylect Sammers (Britannia Antiqua, Cap. vi. p. 74.) daß Spuren von der Sprache, den Wissenschaften, Sitten und der Religion der Griechen unter den alten Bewohnern Britanniens entdeckt worden wären, aber ohne Angabe der Daten, worauf sich diese seine Behauptung gründe, die durch die Beschreibung des rohen Zustandes, in welchem Cäsar sie bei seiner Landung fand, wenigstens höchst zweifelhaft wird. Befremdend ist es, daß die Griechische Sprache, die sich, wie aus zuverlässigen Nachforschungen bekannt ist, nur wenige Mei-

---

zusammengesetzt, mit Hurden von Weiden unterflochten und mit Häuten überzogen; sie sind noch in Süd-Wales gebräuchlich.

len über die Ringmauern von Marseille hinaus in Gallien verbreitete, mit Uebergehung von Gallien, über den Canal nach den Britischen Inseln sollte verpflanzt worden seyn.

Aus Allem, was wir über diesen Handel der Griechen wissen, geht hervor, daß er nicht von ihnen mittelbar, sondern durch die Kaufleute der Gallier geführt wurde, die die Waaren von Marseille nach der Insel Wight brachten und von dort abholten. Die Marseiller hatten daher nur durch die dritte Hand Kunde von den Britischen Inseln, die mit dem Verfalle ihrer Handlung dorthin sich verloren haben mochte, oder doch nicht umständlich genug war, der Wißbegierde eines Scipio oder Caesars Genüge zu leisten.

Unter den Producten, die die Gallier aus den Britischen Inseln nach Marseille und Narbonne gebracht haben sollen, wird auch des Börnsteins gedacht. Diodorus Sic. erwähnt ausdrücklich der Ausführung dieses Products aus den Britischen Inseln. Sotacus, ein unbekannter Schriftsteller, (nach Plinius XXXVII. S. 367.) behauptete, der Börnstein wachse auf Bäumen, Electrides genannt, in Britannien.

Der Handel mit Börnstein scheint seit Alexander dem Großen nicht im Gange gewesen zu seyn. Die Griechischen Schriftsteller, die seit Aristoteles des Börnsteins erwähnen, als z. B. Dyonisius Pernegeta, Diodorus Sic. u. a. m., entlehnten ihre Kenntnisse sichtbar aus den Werken der alten Griechen. Die Römer scheinen lange Zeit dies Product gar nicht gekannt zu haben. Die beiden Naturforscher, Lucretius und Seneca, erwähnen des Börnsteins nicht. Drusus entdeckte ihn im Jahre 10 vor Christi Geburt auf der Insel Borcum, und Germanicus auf Ameland.

Die Periode, in welcher die Gallier Börnstein aus den

Britischen Inseln nach Marseille brachten, muß daher vor oder doch gleich nach Alexander den Großen gesetzt werden.

Von allen Ländern und Inseln im Norden, sind es aber gerade die Britischen Inseln, wo sich keine Spur von Börnstein findet. Der einer Vorwelt angehörende Baum, der diesen Harz hervorbrachte, mußte auf diesen Inseln oder in ihrer Nähe nicht einheimisch gewesen seyn. Diese Waare mußte daher, ehe sie von den Britischen Inseln ausgeführt werden konnte, erst dorthin eingeführt werden; aber aus welcher Gegend? Von welchem Volke?

Die Britten waren der Schifffahrt zu unkundig, sich weit in die Nordsee zu wagen.

Von den alten Bewohnern des Nordens werden die Jütländer frühzeitig als gute Schiffer genannt. Auf den Küsten der Cimbrischen Halb-Insel fand sich Börnstein. Aber auch in einer solchen Menge, um als bedeutender Handels-Artikel zu dienen? Möglich, daß die Cimbrer den Börnstein von der Preußischen Küste zu Wasser holten, dann über Land nach den Ufern der Nordsee schafften, daß Schleswig der Haupt-Stapel-Platz war, daß sie dann diese Waare wieder zu Schiffe nach der Insel Wight brachten, und an Britische oder Gallische Kaufleute absetzten.

Dieser Handel, wenn erwiesen, würde nicht nur die frühzeitige Cultur der Cimbrer, sondern auch die Uebereinstimmung vieler ihrer religiösen Begriffe und Civil-Einrichtungen mit den Britten und Galliern erklären. Vielleicht erhielten die Griechen auf diese Art durch die Bewohner der Cimbrischen Halb-Insel die dunkelen Nachrichten über den Norden, die Ostsee und die Haupt-Niederlage des Börnsteins, die Preußische Küste. Die Unvollständigkeit dieser Nachrichten in den Griechischen Schriftstellern

stellern verrathen, daß sie solche durch die dritte oder vierte Hand erhalten hatten.

In Plinius Zeiten lernten die Römer das wahre Land, wo der Börnstein in großer Menge zu finden war, auf einem geraderen Wege kennen. Dieser Schriftsteller sagt: (Lib. XXXVII. C. 3. p. 656.) daß die Deutschen Börnstein sammelten, und durch Pannonien nach dem Lande der Veneti *) brachten.

Die Periode, wann dieser inländische, directe Handel nach Preußen eröffnet ward, ist nicht zu bestimmen. Wahrscheinlich war der Börnstein schon lange durch Pannonien nach Italien gebracht, ehe die Römer auf den Weg, auf welchem er zu ihnen gelangte, aufmerksam waren. Bayer bemerkt, daß eine Münze von Rhodus in Preußen gefunden sey. Möglich ist es, daß die Insel Osericta des Königs Mithridates, die den Börnstein hervorbringen sollte, das Königreich Preußen ist, von welchem er, als einem gegen Osten liegenden Lande, mehrere Kunde haben mochte als die Römer. Die letztern scheinen aber erst in dem Zeitraume, als sie mit den Schlesiern und Böhmen, während der Regierung des Königs Marobodanus, in Handels-Verhältnissen standen, von der Preußischen Küste, als dem Haupt-Markte des Börnsteins, zuverlässige Kenntnisse erlangt zu haben. Vermuthlich war gleich nach der Regierung des Kaisers Nero der directe Börnstein-Handel durch Pannonien im Flor; von diesem Kaiser sind die Römischen Münzen, die in Preußen gefunden sind.

Beim Verfolge der Geschichte der Entdeckung der alten

*) Die Veneti hatten ihren Sitz in dem westlichen Theile von Friaul, Treviso, Vicenza, Padua, Dogado, Ferrara und Rovigo.

Welt werden wir in den mehrsten Fällen finden, daß die geographischen Entdeckungen, wenn auch nicht immer früher, doch vollständiger, durch Land- als durch See-Reisen gemacht worden sind. Nicht nur daß die Erbauung der Schiffe und die Schifffahrt selbst die Kenntnisse und Erfahrungen vieler Jahrhunderte voraussetzen, ehe sie zu irgend einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit gelangen können: die geographischen Kenntnisse, die durch Schifffahrt allein erlangt werden, sind auf wenige Punkte der Küsten beschränkt, und gewähren höchst oberflächliche Ansichten.

Der Landstrich, den der Euphrat und Tigris, der Persische Meerbusen, die östliche Küste des mittelländischen Meers und der Berg Taurus einschließen, scheint am frühesten cultivirt gewesen zu seyn. Gemeinschaft zu Lande, veranlaßt durch die Producte Indiens, — unter diesen spielte der Pfeffer die Hauptrolle, — machte die Bewohner dieser Gegenden, außer mit Indien selbst, frühzeitig mit Arabien, Egypten, Etiopien und ganz Klein-Asien bekannt.

Die Phönizier schifften, Silber zu holen, von Tyrus aus nach Spanien. Zinn führten sie wahrscheinlich aus Vigo-Bai ein. Die Carthager entdeckten die Britischen Inseln; fortgesetzte Schifffahrt und Handlung trieben vermuthlich nur die Phönizischen Colonisten in Gades in einer spätern Periode dorthin.

Dies waren die Haupt-Punkte des Nordens, deren Entdeckung vielleicht auf Rechnung der Schifffahrt gesetzt werden kann.

Daß die Griechen dieser Schifffahrt ihre Nachrichten von diesen Gegenden verdankt haben sollen, ist nicht wahrscheinlich. Größer ist die Vermuthung, daß sie solche von den Griechen in Marseille erhielten, die durch die Kaufleute der Gallier schon

in einer früheren Periode über Land mit den Britten Handlung trieben.

Zuverlässige Nachrichten von der Preußischen Küste und der ihr zunächst liegenden Ostsee erhielten die Römer erst durch den Börnstein-Handel, der zu Lande aus Italien durch Pannonien nach Preußen Statt fand.

So wie der Pfeffer zur Entdeckung eines großen Theils von Asien und Africa Veranlassung gab, so führte der Börnstein zur Kenntniß der Ostsee und der sie umgebenden Länder; aber auch hier auf Landwegen. Kein Griechisches oder Römisches Schiff befuhr jemals die Ostsee.

So scheinen die Resultate dieser Untersuchungen zu seyn, deren weitere Ausführung der beschränkte Raum einer Anmerkung nicht gestattet.



## Anmerkung III.

## Ueber die Wohnsitze der Angeln.

Der ursprüngliche Wohnsitz der Angeln wird gemeiniglich da angenommen, wo eine kleine Schleswigsche Provinz noch gegenwärtig ihren Namen führt. Diese gränzt an die Ostsee und ist auf den engen Raum zwischen dem Flensburger Meerbusen und der Schley beschränkt. Dorthin versetzen Beda, König Alfred und andere Schriftsteller die Angeln.

Diese Schriftsteller schrieben im 8ten und 9ten Jahrhunderte, lange nach der Ankunft der Sachsen in England, welche im 5ten Jahrhunderte Statt fand. Beda gesteht, daß er nach

Hörensagen schreibe, er sucht die Angeln da, wo sie in seiner Zeit waren.

Aus diesen Schriftstellern folgt keinesweges, daß die Angeln in Tacitus Zeiten ihre Wohnsitze im heutigen Angeln hatten, oder wenn dieses war, daß dieser Provinz nicht ein größerer Umfang, als der gegenwärtige, beigelegt werden müsse.

Die älteren Geschichtschreiber sagen uns, außer dem Namen, wenig von den Angeln. Nach Tacitus sollte man geneigt seyn, ihren damaligen Wohnsitz am rechten Ufer der Elbe, — vielleicht im heutigen Lauenburgschen, — zu suchen. Ptolemäus setzt an ihre Stelle die Sachsen, die in der Folge mit ihnen verbunden gewesen zu seyn scheinen. „Auf dem Nacken der Cimbrischen Halb-Insel," sagt er, „wohnen die Sachsen." Ptolemäus versteht ohne Zweifel mit dem Nacken denjenigen Theil von Deutschland, in welchem der Hals der schmaleste Theil des Landes, der es mit dem Kopfe, — die Cimbrische Halb-Insel, — verbindet, gränzte. Nehmen wir an, daß unter der Benennung: Kopf, Jütland und Schleswig, unter dem Halse, Holstein, und unter dem Nacken, Lauenburg und Lüneburg verstanden sey, so scheint Holstein der Sitz der Angeln im 2ten Jahrhunderte gewesen zu seyn. Auch scheinen alle alte Schriftsteller, die des Uebergangs der Angeln nach Britannien erwähnen, anzudeuten, ihr Land sey zwischen den Jüten und Sachsen belegen gewesen.

Das heutige Angeln ist so klein, daß von dort aus keine bedeutende Heershaufen nach Britannien überschiffen konnten. Daß zahlreiche Züge von Angeln nach England gekommen seyn müssen, geht aus der Verordnung König Egberts im Anfange des 9ten Jahrhunderts hervor, in welcher er als Ursache, daß in allen öffentlichen Verhandlungen und Documenten der Name England gebraucht werden sollte, anführt, daß unter den her-

übergekommenen Sachsen die Angeln die zahlreichsten gewesen wären.

Beda sagt uns: die Angeln hätten, als sie nach Britannien übergiengen, ihr Land wüste und unbebauet gelassen. Das heutige Angeln ist die fruchtbarste Provinz in der Cimbrischen Halb-Insel. Man verläßt nicht ein fruchtbares Land, um ein weniger fruchtbares aufzusuchen, und nicht denkbar ist es, daß ein von der Natur so begünstigter Boden mehrere Jahrhunderte uncultivirt liegen bleiben sollte. Auf die Holsteinschen Heiden paßt Beda's Beschreibung besser.

Demnach ist hohe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Sitz der Angeln zu Tacitus Zeiten, und noch als sie nach England übergiengen, Holstein war. Vermuthlich erstreckte sich ihr Gebiet über die ganze Breite der Halb-Insel bis an die Westküste, ausgenommen der Marschen und Inseln, die Nachkommen der Cimbrer, damals Friesen genannt, bewohnten.

## Anmerkung IV.

## Ueber das Vaterland von Hengest und Horst.

Grupen, in seiner Untersuchung von der Sachsen Uebergange nach Großbritannien *), sucht zu beweisen, daß der Sitz dieses Volks in den Braunschweig-Lüneburgschen Landen gewesen sey. Seine Meinung fand vielen Widerspruch. Sprengel nimmt keinen Anstand in seiner Fortsetzung der allgem. Welt-

*) Observat. Rec. et Antiqu. Germ.

Historie (Th. 47. S. 93.,) ihm den Vorwurf zu machen, es sey ihm nur darum zu thun gewesen, ein angenehmes Thema zum Glückwunsche für König Georg II. bei seiner Ankunft in England zu haben.

Die Frage: Woher kamen die ersten Sachsen, welche Großbritannien eroberten? ist vielfältig untersucht worden. Die Meinungen scheinen sich größtentheils dahin vereinigt zu haben, daß sie Angeln waren und aus der Cimbrischen Halb-Insel kamen.

Diese Meinung scheint zuerst durch Alfred, Beda und andere Englische Schriftsteller, die lange Zeit nach dem Uebergange der Sachsen über dies Ereigniß geschrieben haben, verbreitet zu seyn, und vorzüglich darin ihren Grund zu haben, daß Sachsen und Angeln oft mit einander vermischt worden sind. Daher ist in England der Ausdruck: Anglo-Saxon, sehr gebräuchlich.

In Wales, wo durch Tradition die Eroberung Englands durch die Sachsen bis auf kleine Umstände, selbst in dem Andenken der untern Volks-Klassen, sich lebhaft erhalten hat, unterscheidet man die Sachsen sehr wohl von den Angeln, und nennt die ersten Eroberer Saxon.

Hengest stiftete in 449 das Königreich Kent, das aus der Provinz dieses Namens und aus Essex und Middlesex bestand. Die Endigung der Namen der beiden letzten Provinzen läßt schon vermuthen, daß Hengest und Horst nicht Angeln, sondern Sachsen waren. Viel später, in 575, landete ein anderer Abentheurer, Uffa, auf der östlichen Küste von Großbritannien, und stiftete das Reich Ost-Angeln. Daß Uffa zu den Angeln gehörte, beweiset der Name, den er dem von ihm gestifteten Reiche gab.

In Suhms Historie vom den fra Norden utwendrede Folk. Bd. 2. S. 25. u. f. sind mehrere Meinungen von den ersten Sitzen des Sächsischen Volks gesammelt. Nach

Möser waren die Sachsen ein Völkerbund aus den Germanischen Völkerschaften an der Elbe und Weser, und gehörten auch die Angeln zu diesem Bunde. Dagegen hat man aus dem Umstande, daß die Sachsen, deren Name beim Tacitus noch nicht einmal vorkommt, und die bald nachher im nördlichen Deutschland bedeutende Besitzungen hatten, schließen wollen: sie wären ein mächtiges Volk gewesen, das aus Rußland in Deutschland eingedrungen sey, und daselbst große Eroberungen gemacht habe.

Allein die Sachsen waren zwar ein eigenthümliches, aber den Deutschen Völkerschaften, die wir vor ihnen in Norddeutschland finden, in vielen Hinsichten nahe verwandtes Volk. Daß die letztern nach und nach ihre Bewaffnung und Sitten, und zuletzt ihren Namen annahmen, setzt nicht nothwendig voraus, daß die Sachsen alle diese Länder eroberten. Aehnliche Beispiele gibt uns die neuere Geschichte. Wie viele verschiedene Völkerschaften, von Tilsit bis Aachen, vereinigt jetzt der Name Preußen, ohne daß die ersten Bewohner des eigentlichen Preußen diese Vereinigung durch die Gewalt ihrer Waffen bewirkt haben. Im Gegentheile gaben sich die Ueberwinder den Volksnamen der überwundenen und vertilgten Preußen, so daß der Preußische Urstamm nur noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden kann. Eben so unbekannt mit der neuern Geschichte, als mit der alten der Sachsen, würden wir uns aus dem Umfange der gegenwärtigen Preußischen Monarchie zu dem Schlusse berechtigt halten, daß die Bewohner des kleinen Königreichs Preußen ein sehr kriegerisches Volk gewesen seyn müßten, und die heutigen Preußen, ihrem Namen zufolge, nicht ein Deutsches, sondern Slavisches Volk wäre.

Was die Geschichte von den Thaten der Sachsen aufbewahrt hat, nachdem Ptolemäus ihrer zuerst im 2ten Jahrhunderte erwähnt, ist kürzlich: in 287 eroberten sie, verbunden mit

den Franken, Batavien, und in 359 nahmen sie den Römern am Rheine vierzig Städte weg. In 398 wagten sie sich zur See schon bis zu den Orcadischen Inseln. Gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts besaßen sie, nach Eginhard, das ganze nordwestliche Viertheil Deutschlands, von der See bis zum Rheine, und nördlich bis zu den Gränzen Jütlands. Die Angeln sind in dieser Periode nicht mehr vorhanden; nur an den Küsten sind Friesen.

Die Behauptung: die ersten Eroberer Englands waren Sachsen und nicht Angeln, gewährt bei der Unbestimmtheit des Gebiets der erstern im 5ten Jahrhunderte über das Land, von woher sie eigentlich kamen, noch keine genügende Auskunft; wir müssen uns daher nach näheren Andeutungen umsehen.

Die Namen Hengest und Horst sind ohne Zweifel Deutsch, und noch gegenwärtig in den untern Provinzen des Hannöverschen sehr gebräuchlich; besonders sind sie in der Grafschaft Hoya sehr gewöhnliche Zunamen der Landleute. Ein adeliges Geschlecht von Horst blühet noch im Fürstenthum Minden. Etwa eine Stunde von Hoya, an der Weser, liegt ein großes Dorf, des Namens Hengst; mehrere kleinere gleichen Namens finden sich im Bremenschen. Unter der Benennung Horst gibt es zehn Ortschaften im Alt-Hannoverschen, wovon drei in der Grafschaft Hoya befindlich sind. Ein Dorf Horst liegt an der Oste, im Amte Himmelpforten, im Bremenschen.

So unsicher es im Allgemeinen ist, aus der Gleichheit von ältern und neueren Benennungen geographische und historische Beweise ableiten zu wollen, so müssen solche doch bei dem Mangel an besseren in so fern einiges Gewicht erhalten, als man annehmen kann, daß Namen, welche in der ältern Zeit vorkommen, sich nur in einer solchen Allgemeinheit bei den Nachkommen des nämlichen Volks haben erhalten können. Ein

Beispiel hiervon geben uns die vielen Namen aus der Jüdischen Geschichte, die noch heutiges Tags unter den Juden unverändert angetroffen werden.

Die Sachsen waren schon im 4ten Jahrhunderte wegen ihrer Seeräubereien bekannt, und von Hengest und Horst wird behauptet, sie wären Seeräuber gewesen. Ein Einwurf möchte demnach entstehen: ob wir ihre Wohnsitze so tief im Lande, als im Hoyaschen, annehmen dürfen.

Die Wohnsitze der eigentlichen Sachsen scheinen zwischen der Elbe und der Ems gewesen zu seyn, die Weser war gleichsam der Mittelpunkt, und daher die Grafschaft Hoya für einige Anführer der Sachsen ein angemessener Sitz. Auch finden wir Residenzen des späteren Sächsischen Heerführers, Wittekind, nicht sehr fern vom linken Weser-Ufer. Aus den Mündungen der Weser und Elbe mußten vorzüglich die Sächsischen Schiffe auf ihren seeräuberischen Zügen auslaufen. Allein die Haupt-Tummel-Plätze der Sächsischen Seeräuber waren wohl mehr die Küsten der großen Ströme und des Meers, als die See selbst. Die Schiffe der Sachsen, so wie sie uns Beda beschreibt, waren mehr zur Strom- und Küsten-Fahrt, als zur Beschiffung der See eingerichtet, auf welcher sie nur in der günstigen Jahrszeit weite Reisen wagten *).

Allein die großen Flüsse hatten im 5ten Jahrhunderte, als die Marschländer noch nicht eingedeicht waren, ein viel größeres Fluß-Bette als gegenwärtig. Wenn dieses gleich bei der Ebbe größtentheils ablief, so ward es doch, selbst bei gewöhnlicher

*) Beda und sein Uebersetzer Alfred nennen die Schiffe der Sachsen lang und schmal; ihr Sächsischer Name war Kinles. Noch jetzt heißen die kleinen Schiffe, welche die Kohlen von Newcastle nach dem eigentlichen Hafen dieser Stadt bringen, Keel, und ihre Mannschaft Keelmen.

Fluth, bis auf die auf Worthen liegenden Häuser und einige hoch liegende Felder, unter Wasser gesetzt. Die Weser erstreckte sich damals, z. B. bis an das Dorf Debstedt, im Amte Bederkesa. In einem Zeitraume, in welchem im nördlichen Deutschland noch keine Städte waren, und folglich kein Seehandel blühete, konnte der Zweck der Seeräuber nicht die Wegnehmung von Handelsschiffen, sondern nur die Plünderung der Küsten-Bewohner seyn. Erst die Normänner vereinigten beide Zwecke.

Die Sachsen machten die Seeräuberei nicht zur einzigen Beschäftigung; sie trieben sie nur gelegentlich, vielleicht mehr als kriegerische Uebung, als wie Nahrungsquelle. Unmittelbar an der See zu wohnen, möchte für die Anführer der Sachsen, wegen Besorgniß eines Ueberfalls von andern Seeräubern, gefährlich gewesen seyn. Aus dieser Ursache verlegten die Grafen von Stade ihre Residenz von dieser Stadt tiefer ins Bremensche nach Harsefeld.

Wir glauben in Blankenese und seinen Bewohnern ein Bild zu sehen, was Hengest und seine Sachsen im 5ten Jahrhunderte waren. Auch den heutigen Blankenesern traf ehemals der Vorwurf, neben Fischerei gelegentlich Seeräuberei zu treiben; auch diese wohnen dem Strome aufwärts, 12 Meilen von der See entfernt, ein Dorf nahe am Flusse gelegen; auch diese haben schmale, spitze Fahrzeuge, mit denen sie sich weit in die See, ja sogar in einzelnen Fällen bis nach England, wagen.

Man weiß in Hengest kein Wort mehr vom ersten König von Kent, oder seinem Bruder Horst; kein Platz wird angegeben, wo einst seine Burg stand. Aber hatte ein Anführer der damaligen Sachsen eine Burg? Ist doch jetzt der noch in seinen Umfangs-Mauern vorhandene Pallast des ehemaligen Wittekinds in Soest kaum zu einem Holzstalle für eine bürgerliche Familie geräumig genug.

D.

20

43

75

